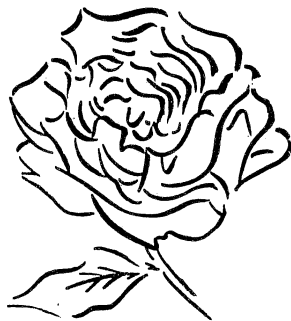


INHALT

Zum 30. März 1813 / <i>Staatsarchivrat a. D. Dr. Paul Steinmann</i>	3
Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte VIII / <i>Staatsarchivrat a. D. Dr. Paul Steinmann</i>	8
Das Naturschutzgebiet „Ostufer der Müritz“ und eins seiner Charaktertiere <i>Dr. Ernst Urbahn, Zehdenick/Mark</i>	37
Der Bildhauer Otto Flath / <i>Rudolph Jacoby</i>	43
Sommer / <i>G. H.</i>	48
Die Wandlung des humanistischen Bildungsideals in Staat und Gesellschaft <i>Korvettenkapitän a. D. Hermann Brunswig, Argentinien</i>	49
Amalie Donnerbergs Tod im Leben ihres Vaters, des Professors an der Universität Rostock G. P. H. Normann (1753—1837) <i>Professor Dr. Karl Alfred Hall, Marburg/L.</i>	62
Das Herz der Artemis geweiht. Lebenserinnerungen einer bedeutenden Engländerin / <i>Hermann Rössler, Canada</i>	72
Hochsommer / <i>G. H.</i>	78
Ist Krebs heilbar? / <i>Professor Dr. Hans Runge, Dr. Hugo Zeitz, Oberarzt, Heidelberg</i>	81
Warum ist der Fudschijama so schön? Versuch eines Glasperlenspiels <i>Dipl.-Ing. Bundesbahnberrät Hans-Dieter Schäfer</i>	85
Der Forscher und Archivar Friedrich Lisch 1801-1883 / <i>Annalise Wagner</i>	88
Aus Land Stargard in die weite Welt / <i>***</i>	90
Wilhelm Unger 1775-1855, Neffe von Wilhelm Tischbein, Hofmaler und Professor in Neustrelitz. Anhang III Literatur, Auszüge und Abkürzungen / <i>Prof. Dr. Eckhard Unger</i>	95
Über den Ursprung und die Geschichte Malchins / <i>Dr. Ulrich Fischer</i>	102
Neudrusedom / <i>Erinnerungen von Niklas Nothnagel *</i>	116
Bücher und Buchbesprechungen	122
Zu unseren Texten und Bildern	127
Uns' plattdütsch Eck	131
Vermischte Beiträge	138

Das Carolinum

Blätter für Kultur und Heimat



1813 / 1963

29. Jg. - Nr. 38

Göttingen

Sommer-
Halbjahr 1963

Alle Rechte vorbehalten

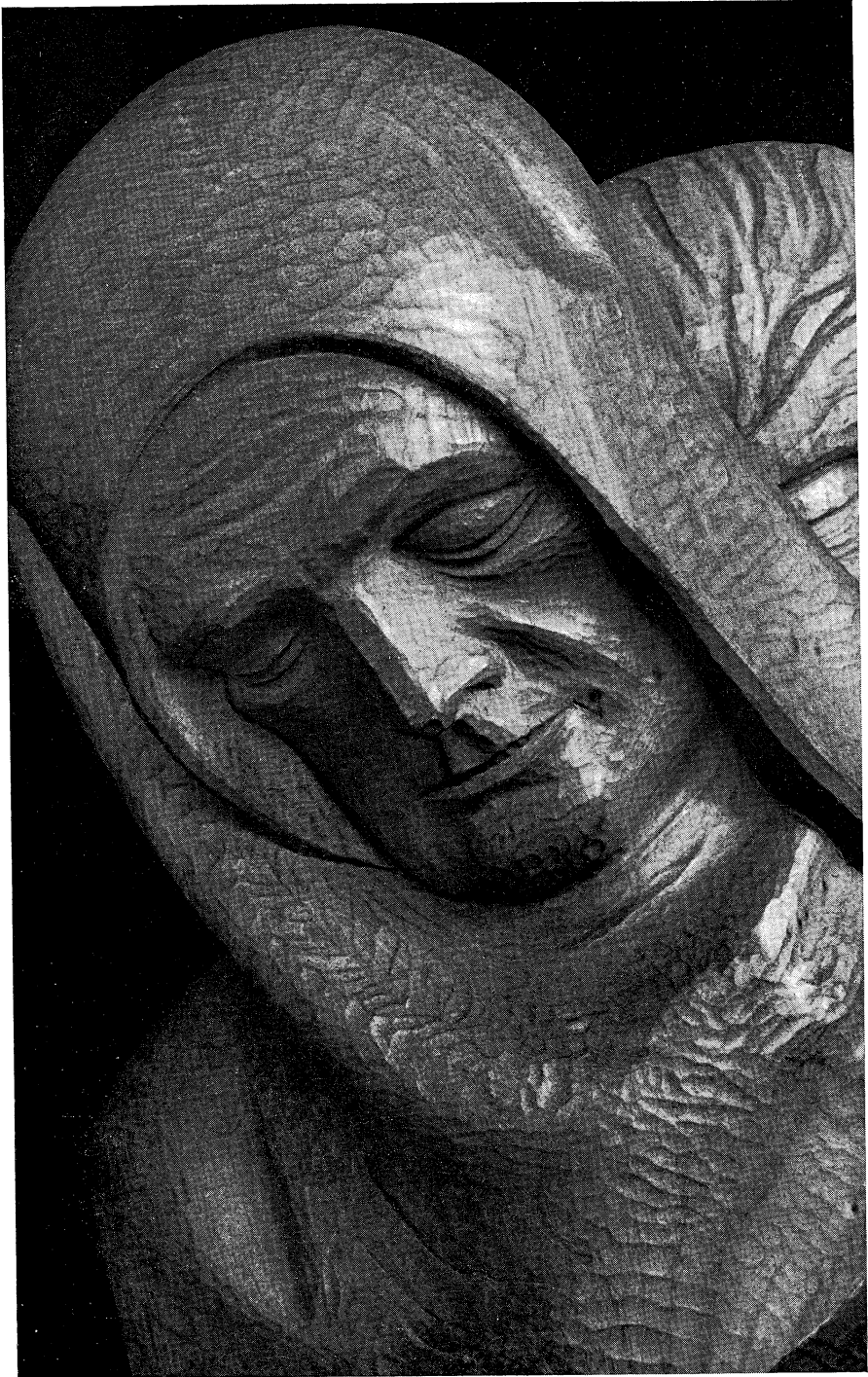
Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben

von

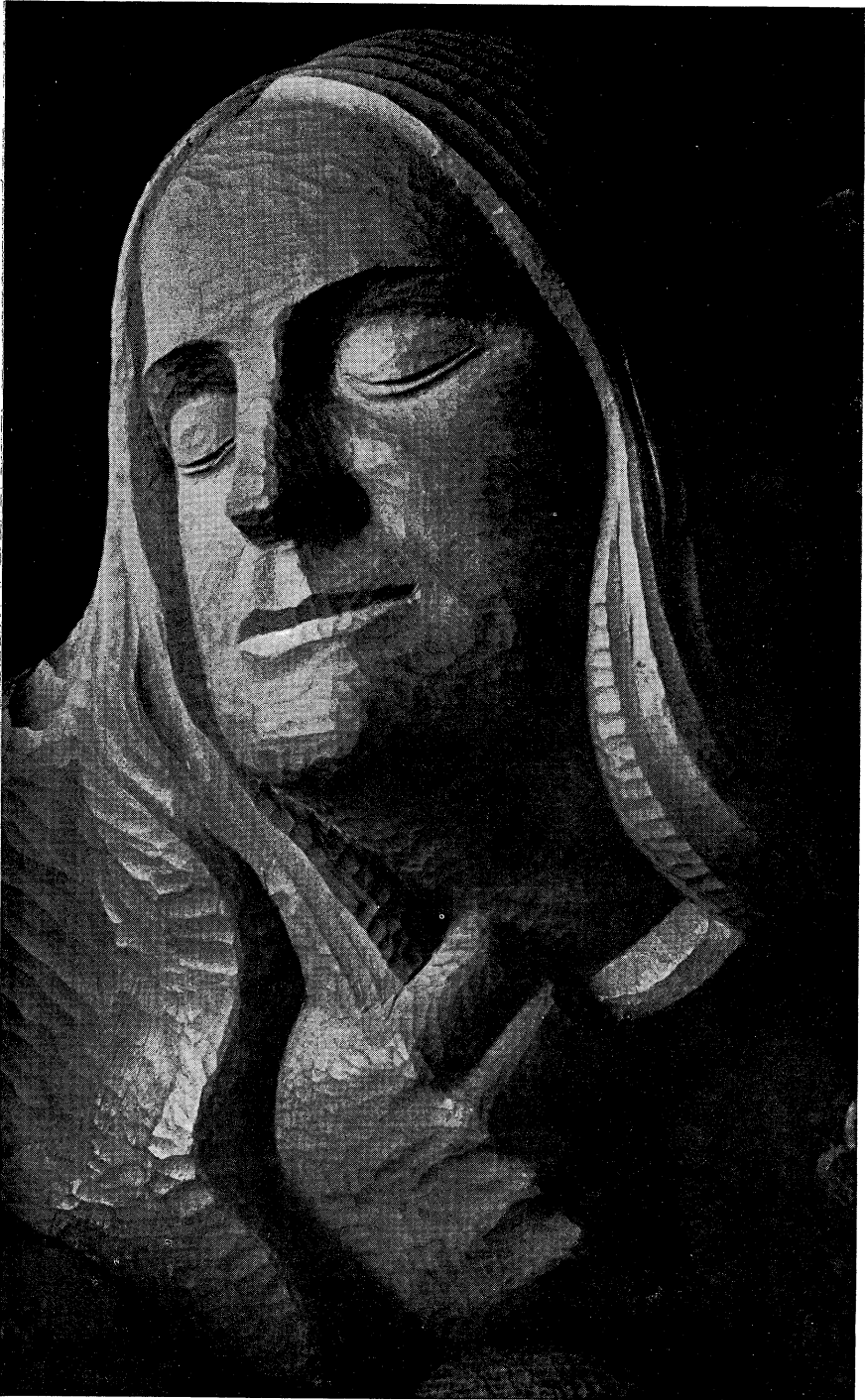
Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler
Göttingen, Guldenhagen 19

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten
Gebrüder Wurm KG, Göttingen



Ausschnitt aus „Finale“

Otto Flath



Ausschnitt aus „Finale“

Otto Flath



Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz, Sohn von Herzog (Großherzog) Carl aus 2. Ehe, geb. 1785, gest. 1837, als Kgl.-preußischer General und Kommandeur des Gardekorps

Zum 30. März 1813

Von Paul Steinmann

Vor 150 Jahren, im Verlaufe des Monats März, sagten sich Mecklenburgs Fürsten — als erste deutsche Landesherren — vom Rheinbund los: Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin am 14. März, Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz am 30. März. Herzog Friedrich Franz leistete dabei der Aufforderung seines Verwandten, des Kaisers Alexander von Rußland, Folge, sich ihm mit den Schweriner Truppen anzuschließen. Eine Aufforderung, die durch Oberst Frhr. von Tettenborn, den Führer eines russischen Streifkorps, am 14. März in Ludwigslust übermittelt wurde. Für Herzog Carl und seine Söhne bedeutete der 30. März nur die Krönung von Bestrebungen, die tief in ihrem eigenen Innern wurzelten. Sie zeichneten sich bereits seit dem 26. Dezember 1812 ab in vertraulichen Briefen der beiden Söhne Carls. Es waren zunächst noch vorsichtige Äußerungen sowie verhüllte Wünsche und Bestrebungen, die aber schon vom 5. Januar 1813 ab bestimmte Formen annahmen: Prinz Carl schlug an diesem Tage seinem Vater vor, Erbprinz Georg solle mit einem Bündnisangebot nach Berlin reisen! Mit diesem traf Georg am 20. Januar in Potsdam bei König Friedrich Wilhelm III. ein, „drängte ihn zum Kampf für die Befreiung Deutschlands und stellte ihm die Kraft seines kleinen Heimatlandes zur Verfügung.“ — So ging schon früh vom Strelitzer Fürstenhaus ein bedeutsamer Impuls aus, den zaudernden König, der kein Politiker war, zum Losschlagen zu bewegen. — Weil aber der König „noch in seinem Innern mit sich nicht einig“ war und wegen seiner eiligen Abreise nach Breslau am 22. Januar, erfolgte die offizielle Lossagung vom Rheinbund und der Abschluß des Bündnisses mit Preußen erst am

30. März. Zuvor hatte Herzog Carl am 16. März den König von Preußen wiederum aufgefordert, die Waffen zu ergreifen „für die Sache Deutschlands . . . für die Sache Gottes und der Welt“.

Bei ihren Bestrebungen, den Freiheitskampf zu entfachen, wuchsen Herzog Carl, seine beiden Söhne und nicht zuletzt der leitende Staatsminister August von Oertzen in ihren politischen Bestrebungen über sich hinaus: Sie waren „Überflieger“, Männer, die ihrer Zeit weit voraneilten! Gewiß, der französischen Fremdherrschaft über Deutschland sollte und mußte im Bündnis mit Preußen ein für allemal ein Ende bereitet werden. Aber Endzweck des Freiheitskampfes war für die Strelitzer Fürsten und für August von Oertzen die Errichtung eines einheitlichen deutschen Reiches mit dem König von Preußen als deutschen Kaiser! Ja, Erbprinz Georg schlug im Interesse der Begründung eines dauerhaften deutschen Einheitsstaates sogar vor, daß Deutschlands Fürsten auf ihre Würde Verzicht leisten sollten! — Damit hatte Georg bekundet, daß er von der Notwendigkeit durchdrungen war, dem „Geiste der Zeit Rechnung tragen“ zu müssen.

In ihren Bemühungen um die Errichtung eines starken deutschen Einheitsstaates überflügelten Herzog Carl, seine Söhne und sein leitender Staatsminister die meisten ihrer Standesgenossen.

Von gleichem hochgemuten Geist, der sich weit über partikularistische und selbstsüchtige Bestrebungen erhob und sich frei machte von überlebten Begriffen, war auch der von August von Oertzen verfaßte Aufruf Herzog Carls vom 30. März 1813 erfüllt. Während Friedrich Franz in seinem Aufruf vom 25. März noch seine „getreuen Untertanen“ zum Freiheitskampf und zum freiwilligen Eintritt in Korps von Infanteristen und Jägern aufforderte, lautete in Carls Aufruf



*August von Oertzen, geb. 1777
Meckl.-Strelitzer Staatsminister
Kupferstich von Ruschewey 1834
nach dem Ölbild von W. Unger*



*Mecklenburg-Strelitzer
freiwilliger Jäger
1813 — 1815
(nach Lisch)*



*Mecklenburg-Strelitzer
freiwilliger Husar
1813 — 1815
(nach Lisch)*

die Anrede: „Mecklenburger, deutsche Männer“! — Nachdem die Bevölkerung sehr eindringlich auf ihre Leiden und Lasten in der Franzosenzeit, auf die Bedrückung der öffentlichen Freiheit und auf die Opfer des Feldzugs von 1812 hingewiesen war, heißt es in dem Aufruf: „Die Stunde der Befreiung ist gekommen, und es ist hoch an der Zeit! Laßt auch uns zeigen, daß wir wert sind besserer Tage, indem auch wir freudig und lebendig ans Werk gehen . . . In solcher Zeit sondern sich die herrlichen kräftigen Naturen von denen ab, die in Selbstsucht und Schwäche verkümmert sind, in solcher Zeit erwirbt man sich Achtung oder verliert sie! Wir wollen uns Achtung erwerben bei den Deutschen, indem ein jeder von uns mit Hingebung tut, was an ihm ist!“ — Diesen Aufruf beschloß Herzog Carl mit den Worten: „Mit Gott werde ich mich der Ehre wert zeigen, ein deutscher Fürst zu sein, und ihr getreuen Mecklenburger werdet allen deutschen Brüdern ein Beispiel geben, auf daß man auch uns nenne in der Geschichte und unsere Kinder achtungswerter Väter sich rühmen!“ — Damit war eine bindende Verpflichtung für Fürst und Volk zur Volksgemeinschaft bekundet.

Gleichzeitig hob Herzog Carl die durch die Kontinentalsperre verursachten Handelsbeschränkungen auf. Sodann erließ er einen Aufruf für die Darbringung von freiwilligen Gaben für die Ausrüstung „vaterländischer Krieger“. — Hierbei ging der Herzog mit bestem Beispiel voran, indem er sein ganzes Tafelsilber opferte. — Ferner wurde die Errichtung des Landsturms in die Wege geleitet. Epochemachend war es hierbei, daß im Landsturm die Idee der allgemeinen Wehrpflicht zum ersten Mal, und zwar konsequent, durchgeführt wurde, indem alle wehrfähigen, im Lande verbliebenen Männer vom 17. bis zum 60. Lebensjahr, von den Ministern bis hin zu den letzten Arbeitern, zur Verteidigung des Heimatlandes im Landsturm vereinigt wurden. Schließlich berief Herzog Carl am 2. April „mit freudiger Zuversicht auf den deutschen Sinn in Unserm Land die jungen Männer desselben zum Kampfe für die Sache des deutschen Vaterlandes“ und zum Eintritt in das zu errichtende Husarenregiment. Der zu dessen Chef ernannte Oberstleutnant von Warburg sprach in seinem Aufruf seine jungen Landsleute an mit: „Meine Freunde und Waffenbrüder“! Das war ebenso epochemachend, wie die Tatsache, daß das Regiment nicht als Herzoglich Mecklenburg-Strelitzches Husarenregiment; sondern als „Vaterländisches Husarenregiment“ offiziell bezeichnet wurde! — Das Regiment hatte überhaupt einen besonderen Charakter: Es war halb ein mecklenburgisches und halb ein

preußisches Regiment: Die Offiziere und Unteroffiziere waren in der Hauptsache detachierte preußische Soldaten, die Hauptmasse der Mannschaften waren Mecklenburg-Strelitzer Landeskinder.

Aber das Husarenregiment sollte noch mehr sein als ein mecklenburgisch-preußisches Regiment. Es sollte ein deutsches Regiment werden! Denn mit dem „Vaterland“ war nicht etwa das Land Mecklenburg-Strelitz, sondern das deutsche Vaterland gemeint! Das zeigte sich auch darin, daß die Husaren neben der mecklenburgischen Kokarde die preußische an ihren Tschakos trugen, wobei der Staatsminister von Oertzen die Erwartung aussprach, daß sie in eine deutsche Kokarde verwandelt würde!

Durch ihre packenden Aufrufe und durch beispielhaftes Verhalten erreichten es Herzog Carl und sein Minister August von Oertzen, daß der Opfersinn der Bevölkerung so geweckt wurde, daß mit den gespendeten Geldsummen und Sachwerten die ganze Ausrüstung des Husarenregiments bezahlt werden konnte.

Dieselbe Opferbereitschaft trat auch in Erscheinung bei den Meldungen zum Eintritt in das Husarenregiment: Der Wille, für die Befreiung Deutschlands vom Joch der Franzosenherrschaft außer dem Gut auch das Blut zu opfern, zeigte sich darin, daß der Mannschaftsbestand des Regiments binnen weniger Tage vollzählig war und viele Landeskinder sich genötigt sahen, in preußische Regimenter als Freiwillige einzutreten.

Der unerträgliche Druck der Franzosenzeit hatte großen Haß ausgelöst. Aber von größerer Bedeutung war es, daß in dem allgemeinen Charakter und in der Bewertung des Soldatentums sich in Preußen seit 1808 unter dem Einfluß der Scharnhorst'schen Reformen ein grundlegender Wandel vollzogen hatte. Der war bei Beginn des Freiheitskampfes als die neue Idee der allgemeinen Wehrpflicht in Erscheinung getreten. Bis dahin hatten sich die preußischen Regimenter zum großen Teil aus Söldnern, aus Abenteurern und Vagabunden aller Herren Länder, zusammengesetzt, von denen das Bürgertum sich weit distanzierte. Durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht kam ein neuer Ehrbegriff und ein neues Ehrgefühl der Soldaten zum Durchbruch und eine andersartige Bewertung des Soldatentums. Der Soldat stand fortan nicht mehr abseits als ein Fremdkörper, sondern er war ein vollwertiges Glied der Volksgemeinschaft, der für Freiheit und Vaterland kämpfte.

In Mecklenburg-Strelitz gab es bis 1808 kein Militär im modernen Sinne, das für den Kriegsfall eingesetzt werden konnte. Die alte Garde hatte nur Wach- und Repräsentationsaufgaben für den Neustrelitzer Hof zu erfüllen. Als 1808 ein Rheinbundkontingent aufgestellt werden mußte, bestanden die Stammanschaften zumeist aus landesfremden Söldnern, die 1809 durch eine Aushebung von Landeskindern der niederen Stände ergänzt wurden. Das war nach Herzog Carls Worten „eine den bisherigen Verhältnissen von Mecklenburg so fremde Maßregel“, daß sie auf großen Widerstand stieß: Die jungen Leute gingen zu Hunderten über die Grenze! Nichts aber bezeichnet mehr den Wandel des Zeitgeistes, als daß es im Jahre 1813 Herzog Carl, seinem Minister von Oertzen und dem Oberstleutnant von Warburg, einem geborenen Mecklenburg-Strelitzer, gelang, die Begeisterung der Jugend des Landes, d. h. des Landes Stargard, für den Freiheitskrieg durch ihre Aufrufe, die von feinstem psychologischem Verständnis zeugten, zu wecken. Dagegen hatten die Aufrufe im Fürstentum Ratzeburg so gut wie keine Wirkung. Trat doch sogleich eine weitgehende passive Resistenz in Erscheinung. Daher sah sich die Neustrelitzer Regierung genötigt, eine Aushebung durchzuführen. Dabei kam es aber in Schönberg zu einer schlimmen Revolte. Die Neustrelitzer Regierung ging scharf vor und erzwang eine

gewaltsame Aushebung. Schuld an diesen üblen Erscheinungen hatten aber in erster Linie die leitenden weltlichen und geistlichen Beamten der ziemlich selbständigen Ratzeburger Regierung. Deren Aufgabe hätte es sein müssen, „in einem Lande, das seit Jahrhunderten kein Militär kannte“, für die Aufgaben der grundlegend veränderten Zeitverhältnisse Verständnis zu erwecken. Aber hierbei versagten die betr. Beamten völlig. Ja, sie verhinderten sogar, daß ihre Söhne als Freiwillige beim Husarenregiment eintraten und leisteten Drückbergereien der bäuerlichen Bevölkerung Vorschub!

Demgegenüber muß betont werden daß — ebenso wie die Neustrelitzer Regierung — auch die Bevölkerung des Landes Stargard in ihrer Opfer- und Einsatzbereitschaft über sich selbst hinauswuchs. Die Söhne des Landes waren unter der vorzüglichen Führung des Oberstleutnants von Warburg von einer solchen Begeisterung für die heilige Sache des Freiheitskampfes erfüllt, daß sie es in ihrem Draufgängertum — trotz der kurzen Ausbildung von 10 Wochen — mit alten preußischen Regimentern aufnehmen konnten! Das Regiment war auch das einzige von den deutschen Regimentern, das neben den preußischen seit dem Gefecht bei Goldberg (bei Liegnitz) an allen Schlachten und Gefechten des Freiheitskrieges der Jahre 1813/14 — insbesondere an denen von Wartenburg, Mökern und La Chaussée — teilnahm, und zwar mit solchem Erfolg, daß eine ganze Anzahl seiner Angehörigen mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde. Auch verlieh der König von Preußen am 5. November 1815 dem aus dem zweiten Feldzug gegen Napoleon zurückkehrenden Regiment in Luxemburg eine Standarte „in vollster Anerkennung seiner im vorigen Feldzug geleisteten Dienste“. Das Tuch war geziert mit eingesticktem E. K. I, auf dessen Mitte das Wappen des Herzogtums Mecklenburg-Strelitz, in den vier Ecken je ein C mit Krone; auf der Rückseite die von zwei Lorbeerzweigen umrahmte Inschrift: „F. W. III. K. v. P. Für Auszeichnung dem Mekl. Str. Husaren Regiment“, darüber die Königskrone. — Diese Standarte und die Eisernen Kreuze, die das Husarenregiment als einziges nichtpreußisches Regiment erhielt, sind bezeichnend für die besondere Stellung, die das „Vaterländische Husarenregiment“ im Freiheitskrieg einnahm!

Der Aufruf Herzog Carls vom 30. März 1813, seine Vorgeschichte und seine Auswirkungen, sind die Höhepunkte einer heroischen Epoche in der 700jährigen Geschichte unseres Heimatlandes!

Näheres und Quellen in Kap. VII und VIII der „Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte“.

Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte

von Paul Steinmann

VIII.

Mecklenburg-Strelitz und die nationale Erhebung. Die Errichtung des „Vaterländischen Husarenregiments“ und dessen Anteil an den Freiheitskriegen (1813–15).

a) Bis zum Abschluß der Aufstellung, der Ausrüstung und der Mobilmachung des Regiments am 29. Juni 1813.

Nachrichten von der Katastrophe der Großen Armee erreichen die Heimat. Traurige Reste von ihr treffen in Mecklenburg ein.

Wie ein Fanal muß der Brand von Moskau auf die führenden deutschen Patrioten gewirkt haben: Sie erschauten in ihm das am östlichen Himmel aufsteigende Morgenrot der kommenden Freiheit. Des „eisernen Yorks“ Tat von Taugoggen und seine Parole: „Jetzt oder nie“ gaben den Anstoß zur Erhebung und rüttelte die Geister auf!

Das Volk aber sah in der Vernichtung der Großen Armee durch den russischen Winter ein Strafgericht des Himmels:

„Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen“

Die ersten Nachrichten von dem Rückzug Napoleons aus Moskau und über die Katastrophe der Großen Armee gelangten auf einem merkwürdigen Wege nach Mecklenburg: Der Kieler Geschichtspräsident Friedrich Christoph Dahlmann¹⁾, ein geborner Wismarer, hatte durch die Stockholmer Zeitung²⁾ „die ersten Nachrichten von dem beginnenden Mißgeschick des französischen Heeres“ erfahren und die Ergebnisse seiner Zeitungsstudien „Tag für Tag“ an seine Wismarer Verwandten, insbesondere an den Stadtsekretär Walter, gesandt, um mit dem, was ihm „Trost gab, auch sie zu durchdringen“. — „Erst viel später“ erfuhr Dahlmann, daß „diese Notizen viel weiter drangen“, indem sie täglich durch Stafetten an Herzog Friedrich Franz und an seine Minister nach Ludwigslust gelangten, „und so nicht wenig dazu beitrugen, die vaterländische Erhebung in jenen Gegenden vorzubereiten“, wie Dahlmann in seinen Erinnerungen bemerkte.³⁾

1) Seit 1829 Professor der Geschichte in Göttingen. Als bedeutender Politiker Führer der bekannten sieben Göttinger Professoren (Albrecht, Dahlmann, Ewald, Gervinus, Jacob und Wilhelm Grimm, Weber), die 1837 gegen den Verfassungsbruch des neuen, übel beleumdeten Königs von Hannover Ernst August protestierten. Die Sieben wurden deswegen ihrer Ämter entsetzt, wobei Dahlmann, Jacob Grimm und Gervinus sogar binnen drei Tagen das Land verlassen mußten. Vergl. Anm. 3).

2) Schweden war mit Rußland verbündet.

3) H. Bloch (Reincke-Bloch): Mecklenburg zu Beginn der Freiheitskriege. Rede gehalten in der Aula der Universität am 28. Februar 1913 bei der akademischen Feier zur Erinnerung an die Befreiungskriege, Rostock, 1913, S. 8. A. Springer: Friedrich Christoph Dahlmann, I, 1870, S. 75/76, 461.

Die Quintessenz von Dahlmanns „Notizen“ fand offensichtlich ihren Niederschlag in dem Tagebuch des Erbprinzen Friedrich Ludwig⁴⁾:

12. 11. 1812: „Heute traf die Nachricht ein, daß am 14^{ten} (!) October der K[aiser] N[apoleon] mit der Armee von Moscau den Rückzug nach Smolensk angetreten habe aus Mangel an Lebensmitteln“.

16. 11.: „Sehr interessante Nachrichten von der Armee eingelaufen.“

24. bis 30. 11.: „Nichts besonderes zu bemerken, als daß immer neue Nachrichten von dem Rückzuge der Franzosen eingehen. Die hier cantonirenden französischen Truppen sind auch zum größten Theile abmarschirt.“

17. 12.: „Hier [in Ludwigslust] fand ich die sehr wichtige Nachricht vor, daß die ganze fr. Armee total geschlagen, beynahe gänzlich vernichtet sey, daß Kaiser Napoleon eiligst seine Rückreise nach Paris angetreten habe. Die Details sind so ungeheuer wie die Geschichte fast kein Beispiel liefert.“

24. 12.: „Alle Tage kommen neue Details über die großen Begebenheiten im Norden. Die Russen sind schon in Preußen.“

28. 12.: „Man bekommt immer mehr Details über die gänzliche Niederlage der Franzosen.“

30. 12.: „Es scheint, als wenn einige große Mächte ernstliche Maaßregeln nehmen, wie dem jetzigen Zustande der Dinge ein Ende zu machen.“⁵⁾

Keinem Zweifel kann es unterliegen, daß diese Nachrichten umgehend dem Neustrelitzer Hofe mitgeteilt wurden, zumal der dortige Minister von Oertzen vom 12. bis zum 15. November in Ludwigslust anwesend war, um mit den Schweriner Ministern „über den Antheil zu unterhandeln, welchen der Herzog v. Strelitz an dem nun bald auszuschreibenden Landtage nehmen wird“.⁶⁾ — Jedoch versteht es sich von selbst, daß die „Notizen“ Dahlmanns als vertraulich behandelt wurden, da die Franzosen noch im Lande regierten. Aber bereits am 27. Dezember 1812 druckte die Rostocker Zeitung das „berühmte“ 29. Bulletin Napoleons vom 3. Dezember ab, das am 17. der „Moniteur“ gebracht hatte.⁷⁾ Dadurch wurde die Katastrophe der Großen Armee, die allgemein als Gottesgericht angesehen wurde, überall bekannt.

Bald, noch im Januar 1813, traten in Mecklenburg die ersten traurigen Überbleibsel der Großen Armee auf: „Wahre Jammergestalten, halbnackt, verhungert, mit erfrorenen Gliedmaßen; alle Franzosenfurcht war plötzlich so sehr geschwunden, daß die rohe Straßenjugend diese unglücklichen Krieger bei ihrem Durchzug durch die Städte auf alle mögliche Weise insultirte und sie sogar mit Steinen und Koth bewarf.“⁸⁾ — „Besonders Neubrandenburg mußte Massen jener aus Rußlands Schneefeldern sich zurückschleppenden Unglücklichen aufnehmen, die

⁴⁾ Das Tagebuch enthält Aufzeichnungen aus der Zeit vom 29. 5. 1811 bis zum 31. 8. 1813. Herausgegeben von C. Schröder in den Jahrbüchern des Vereins für Mecklbg. Geschichte, 65, 1900, S. 123–304. — Die oben zitierten Stellen auf S. 234–237.

⁵⁾ Vom Verf. geserrt!

⁶⁾ Die Annalen des Mecklbg.=Strel. Staatskalenders auf das Jahr 1813 vermerken unter dem 9. 11. 1812: „Sendung des Staatsministers v. Oertzen Excellenz nach Ludwigslust“.

⁷⁾ Reincke-Bloch, S. 9.

⁸⁾ E. Boll: Geschichte Mecklenburgs, II, 1856, S. 364.

von Kälte und Mangel in Mark und Bein aufgezehrt mit bösartiger Krankheit, das Lazarettfieber genannt, ankamen . . . , das ansteckende und tödliche Übel verbreitete sich in der Stadt; einzelne Familien starben ganz aus, viele hatten den Verlust einzelner Mitglieder zu beweinen . . . Ein kleiner schwarzbärtiger Sergeant . . . hatte in Rostock etwa eine halbe Kompanie . . . der verschiedensten Nationen und Waffengattungen zusammengerafft. Einer trug noch Stiefel mit Sporen, der andere nur Pantoffel, einer eine Husarenjacke, der andere einen roten Bauernfrauenrock als Mantel über den Schultern; einer einen Kürassierhelm mit Pferdeschweif, der andere eine russische und polnische Pudelmütze; Waffen trug keiner mehr von ihnen“ — „Aber so sehr jetzt angesichts dieser heimkehrenden Trümmer die deutschen Herzen in Ungeduld brannten, ihre hohen Empfindungen in die Tat umzusetzen, noch kurze Zeit mußten sie sich bezähmen, da dem Keime, der im Verborgenen schlummerte, vorläufig noch die Kraft fehlte zu gedeihen. Er mußte sogar zurückgehalten werden, denn brach er zu früh durch, so mußte er kräftlos vor der Gewalt des auch jetzt noch mächtigen Napoleon zusammensinken“, bemerkte Behm^{8a)} mit vollem Recht zu obigen Nachrichten, die er dem Neubrandenburger Volksbuch und Franckes Werk entnahm. — Napoleon, „dieses kriegerische und staatsmännische ‚Alles durchdringende Genie‘“, stand noch immer „wie eine kolossale Eiche unter dem fürstlichen Krüppel- und Knüppelholz seiner Zeit“.^{8b)} Von Feldherrn und Generalstäblern dieser Fürsten waren nur zwei ihm gewachsen: Gneisenau und Radetzky. — Binnen kurzer Zeit hatte der Korse über eine halbe Million Soldaten wieder aus dem Boden gestampft, „eine gewaltige Macht, die zu überwinden es noch zwei Jahre harten Ringens kosten sollte“ (Behm).

Prinz Carl schlägt bereits Anfang Januar 1813 Bündnis von Mecklenburg-Strelitz mit Preußen vor. — Erbprinz Georg drängt den zaudernden König von Preußen zur Eröffnung des Freiheitskampfes.

Auf die ersten Nachrichten von dem Zusammenbruch der Großen Armee war man in Neustrelitz hellhörig geworden. „Wohl stand die Regierung noch äußerlich zum Rheinbund, und keiner der Erlasse im Januar und Februar des Jahres 1813 läßt ahnen, wie sehr man auf den Augenblick lauerte, wo man gegen Napoleon losschlagen konnte. Aber die ganze Hoffnung auf Befreiung und die Einsatzbereitschaft des kleinen Staates leuchtet hervor aus den Privatbriefen^{8c)} der herzoglichen Familie. Das ist aber das Große an der Politik dieses Kleinstaates,

^{8a)} W. Behm: Die Mecklenburger 1813—1815 in den Befreiungskriegen, 1913, S. 13

^{8b)} J. Scherr: Blücher. Seine Zeit und sein Leben, II, 1865, S. 5.

^{8c)} C. A. Endler: Der deutsche Gedanke bei den Mecklenburgischen Verwandten der Königin Luise. Briefe, Denkschriften und Aktenstücke aus den Jahren 1806 bis 1831. Historisch-Politisches Archiv zur Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts . . . herausgegeben von Ludwig Dehio, 2. Bd. 1932, S. 50 und 51: Brief des Prinzen Carl an seinen Bruder, den Erbprinzen Georg, dat. Berlin, 26. XII. 1812: „ . . . wenn ich schweige in Momenten, wie dieser, so hat es immer . . . seine ganz absonderliche Ursache . . . , weil ich nicht gerne Dinge der Art schreibe und mir alle hiesigen Boten . . . zu unsicher vorkommen, endlich weil ich so unwissend (was nämlich den interessantesten Punkt betrifft) bin, daß es kaum erlaubt ist, es zu sein. Diesen Hauptpunkt nenne ich nämlich die Partie, welche wir jetzt ergreifen werden. Was ein jeder wünscht, kann kein Geheimnis sein . . .“ Brief von Georg an Frau von Berg (Freundin der verstorbenen Königin Luise), Strelitz, 31. XII. 1812: „ . . . Was nun die Freude anbetrifft, so fragen Sie wohl nicht, worin sie besteht, da Sie die Quelle der Nachrichten sind, und alles, was uns bis zum Jauchzen und Tadeln entzückt, also immer noch früher wissen als wir . . . J'attends . . . avec impatience

daß man deutsche Politik trieb. Der Einsatz aller Kraft konnte und durfte nach der Auffassung dieser Leute nur erfolgen mit einem Ziel, dem der Schaffung einer einheitlichen deutschen Nation.^{8d)} Die Besiegung und Vertreibung Napoleons konnte nur ein Mittel zu diesem Zweck, niemals aber Selbstzweck sein.“⁹⁾

Aber noch immer zauderte Preußens König und kam nicht, als alle schon lange riefen! Da erfolgte am 19. Januar 1813 die „Reise des Erbprinzen Durchlaucht nach Potsdam“, wie der Annalist lakonisch vermeldet. Das Strelitzer Fürstenhaus hatte die Initiative ergriffen! Der erste Impuls war ausgegangen von Prinz Carl, der als preußischer Brigadegeneral zu Berlin in Garnison stand. Schon am 5. Januar hatte Carl vorgeschlagen, Erbprinz Georg sollte mit einem Bündnisangebot des Herzogs nach Berlin kommen; „Mecklenburg-Strelitz müsse schon der nahen Verwandtschaft wegen darauf Bedacht nehmen, bei den in der nächsten Zukunft sich ereignen könnenden Dingen nicht zurück zu bleiben, möglichst auch andere Fürsten sich nicht zuvorkommen zu lassen.“¹⁰⁾ Erbprinz Georg suchte auf Veranlassung seines Vaters am 20. Januar den König in Potsdam auf, „drängte ihn zum Kampf für die Befreiung Deutschlands und stellte ihm die Kraft seines kleinen Heimatlandes zur Verfügung“ (Endler, S. 55/56). „Die Neigungen und Dispositionen sind die besten, so daß ich wirklich hoffe. Bestimmtes aber kann ich leider nicht sagen, indem der König, wie ich gleich fürchtete, sichtbar noch in seinem Innern nicht mit sich einig ist . . .“, schrieb Georg am 21. 1. 1813 aus Potsdam an seinen Vater (Endler: Der Deutsche Gedanke . . ., S. 52). Jedoch reiste der König — vielleicht auf Hardenbergs Drängen — am 22. eiligst nach Breslau ab, wo er vor einem französischen Handstreich sicher war und end-

1813
Jan.
5.

Jan.
20.

Jan.
21.

Jan.
22.

encore plus vive et vraiment inexprimable les résultats des événements gigantesques de Smolensk et de Wilna . . .“ Brief von Georg an Frau von Berg, Strelitz, 9. I. 1813: „ . . . Je ne puis attendre le moment, où j'apprendrais la nouvelle officielle de l'entrée des Russes à Varsovie! Cette nouvelle . . . est si désirable qu'effectivement il faudrait chanter un Te Deum en l'apprenant . . .“ usw.

^{8d)} Mit dem König von Preußen als deutschen Kaiser an der Spitze! — Im Interesse dieses Ideals sollten die übrigen deutschen Fürsten nach dem Siege auf ihre Würde verzichten: Die Fürsten müßten es „beweisen, daß sie es wert waren, die ersten in der Nation gewesen zu sein, dadurch, daß sie fähig sind, ihr die größten Opfer zu bringen. Darum müßten sie an dem Altar und zu dem Schwerte noch ihren Fürstenhut niederlegen . . .“, schreibt Erbprinz Georg am 23. Februar 1813 an die Gräfin Voß-Groß Gievitz, Tochter seiner mütterlichen Freundin Frau von Berg. Endler: Geschichte des Landes Mecklenburg-Strelitz . . ., S. 56, derselbe: Mecklenburg als Vorkämpfer großdeutscher Einheit 1813 — 1815: Monatshefte für Mecklenburg, 14. Jhg., 1938, S. 138.

⁹⁾ C. A. Endler: Die Geschichte des Landes Mecklenburg-Strelitz (1701 — 1933), 1935, S. 55. — Denselben Geist atmet Blüchers Brief vom 5. Januar 1813 an den Generalstabschef von Scharnhorst: „Mich juckts in alle Finger, den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nicht S. Majestät unseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten Führnehmen ist, alles Schelmfranzosenzeug mitsammt dem Bonaparte und all seinen ganzen Anhang vom deutschen Boden weg zu vertilgen, so scheint mich, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens werth sei. Jetzt ist es wiederum die Zeit zu duhn, was ich schon Anno 9 angerathen, nämlich die ganze Nation zu den Waffen anzurufen, und wann die Fürsten nicht wollen und sich dem entgegensetzen, sie sammt dem Bonaparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation hergestellt werden“. F. Schulze: Ausgewählte Briefe und Reden des Feldmarschalls Lebrecht von Blücher, 2. Aufl., Voigtländer, Leipzig, S. 41/42.

¹⁰⁾ A. Kentmann: Das Herzogtum Mecklenburg-Strelitz in den Befreiungskriegen und seine Verhandlungen mit dem Zentral-Verwaltungsrat, Mecklbg.-Strel. Geschichtsblätter, 7. Jhg., 1931, S. 10/11. Vgl. den Brief bei Endler: Der Deutsche Gedanke, S. 51.

lich einen Entschluß fassen konnte. Die führenden Patrioten und Offiziere und nicht zuletzt die allgemeine Volksstimmung hatten den König genötigt, endlich die ersten Vorbereitungen für die kommenden Auseinandersetzungen zu treffen (Einziehen der Krümper, Erlaß betr. Errichtung von freiwilligen Jägerdetachements (3. Februar), Aufhebung der Exemption von der Kantonpflicht (9. Februar). „Noch war damit nicht gesagt, gegen wen der Krieg fortan gehen sollte. Aber die volkstümlichen Elemente . . . drängten mit stürmischer Gewalt dorthin, wohin auch die großen Reformer jetzt den König haben wollten. Seine Generale begannen schon eigenwillige Märsche; man mußte, falls der König noch lange zauderte, ganz ernstlich auf eine spontane Volkserhebung gefaßt sein. Am 23. Februar endlich entschloß sich der König, seinem Volke nachzugeben und ließ am 27. Februar in Breslau“ (und am 28. in Kalisch) „das Kriegsbündnis mit Rußland abschließen“. ¹¹⁾

Seit Mitte Februar hatte es sich im Lande Stargard geregelt. „Die Bauern wurden aufsässig und suchten sich mit allen Mitteln den französischen Anforderungen zu Spanndiensten zu entziehen. Sie fanden dabei durchaus die heimliche Unterstützung der Regierung“ (Endler, S. 57). Unter dem 25. Februar 1813 ¹²⁾ vermeldet der Annalist: „Erste Ankunft eines Detachements Kosaken in Neustrelitz“. Am gleichen Tage „erscheinen auch in Neubrandenburg und Penzlin unvermutet die ersten Kosaken, um nach französischen Pferden, die hier vorhanden sein sollten, zu suchen. Sie betrogen sich sehr gut und wurden mit unglaublichem Volksjubel empfangen, gingen aber schon am folgenden Tage wieder nach Berlin“ . . . Bereits am nächsten Tage „brachen die im Lande stehenden französischen und sächsischen Truppen nebst den verhaßten Douaniers auf“. ¹³⁾

Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin erhält durch den Streifkorpsführer Oberst Frhr. von Tettenborn Aufforderung des Zaren, sich ihm anzu-

¹¹⁾ F. Meinecke: Das Zeitalter der deutschen Erhebung, 1795—1815, 1906 und 1924, S. 120/21.

¹²⁾ Endler hat (S. 57) irrtümlich: 25. März. Dieser Irrtum hat ihn dazu verleitet, das Erscheinen der Kosaken im Lande Stargard mit Herzog Carls Aufruf vom 30. März in Verbindung zu bringen, wenn er schreibt: „Endlich, nachdem die Kosaken am 25. März in Mecklenburg-Strelitz erschienen waren, kam die Zeit, wo die Bevölkerung zu den Waffen gerufen werden konnte. Am 30. März erging der Aufruf.“ In Wahrheit hat das Erscheinen von 2 verhältnismäßig kleinen Kosakenabteilungen nichts mit dem Aufruf vom 30. März zu tun! Der Entschluß zur Erhebung stand bei Herzog Carl und seinen beiden Söhnen schon seit Januar 1813 fest. Wenn das Bündnis mit Preußen statt, wie beabsichtigt, am 20. Januar erst am 30. März abgeschlossen wurde, so lag das daran, daß der König an jenem Tage „noch nicht in seinem Innern mit sich einig“ war, und am 22. Januar schleunigst nach Breslau abreiste.

¹³⁾ Boll, II. S. 364. — In Neustrelitz und Neubrandenburg waren nur je 90 Kosaken erschienen: Tagebuch des Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin (s. Anm. 4), S. 248. — Die Kosaken hatten es auch nur auf für Franzosen bestimmte Pferde abgesehen!

¹⁴⁾ In der Markgrafschaft Baden im Jahre 1778 geboren, trat von Tettenborn 1794 in ein österreichisches Reiterregiment ein, kämpfte auf verschiedenen Kriegsschauplätzen mit viel Erfolg, zeichnete sich überall durch Draufgängertum, Entschlossenheit und Geschicklichkeit aus, in Petersburg und in Paris in diplomatischen Diensten, war er 1812 in das russische Heer eingetreten und leistete Tüchtes bei der Verfolgung der Franzosen. Am 20. Februar und am 5. März 1813 führte er kühne Handstreich auf Berlin aus. — E. M. Arndt bezeichnete ihn als „einen schönen, tapferen Reitersmann, eine leichte und lustige Husarennatur, gleich leicht im Nehmen und Geben“. All-

schließen: Friedrich Franz sagt sich als erster deutscher Fürst vom Rheinbund los.

Auf seinem kühnen, abenteuerlichen Zuge von Berlin nach Hamburg traf Oberst Freiherr von Tettenborn¹⁴⁾ mit seinem 1400 Mann umfassenden Streifkorps¹⁵⁾ am 14. März in Ludwigslust ein. Der Oberst hatte ein an Friedrich Franz gerichtetes Schreiben des russischen Kaisers mitgebracht, das die Aufforderung enthielt, sich mit den Schweriner Truppen den Russen anzuschließen. Da sagte sich Friedrich Franz, einer augenblicklichen Eingebung folgend, als erster Fürst vom Rheinbund los. Er sandte am 16. März seinen Minister von Plessen nach Berlin und weiterhin nach Kalisch, um dem preußisch-russischen Bündnis beizutreten, obwohl Erwägungen realpolitischer, militärischer und strategischer Art dem entgegenstanden. Man war sich am Ludwigslust-Hofe der Bedeutung, der Größe aber auch der Gefahr dieses Schrittes wohl bewußt! Bemerkte doch Erbprinz Friedrich Ludwig unter dem 14. März in seinem Tagebuch: „Die Begebenheiten des heutigen Tages werden entscheidend für mein Vaterland auf ewige Zeiten seyn. Gott sey ferner unser Schutz und stehe uns bei: Möge Teutschland, möge unser geliebtes Mecklenburg frey werden und es bleiben“ (Mecklbg. Jahrb., 65, S. 252).

Seinen Entschluß, im Interesse von „Deutschlands Befreiung für immer“ in den Krieg zu ziehen, tat Friedrich Franz öffentlich kund in seinem Aufruf vom 25. März 1813, der durch alle Pastoren von den Kanzeln verkündet wurde. In diesem Aufruf forderte der Herzog seine „getreuen Untertanen“ zum freiwilligen Eintritt in „ein Korps regulärer Infanterie“ und in „ein Korps Jäger“ auf. Der bestimmende Einfluß, den Kaiser Alexander auf den Entschluß des Herzogs ausgeübt hatte, geht auch aus diesem Aufruf hervor, indem es dort heißt: „Des großmütigen Kaisers von Rußland siegreiche Heere bringen dem deutschen Vaterlande die lange entbehrte Freiheit wieder“. Ferner wird auf das „Glück“ hingewiesen, „welches Alexanders heilbringende Gesinnung uns darbieten“.

gemeine Deutsche Biographie, Bd. XXXVII, S. 569 ff. — Für Hamburg sollte der Zug Tettenborns, mitverschuldet durch dessen Leichtsinn, böse Folgen haben: Er und seine Scharen gaben sich allzusehr den leiblichen Genüssen der Hansestadt, die ihr „Capua“ wurde, hin, „sie kümmerten sich mehr um den Krug als den Krieg“ und statt Hamburg mit Befestigungen zu umgeben, „zog Tettenborn es vor, sich auf Redouten und Bällen mit Lorbeer- und Rosenkränzen von schönen Händen schmücken zu lassen“. So kam es, daß Tettenborn am 29. Mai 1913 die Stadt den Franzosen preisgeben mußte, über die Davout ein schweres Strafrecht verhängte. „Durch den so mitverschuldeten Fall Hamburgs wurde es dann überhaupt möglich, daß noch einmal die böse Franzosenzeit über Mecklenburg hereinbrach.“ Diesem wäre wohl ein gleichfalls schlimmes Schicksal beschieden worden, wenn Davout sich nicht über die „Stärke“ seiner Gegner getäuscht hätte und wenn er nicht durch Oudinots Niederlage bei Groß-Beeren (23. August 1813), mit dem er zusammen operieren sollte, an einem weiteren Vorgehen über Schwerin und Wismar hinaus gehindert wäre. Behm, S. 18, Anm., S. 59 ff., 73, 76, 93 — 96.

¹⁵⁾ Es bestand, abgesehen von zwei Geschützen einer reitenden Batterie, aus zwei Schwadronen Husaren, einem Kommando Dragoner und drei Kosakenregimentern (Meckl. Jahrb., 65, S. 251, Anm. 2), deren Kampfkraft, wie der Feldzug von 1812 gezeigt hatte, gegenüber kleinen, aber entschlossen auftretenden Infanterieabteilungen, gering war. Erst dadurch, daß Friedrich Franz dem weit vorgeprellten Streifkorps das Grenadier-Garde-Bataillon, „seine einzige zur Zeit bereite Truppe“ (Erh. von Langermann und Erlencamp und von Voigt-Rhettz: Geschichte des Großherzogl. Mecklbg. Grenadierregiment Nr. 89, 1895, S. 92) überwies, das am 27. März nach Hamburg marschierte, bestand die Möglichkeit, gegen französische Truppen den Kampf aufnehmen zu können.

In Neustrelitz lehnte man es aber ab, sich in Abhängigkeit von Rußland zu begeben. Als Tettenborn die Absicht geäußert hatte, in Mecklenburg-Strelitz einen Aufruf zur Errichtung von Jägerkorps ergehen zu lassen, schrieb Georg am 9. März an Frau von Berg: „Das wäre uns im höchsten Grade unangenehm . . . , weil wir uns dem König angeboten haben, und weil Deutsche besser unter Deutschen dienen“ (Endler: Der Deutsche Gedanke . . . , S. 59/60).

Prinz Carl drängt auf Abschluß des Bündnisses mit Preußen im Interesse der deutschen Sache. Herzog Carl erklärt als zweiter deutscher Fürst am 30. März 1813 seinen Austritt aus dem Rheinbund, erläßt Aufrufe für den Freiheitskampf und für Darbringung von freiwilligen Gaben.

März 19. Prinz Carl hatte am 19. März von Breslau aus an seinen Vater geschrieben: „Handeln müssen wir, und zwar zuerst, da wir der geographischen Lage nach und der Verwandtschaft nach die nächsten sind, und tüchtig und schnell müssen wir nicht nur aus diesen beiden Gründen, sondern des Beispiels und des eigenen Vorteils wegen handeln. Das erste Beispiel wirkt auf alle andern Fürsten und dient ihnen zum Maßstab, zumal wenn es von einem so allverehrten Senior aller teutschen Fürsten kommt und ausgeht . . .“ (Kentmann, S. 11).

Nun gab auch die Neustrelitzer Regierung ihre bis dahin bewahrte scheinbare Zurückhaltung auf. Während Schwerin aus verwandtschaftlichen Gründen sich stärker mit Rußland liierte, drängte man in Neustrelitz darauf hin, daß „die deutschen Fürsten sich an Preußen anschließen sollten, damit dadurch ein Zusammen-

¹⁶⁾ Zu dem Schritt beider mecklenburgischen Herzöge bemerkt Boll (II, S. 364) mit Recht: „Es war dies noch immer ein großes Wagestück, denn noch immer war Napoleon mächtig, noch erst mehr durch die Gewalt der Elemente als durch Menschen bezwungen, und hätte er wiederum seine Feinde überwältigt, so würde seine Rache furchtbar gewesen sein.“

¹⁷⁾ [A. A. F. Milarch]: Denkwürdigkeiten des Mecklenburg-Strelitzischen Husaren-Regiments in den Jahren des Befreiungskampfes 1813 — 1815, nach dem Tagebuche eines alten Husaren und authentischen Quellen niedergeschrieben, 1854, S. 7/8. — Dieser Aufruf wurde von dem leitenden Staatsminister August von Oertzen verfaßt und atmet dessen hochgemuten Geist. Er entsprach aber auch der Geisteshaltung und dem deutschen Empfinden des alten Herzogs Carl. Dieser war den Gedanken der Aufklärung durchaus zugetan und handelte als moderner Mensch auch entsprechend. Als Herrscher war er tüchtiger, weitblickender und klarer als die meisten seiner damaligen Standesgenossen, insbesondere als sein Schwiegersohn, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Vgl.: C. A. Endler: Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der Vater der Königin Luise, Westermanns Monatshefte, 70. Jhg., 140. Bd., 1. und 2. Teil, 1926, S. 47 ff. — August von Oertzen war der überragendste und vielseitigste Staatsmann, den das Land im 19. und 20. Jahrhundert besaß. Wenn Kentmann schreibt (S. 13), daß von Oertzen „der eigentliche Führer Mecklenburg-Strelitz's im Befreiungskrieg gewesen ist“, so trifft das zu einem guten Teil zu. Jedoch darf man das Wirken des Erbprinzen Georg und die Initiative des Prinzen Carl nicht unterschätzen. Zutreffend bemerkt jedoch Kentmann: „August von Oertzens Horizont reichte weit hinaus über die engen Grenzen seines unmittelbaren Vaterlandes. Er wußte sein Mecklenburg eng verbunden mit dem Schicksal Deutschlands. So war ihm . . . kein Opfer zu gering, das der Freiheit Deutschlands galt. Unermüdlich hat er sich dafür eingesetzt, im Befreiungskampfe, der ihm kein Krieg der Kronen, sondern ein Krieg des Volkes war, seiner Heimat einen ehrenvollen Platz zu verschaffen“. Vgl. C. A. Endler: „Mecklenburg als Vorkämpfer großdeutscher Einheit 1813 — 1815. Monatshefte für Mecklenburg, 14. Jhg., 1938, S. 136/37. — Näheres über August von Oertzen bei: J. v. Maltzahn: Einige gute Mecklenburgische Männer, 1882, S. 145 ff.

hang der deutschen Sache entstände. Man wünschte . . . , daß Preußen als Führer Deutschlands allein diese Verträge mit den deutschen Fürsten schließen sollte, um dann als Vertreter Deutschlands mit Rußland ein Bündnis einzugehen. Aus diesem Grunde wünschte man auch, daß die deutschen Kontingente neben der Korkarde des Einzelstaates die preußischen tragen sollten, um sie in eine deutsche zu verwandeln, wie der Minister Oertzen schreibt“ (Endler, S. 57).

Am 30. März sagte sich Herzog Carl als zweiter deutscher Fürst vom Rheinbund los, schloß sich dem Bündnis des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland an ¹⁶⁾ und erließ hierüber einen sehr wirkungsvollen Aufruf.¹⁷⁾ In diesem wurde die Bevölkerung auf die durch die Franzosen verursachten schlimmen Lasten, Nöte und Bedrückung der vergangenen sechs Jahre in eindringlicher Weise hingewiesen. Dann hieß es:

März
30.

„Mecklenburger, deutsche Männer! ^{17a)} Die Stunde der Befreiung ist gekommen und es ist hoch an der Zeit! Laßt auch uns zeigen, daß wir werth sind besserer Tage, indem auch wir freudig und lebendig ans Werk gehen! Dann wird es allen gelingen, wenn jeder das Seine thut. In solcher Zeit sondern sich die herrlichen kräftigen Naturen von denen ab, die in Selbstsucht und Schwäche verkümmert sind, in solcher Zeit erwirbt man sich Achtung oder verscherzt sie! Wir wollen uns Achtung erwerben bei den Deutschen, indem ein jeder von uns mit Hingebung thut, was an ihm ist! Mit Gott werde ich mich der Ehre werth zeigen, ein deutscher Fürst zu sein, und Ihr, getreue Mecklenburger, werdet allen deutschen Brüdern ein Beispiel geben, auf daß man auch uns nenne in der Geschichte, und unsere Kinder achtungswerther Väter sich rühmen!“ ^{17b)}

^{17a)} Man beachte diese Anrede im Vergleich zu der des Herzogs Friedrich Franz in seinem Aufruf vom 25. März: „Unsere getreuen Untertanen“!! — In Mecklenburg-Strelitz war man auf dem Wege vom Untertanenstaat zum Volksstaat! — In späteren Jahren herrschte in Mecklenburg-Strelitz leider die Reaktion Metternichscher Observanz, wenn auch in gemildeter Form. Vor allem aber dominierten die Ideen des Gottesgnadentums und der Legitimität bei Großherzog Georg und bei August von Oertzen, wobei sie ihren früheren Bestrebungen und Idealen untreu wurden (vgl. Anm. ^{8d)} und ¹⁷⁾! Sie standen dabei unter dem Einfluß des Prinzen Carl, des preußischen Hofes und von dessen reaktionären Kreisen. Deren maßgebender „Ideologe“ war Friedrich Julius Stahl (1802—1861). 1819 vom Judentum zum orthodoxen Protestantismus übergetreten, wurde Stahl bedeutender Professor der Rechte (Staats- und Kirchenrecht, Rechtsphilosophie) in Erlangen, Würzburg, Erlangen und Berlin. In seinen Schriften lieferte Stahl der staatlichen und kirchlichen Reaktion das wissenschaftliche Rüstzeug, wurde Führer der preußischen „Hochkonservativen“ in der Ersten Kammer, hernach im Herrenhaus, und Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrats. Als Gegner des Rationalismus vertrat er die Lehre von dem göttlichen Ursprung des Staates, seiner Organe und Rechtsordnungen. Daher bekämpfte er die „Lehre von der Souveränität des Volkes und von einem Recht auf Empörung“. Er betrachtete die Monarchie und das Ständewesen als gottgewolltes Fundament des Staates. Stahl war von unheilvollem Einfluß auf die Entschlüsse König Friedrich Wilhelms IV. und bei dessen engen verwandtschaftlichen Beziehungen auf die der Fürstenhäuser der beiden mecklenburgischen Großherzogtümer im Jahre 1849. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. XXXV, S. 312ff. Näheres über das dem germanisch-deutschen Rechtsempfinden fremde, letzten Endes im Orient aufgekommene Prinzip des Gottesgnadentums und über das „Recht des Widerstandes“ in Kap. IX der Chronik . . .“.

^{17b)} Behm schreibt (S. 21/22): „Am 14. März sagte sich Friedrich Franz als erster Fürst des Rheinbundes . . . , von Napoleon los . . . Strelitz folgte am 30. März diesem Beispiel.“ Wenn damit gesagt werden sollte, daß die Tat des Schweriner Herzogs den Anstoß zum Aufruf Herzog Carls gegeben hat, so muß dazu bemerkt werden, daß der

Am gleichen Tage wurde auf Befehl des Herzogs die Verteilung von Ernst Moritz Arndts Flugschrift: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr“ für das ganze Land angeordnet, ein Aufruf erlassen, freiwillige Gaben zur „Ausrüstung vaterländischer Krieger“ darzubringen und alle durch die Kontinentalsperre verursachten Handelsbeschränkungen aufgehoben. „Wir wissen“, heißt es in dem Aufruf, „daß diejenigen, welche durch Alter, Geschlecht oder sonstige Verhältnisse zurückgehalten werden, für die Sache des deutschen Vaterlandes mit Leib und Leben einzutreten, um so freudiger zu dem großen Zwecke mitwirken werden, auf dem einzigen ihnen übrig bleibenden Wege, — es wird sein Gut geben wollen, wer nicht sein Blut geben kann! . . .

Das Bedürfnis ist sehr groß, aber desto größer auch der Ruhm, wenn bloß freier Wille und Aufopferung demselben abhilft, die Zwangssteuer entbehrlich macht. Unsere Nachbarn in den preußischen Landen sind uns mit schönem Beispiel vorangegangen, wir sind auch Deutsche und lieben Freiheit und Vaterland! Für Ehre, Freiheit, Unabhängigkeit aber gibt es keine Taxe — ein Jeglicher weiß nur selbst, wieviel diese Güter ihm werth sind“.

Eine Kommission (Landrat von Oertzen auf Kotelow, ein Bruder des Staatsministers, und Geheimer Kammerrat von Bassewitz) wurde für den Empfang freiwilliger Gaben vom Herzog eingesetzt. „Für empfangene Gelder stellte die Kommission dem Spender einen Schein aus. Bei künftig etwa nötig werdenden allgemeinen Abgaben sollten diese Scheine wie bares Geld angenommen werden“. — Für den 8. April wurde ein allgemeiner Buß- und Betttag verordnet, wobei der Aufruf von den Kanzeln verlesen werden sollte. Der „Predigt bei der Aufforderung zum freiwilligen Dienste für die Rettung des Vaterlandes im Herzogthum Mecklenburg-Strelitz“ sollten die Verse 9—11 des 97. Psalmes zugrunde gelegt werden.¹⁸⁾

Die Opferfreudigkeit der Bevölkerung des Landes Stargard war sehr groß. Herzog Carl ging selbst mit gutem Beispiel voran, indem er sein ganzes Silbergeschirr, 868 Pfund 11⁷/₈. Loth schwer, hingab — seine Tochter, die spätere Königin von Hannover, opferte ihren kostbaren Schmuck, — die Zünfte und Schützengilden brachten ihre Becher und Schilde, die meisten Einwohner des Landes den größten Teil ihres Silbers dar. So kamen 1542 Pfund 24 Loth zusammen. „Insgesamt erreichten die freiwilligen Gaben die Höhe von 125 000 Reichstaler, von denen 75 000 bar Reichstaler eingingen“. — Die Städte spendeten hiervon auf dem Konvokationstag zu Neubrandenburg (10. April) 8000 Reichstaler als freiwillige Gabe. „Eingerechnet sind in die Gesamtsumme freiwillig gestellte 395

Herzog seit Mitte Januar, wie schon erwähnt, entschlossen war, im Bunde mit Preußen den Freiheitskrieg zu beginnen. Ein entsprechendes Angebot wurde dem König von Preußen am 20. Januar gemacht. Offensichtlich verhinderte die Unentschlossenheit des Königs und seine schnelle Abreise nach Breslau am 22. Januar das, was am 30. März durchgeführt wurde! Mit Recht bemerkt Endler: „Doch ist dieser Aufruf, wenigstens in Strelitz, nicht der Anfang der Befreiung, soweit sie die geistige Einstellung betrifft, die Voraussetzung für jede wirkliche schlagkräftige Entwicklung“ (Mecklenburg-Strelitz im Vorkampf für Deutschlands Einheit, Mecklbg. Monatshefte, 9. Jhg., 1933; S. 230).

¹⁸⁾ Tarnow, S. 175/76, Milarch, S. 13—16, O. Vitense: Geschichte von Mecklenburg, 1920, S. 394. — In dem am 31. März 1813 angeordneten Mecklenburg-Strelitzer Kirchengebet heißt es: „ . . . Wecke alle unsere deutschen Brüder auf zu dieser Liebe des Vaterlandes, zu diesem Heldenmuth und hilf, daß erneuert werde der alt-ehrwürdige Bund unseres Volkes und unvergänglich fest stehe unter allen Stürmen bis ans Ende der Welt . . .“ (Endler: Der Deutsche Gedanke . . ., S. 63).



„Die Hand“, Pappel

Otto Flath



„Frauenbildnis“, Ulmenholz ...

... Otto Flath

Pferde. Von diesen wurden 180 von der Ritterschaft, 194 von den Domänen und 21 von einzelnen Patrioten geliefert . . . Enthalten waren in dem Gesamtbetrag ferner 12 120 Ellen Leinwand, 185 Ellen Tuch, außerdem zahlreiche Wäschestücke, Sattelzeug, Waffen, Münzen, Goldsachen und Wertgegenstände“.¹⁹⁾

Einen Konvokationstag der Stände des Stargarder Kreises schrieb Herzog Carl am 31. März zum 10. April nach Neubrandenburg aus. Dort sollte verhandelt werden über die „Gestellung, Ausrüstung und Unterhaltung eines Truppendcorps zum Mitkampfe für die Befreiung und Unabhängigkeit Deutschlands“. Schließlich sollte dort noch über die „vorläufige Prüfung der Mittel zur Verteidigung der eigenen Grenzen, wenn es solcher Vertheidigung bedürfen sollte“, beraten werden.

Aufstellung eines Freiwilligen-Regiments von Husaren und reitenden Jägern wird beschlossen. Chef und Organisator Oberstleutnant von Warburg, sein Werdegang und Persönlichkeit

„Die ersten festen Vorschläge zur Organisation eines Strelitzer Kontingents für den Kampf gegen Frankreich machte wiederum Prinz Carl. In einem vom 25. Februar aus Breslau datierten Brief an seinen Bruder Georg riet er zur Errichtung einer neuen Truppe.“ Er dachte dabei zunächst an ein Bataillon Infanterie.²⁰⁾ Zwischen dem 25. Februar und dem 12. März änderte man aber in Neustrelitz des Prinzen Carls ursprünglichen Vorschlag zugunsten der Aufstellung eines Kavallerie-Regiments. Das ersieht man aus einem Antwortschreiben des Prinzen Carl an den Erbprinzen Georg vom 17. März. Carl bemerkt darin: „ . . . euer Cavallerie-Plan stimmt ganz mit meiner Ansicht überein“. Am 17. März bat daraufhin Prinz Carl in Breslau den König im Auftrage seines Vaters um die Erlaubnis, „die schwachen Kräfte, die man zusammenbringen könnte, ihm zu Pferde stellen zu dürfen“. In diesem Augenblick sei „Cavallerie am nützlichsten“, auch wären die Mecklenburger „bessere Reiter als Fußgänger“, und Mecklenburg als „ein für Pferdezucht bekanntes Land“ müsse sich „als eine Pflicht anrechnen“, ihm mit seinen „besten und nützlichsten Produkten zu dienen“. Diese Dispositionsänderung „entsprach im übrigen durchaus den Wünschen des preußischen Königs“. „Über die Gattung der Truppe sagte der König zunächst nichts. Später aber äußerte er „Husaren wären ihm am liebsten“. Am Schlusse seines an Herzog Carl gerichteten Berichts vom 17. März schlug Prinz Carl den Oberstleutnant von Warburg als Chef und Organisator des Husaren-Regiments vor“. Auch Erbprinz Georg richtete an den König Friedrich Wilhelm III. ein „Ansuchen“, daß von Warburg das Kommando des zu errichtenden Kavallerieregiments „übernehmen dürfe“. Darauf erfolgte unter dem 27. März 1813 durch den König die Ernennung des Oberstleutnants von Warburg zum Chef des Husarenregiments. Ernst Christoph Friedrich Wilhelm von Warburg²¹⁾ wurde am

1813
Febr.
25.

1813
März
27.

¹⁹⁾ Boll, II, S. 365/66. Tarnow, S. 182. — Die fehlenden 214 Pferde wurden von der herzoglichen Regierung von domanialen Pferdebesitzern angekauft.

²⁰⁾ Das Folgende nach Tarnow, S. 171/72 und Kentmann, S. 12.

²¹⁾ Über Herkunft, Besitz und Familienverhältnisse von Warburgs war man gut unterrichtet durch: Adeliges Taschenbuch, Uradel, Gotha 1904, S. 871/73 und 1930, S. 461, Personenregister des Mecklbg. Urkundenbuchs, Boll: Geschichte des Landes Stargard bis 1471 sowie durch die Lehnrepertoiren und Repertoiren der adeligen Geschlechter des Mecklbg. Landeshauptarchivs. Unter den dortigen Familienakten fand sich nichts über Friedrich Wilhelm von Warburg. Hingegen wurden unter den Akten betr. das Husarenregiment erst kürzlich 30 Briefe von Warburgs aus der Zeit 4. 7. 1813 bis 2. 11. 1815 ermittelt, die zumeist an Herzog Carl, gelegentlich an den Minister von

30. November 1765 zu Bergfeld im Lande Stargard geboren. Er war der dritte Sohn des mecklenburgisch-strelitzschen Landrats Ernst Wilhelm von Warburg, „Herr auf Quadenschönfeld und Stolpe“, und seiner Frau Dorothea, geb. von Tornow, aus dem Hause Wittenhagen (bei Feldberg). — Die Warburgs gehörten zu den ältesten und bedeutendsten Geschlechtern des mecklenburgischen Uradels ^{21a}). — Friedrich Wilhelm von Warburg war von 1778 ab „Leibpagé bei der Prinzessin Friederike Luise, der späteren Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm II“. Im Jahre 1781 trat von Warburg als „Estandartenjunker“ in das Husarenregiment von Zieten (Nr. 2) ein; seit dem 31. 3. 1783 Kornett, machte er 1787 den Feldzug in Holland mit und wurde am 23. 5. 1788 zum Sekondeleutnant ernannt. Von 1792 bis 1794 war er Teilnehmer am Feldzug gegen Frankreich und in dessen Verlauf „in der Rheincampagne längere Zeit Ordonnanzoffizier beim damaligen Generalleutnant von Blücher“. (Milarch, S. 14). Am 16. 4. 1793 zum Premierleutnant befördert, nahm von Warburg an der Schlacht bei Kaiserslautern sowie am Gefecht bei Otterberg teil und zeichnete sich in diesem „durch einen für ihn sehr ehrenvollen Coup“ besonders ^{21b}) aus: Er rückte von Kriegsfelde nach Otterberg vor, nistete sich in der Vorstadt ein, deckte durch einen Trupp seine rechte Flanke und stürzte sich mit 30 Husaren auf den mit 40 Reitern und 30 Infanteristen in den Ort eingerückten Feind, „hieb einen ansehnlichen Teil derselben nieder und machte 8 Mann gefangen und 9 Pferde Beute“ (Bericht des Generals von Rüchel vom 6. 4. 1794 an den Fürsten Hohenlohe). Für diese Tat erhielt von Warburg am 12. 4. 1794 den Orden pour le mérite. Seit dem 10. 1. 1798 Stabsrittmeister, wurde er am 19. 4. 1803 zum Rittmeister und Eskadronchef im Husarenregiment von Goekking (Nr. 2) ernannt. — „Brauchbarer und tätiger Offizier“, war das Urteil

Oertzen gerichtet waren. Sie wurden dem Professor Milarch von 1829 an für die Abfassung seiner „Denkwürdigkeiten“ zur Verfügung gestellt. Zwei an den Erbprinzen bzw. Großherzog Georg gerichtete Briefe vom 13. 9. 1813 bzw. 16. 2. 1817 konnten im Staatlichen Archivlager Göttingen unter den dort deponierten Strelitzensis festgestellt werden. Was von Warburgs Werdegang vor 1813 betrifft, so war man lange Zeiten auf die wenigen gelegentlichen Angaben Milarchs und Richters angewiesen. Genaueres ergab sich erst aus dem Werk von Kurt von Priesdorff: Soldatisches Führertum, Bd. 3 (Teil 5 und 6), 1938/39, S. 481/82.

^{21a}) Ein Ritter „Hinricus de Warborch“ (aus Warburg in Westfalen, sö. von Paderborn) wird urkundlich zuerst 1244 in der Herrschaft Rostock erwähnt. Im 14. und 15. Jahrh. besaßen Glieder des Geschlechts umfangreichen Besitz im Lande Stargard und hatten am Hofe der 1471 erloschenen Herzöge von Mecklbg.=Stargard einflußreiche Ämter inne.

^{21b}) Bereits in den Jahren 1792 und 1793 hatte von Warburg sich ausgezeichnet: König Friedrich Wilhelm II. schrieb aus dem Hauptquartier Montabaur unter dem 11. Nov. 1792 an den Vorpostenkommandeur Oberst v. L'Estocq: „... Ich habe Euern gestrigen Rapport wohl erhalten und mit Wohlgefallen daraus ersehen, daß der Leutnant v. Warburg bei einer gegen Neustadt gemachten Patrouille viel Entschlossenheit gezeigt und wirklich einen weit stärkeren Posten zerstreut, auch dabei 5 Gefangene gemacht und 6 Pferde erbeutet hat. Ihr könnt ihm dieses anrechnen und von meinewegen hinzufügen, daß ich mich seines Wohlverhaltens gelegentlich erinnern werde.“ Im Oktober 1793 hatte das Husarenregiment bei dem Angriff auf Bitsch die „Avantgarde eines Detachements, das den Feind umgehen sollte. Der Leutnant v. Warburg hatte dabei das Glück und Geschick, mit einer starken Patrouille einen feindlichen Posten von 200 Mann ... unvermutet zu attackieren und gänzlich auseinanderzujagen“. Dann wurde der Feind von der preußischen Infanterie im Rücken angegriffen und „schmählich geworfen“. A. Frhr. v. Ardenne: Geschichte des Husarenregiments von Zieten ..., 2. Aufl., 1905, S. 145, 151.

des Generals von Goeckingk über von Warburg. — Seit dem 3. 10. 1805 Major, zog er 1806 auf dem Rückzug nach der Schlacht von Jena und Auerstädt unter Blücher durch Mecklenburg-Strelitz und -Schwerin und nahm an dem Gefecht bei Crivitz (3. 11. 1806) teil, in dem die alten Zieten- (derzeitigen Rudorff-) Husaren und das Dragonerregiment Graf Hertzberg (Nr. 9) als Nachhut die feindliche Reiterei aufhielten und durchbrachen, wobei die Husaren den Oberst Gerard und einen Adjutanten Bernadottes gefangen nahmen, und dieser um ein Haar das gleiche Schicksal gehabt hätte! Wie Blücher geriet auch von Warburg infolge der Kapitulation von Ratekau in französische Gefangenschaft. Aus dieser entlassen und „auf halbes Gehalt gesetzt“, lebte er in Quadenschönfeld. Am 16. 6. 1810 erhielt er als Oberstleutnant den Abschied, wobei der König ihm schrieb: „Es tut Mir gewiß sehr leid, daß die Zeit-Umstände nicht gestatten wollen, von Eurem Mir bekannten rühmlichen Eifer für meinen Dienst sogleich wieder Gebrauch zu machen“. „Bei Beginn der Befreiungskriege stellte sich Oberstleutnant von Warburg sofort zur Verfügung und erhielt am 20. 2. 1813 folgenden Bescheid aus Breslau: „Sie haben mit zu lobenswertem Eifer gedient, als daß ich Ihr Anerbieten von 13. dieses nicht gerne annehmen sollte. Ich hoffe zur Erfüllung Ihres Wunsches bald Gelegenheit zu erhalten . . .!“ Bereits am 27. 3. 1813 wird Warburg Kommandeur des meckl.-strel. Husarenregiments“. Mit diesem rückte er am 30. Juni 1813 aus zur Schlesischen Armee unter Blüchers Führung. Am 31. 8. erwarb er für das Gefecht bei Goldberg und für die Schlacht an der Katzbach das Eiserne Kreuz II., erhielt für das Gefecht bei Wartenburg den russischen Georgen-Orden IV., am 21. 9. 1813 zum Oberst befördert, wurde ihm am 16. 12. 1813 das Eiserne Kreuz I. für die Schlacht bei Möckern/Leipzig verliehen. Am 14. 5. 1815 wurde er mit dem Husarenregiment dem Korps Kleist zugeteilt, am 31. 5. zum Generalmajor und am 3. 10. 1815 zum Brigadekommandeur „beim mobilen Armeekorps in Frankreich ernannt“. Am 22. 11. 1815 wurde ihm „wegen schlechter Gesundheit“ der Abschied bewilligt.^{21c)} Er starb am 28. 8. 1835 als „Herr auf Hohen-Landin (Kreis Angermünde) und Königlich Preußischer Generalmajor“.

Im Schreiben des Königs von Preußen an Oberstleutnant von Warburg vom 27. 3. 1813 heißt es: „Ich habe auf Ansuchen des Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz nachgegeben, daß Sie das Commando des Kavallerie-Regiments übernehmen dürfen . . ., und da es Mir wünschenswert ist, daß Sie diesen Antrag annehmen, so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß Ich Ihr künftiges Dienstverhältnis so betrachten werde, als wenn Sie zu Meiner Armee gehören. Ich Sie also . . . in der Folge nicht nur gern in Meinen Dienst wieder aufnehmen, sondern bei etwaiger Invalidität Sie auch angemessen versorgen werde.“^{21ca)} —

^{21c)} Von Warburg war seit dem 24. 12. 1817 verheiratet mit Auguste Gräfin von Blankensee aus dem Hause Filehne (geb. 1785, gest. 1850). Von den 4 Kindern starben 2 Töchter und ein Sohn bereits ganz jung, der älteste der Söhne, Georg Wilhelm, verstarb 1885 zu Hohen-Landin. Er hatte aus 2 Ehen keine Kinder. — Im Lande Stargard starb die Quadenschönfelder Linie 1877, die Stolper Linie 1900 im Mannesstamm aus. Der letzte der Warburgs im Lande Stargard hatte 1884 Quadenschönfeld und 1895 Stolpe verkauft, er verstarb unverheiratet zu Neustrelitz. — Ein Nachkomme des ältesten Bruders von Friedrich Wilhelm von Warburg, der General-Major Erich von Warburg, im Felde Regts.-Kommandeur des Verfs., lebte auf Schloß Beerberg bei Marklissa in Schlesien. Er hatte 3 Söhne, von denen der zweite 1930 Geschäftsführer der Warmblutzucht Mecklbg.s. in Rostock war.

^{21ca)} Von Warburg erhielt denn auch, nach Bewilligung seines Abschieds, am 15. 1. 1816 aus Preußen eine Pension von 1000 Talern und am 1. 1. 1825 eine Zulage zur Pension von 240 Talern: von Prießdorff, S. 481.

Hieraus geht klar hervor, daß von Warburg von Anfang an reaktivierter preußischer Offizier war, der zur Führung des Strelitzer Husarenregiments lediglich detachiert wurde. Das läßt sich noch aus seiner Unterschrift aus dem Jahre 1814: „Sr. Königl. Majestät von Preußen wohlbestallter Obrist und Chef des Mecklenb.-Strelitzschen Husarenregiments“ erkennen.^{21d)} So war von Warburg schon bald nach dem Ausrücken aus Neustrelitz vom Juli 1813 ab stets gegen alle preußischen Behörden als „Königl.-Preußischer Oberstleutnant und Chef des Mecklbg.-Strelitzschen Husarenregiments“ aufgetreten. „Damit gelang es ihm“, schreibt Milarch, „auf dem . . . Marsche dem Regimente manche Erleichterungen durch Gestellung von Wagen zur Fortschaffung des eisernen Fouragebestandes und der Sättel von gedrückten Pferden . . . zu verschaffen“. Ja, von Warburg legte, sobald er preußischen Boden betrat – im Gegensatz zu seinen Offizieren – das mecklenburgische Portepée ab und ersetzte es durch das preußische, „was ihm anfangs im Regimente gar übel gedeutet worden“ (Milarch). „Als ihm einer aus seiner nähern Umgebung“ – offenbar Milarch – „bei einer vertraulichen Unterhaltung darüber einige Mitteilung machte“, sagte von Warburg: „Liebes Kind, das erspart uns viele fruchtlose Schreibereien. Die Behörden würden ganz anders gegen unsere Anforderungen auftreten, wenn sie nicht veranlaßt würden, uns als ein Preußisches Regiment anzusehen;^{21e)} und nun lassen sie uns erst gar unter den Yorck kommen, den kenne ich!, der ist unserm Prinzen Carl gar nicht grün“.^{21f)}

Wenn auch von Warburg stets als preußischer Offizier auftrat, so war er doch, ebenso wie Blücher, seinem inneren Wesen nach und in dem persönlichen Verhalten zu seinen Husaren ein echter Mecklenburger. Gleich Blücher hatte er gar nichts von dem sturen Kommißgeist und von der Überheblichkeit, die sich bei so manchen preußischen Offizieren unangenehm bemerkbar machten! Bezeichnend für die persönliche Einstellung von Warburgs ist folgendes: Als er, wie wir noch sehen werden, die jungen Leute des Landes Stargard zur freiwilligen Gestellung aufrief, redete er sie als „meine Freunde und künftige Waffenbrüder an!“^{21g)} Dabei verstand er es, sie mit wenigen, aber packenden Worten für den Freiheitskampf zu begeistern. Ebenso wie Oberst von Bonin, war auch von Warburg ein wahrer Soldatenvater. Stets war er auf das Wohl der ihm anvertrauten Jugend seines Heimatlandes bedacht. Er dachte nicht daran, blindlings jeden Befehl auszuführen. Vielmehr war er bestrebt, seine Husaren nicht unnütz zu opfern.^{21h)} Wenn es aber unbedingt sein mußte und sich eine gute

^{21d)} Tarnow, S. 173.

^{21e)} Die Folge dieser Eröffnung war, daß „man anfang“, die Handlung Warburgs „billiger zu beurteilen“: Milarch, S. 31/32.

^{21f)} Näheres über die Gründe für Yorcks Antipathie gegen den Prinzen in Kap. VIII b.

^{21g)} Eine ähnliche väterliche und kameradschaftliche Einstellung zu ihren Husaren und Jägern ist auch für den Major von Bismarck, für den Rittmeister Damm und für den Leutnant Schüßler bezeugt. — Saefkow vermerkt (S. 11), daß unter den Husaren stets der beste kameradschaftliche Geist waltete und daß „es eine Freude war, in dem Regiment zu dienen, wie auch unsere Officiere außer dem Dienst stets freundlich mit uns verkehrten“.

^{21h)} So erhob von Warburg in dem Gefecht bei Wartenburg schwere Bedenken gegen den Angriffsbefehl, den ihm sein Brigadekommandeur, der Generalmajor Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz, erteilte. Vor Paris lehnte er die Ausführung eines Befehls des Generals von Laubenthal, zu attackieren, kategorisch ab als „ein gänzlich zweckloses, mutwilliges Aufopfern von Menschen u. Pferden“ (Milarch, S. 103/04, 262).

Gelegenheit zu einer Erfolg versprechenden Attacke bot, dann war er ein richtiger Draufgänger, der es verstand, sein ganzes Regiment mit fortzureißen. — Als kühner Reiter rettete er 1813 in einem Gefecht sich und seine Umgebung einmal durch einen recht gewagten kurzen Sprung über Hecke und Graben. In derartigen Reiterstücken war er Meister, hatte er doch, wie Milarch (S. 63/64) berichtet, „mit dem Prinzen Louis Ferdinand in den Straßen Berlins über manchen Dungwagen gesetzt“! — Warburg war ein guter Taktiker des Reitergefechts hinsichtlich der Bewegung und des Einsatzes seiner Husaren. Stets ritt er diesen im Gefecht voran und verstand es, mit schnellem Blick das Gelände und die Schwäche seiner Gegner auszunutzen und seine Schwadronen an den richtigen Stellen einzusetzen. Dabei besaß er, im Gegensatz zu von Bonin, das Unbekümmerte des alten Feldsoldaten und die Fähigkeit, Strapazen zu ertragen.

Bei allem väterlichen Wohlwollen gegenüber seinen Husaren und Jägern, hielt von Warburg doch sehr auf straffe Disziplin, ging gegen Exzesse und Eigenmächtigkeiten energisch vor und hielt sehr auf Ordnung. Wenn dagegen mal verstoßen wurde, konnte er ganz gehörig gegen die „infame Loddrigkeit“ loswettern. Dabei appellierte er an das Ehrgefühl seiner Soldaten. So erklärte er einmal noch in Neustrelitz, er werde „in einem Regimente, in welchem sich so viele gebildete Leute befänden, Niemanden, der sich ähnlicher Excesse zu Schulden kommen lasse, dulden, er erwarte aber auch, daß Niemand in seinem eignen Vaterlande fernerhin dazu Veranlassung geben werde“ (Milarch, S. 24/25).

Gleich Blücher scheint Warburg dem weiblichen Geschlecht keineswegs abgeneigt gewesen zu sein, obwohl er lange Jahre Junggeselle blieb. Berichtet doch einmal der freiwillige Jäger Viktor von Oertzen aus Rattey²¹ⁱ⁾, daß er den Oberst in Frankreich „mit einer Menge junger Mädchen vor einem Kamin sitzen fand“, die ihm erzählten, der Kaiser würde von Châlons aus seine Gegner bald vertreiben. Ebenso wie Blücher muß Warburg auch einen guten Trunk im Kreise von Kameraden und bei Geselligkeiten geliebt haben. Der Vizewachtmeister Wolfersdorf, ein cand. theol., der durch besondere Tapferkeit sich schon früh ausgezeichnet und als einer der ersten das Eisene Kreuz II. erhalten hatte, war von einem Offizier des preußischen Generalstabs (es war ein Sohn Scharnhorsts), infolge eines Irrtums Wolfersdorfs übel behandelt worden. Als Warburg sich bei Blücher für seinen Vizewachtmeister einsetzte und u. a. äußerte, „daß er Wolfersdorf zum Offizier habe vorschlagen wollen und daß er überhaupt ein Kerl sei, mit dem er alle Tage hätte Brüderschaft trinken können“, da sagte Blücher: „Na, das hast Du in Deinem Leben oft genug getan“ (Milarch, S. 217/19). In einer andern Hinsicht unterschied sich Warburg aber ziemlich von Blücher: Seine allgemeine Bildung war, wie auch seine Briefe zeigen, entschieden besser als die seines alten Chefs, das gilt nicht zuletzt von der Rechtschreibung, die dem alten Blücher ja immer ein Buch mit sieben Siegeln war. Von vornherein muß Warburg eine gute Erziehung gehabt haben und nicht so wild aufgewachsen sein wie Blücher. Sonst hätte Warburg ja auch nicht Leibpage einer preußischen Prinzessin werden können!^{21k)}

²¹ⁱ⁾ „Aus dem Tagebuche des freiwilligen Jägers im mecklenburg-strelitzschen Husarenregiment V. . . v. O . . . 1813 bis 1815.“ Jahrbücher für die deutsche Armee, 66. Bd., 1888, S. 175/76. — Bei Gelegenheit des Einzugs in Berlin am 3. Juli 1813 erwähnt Milarch Warburgs hellblaue Augen und seine heitere Stimmung. — Trotz aller Bemühungen war es nicht möglich, ein Bild von Warburgs zu ermitteln.

^{21k)} Bemerkt sei, daß das Vertrauensverhältnis zwischen Blücher und Warburg stets bei Bestand blieb. Im Verlaufe des Feldzugs von 1813/14 hatte dieser so gute Beziehungen zu Blücher und zu seinem Hauptquartier, daß er über die allgemeine Lage oft

In welchem Grade von Warburg wegen seiner persönlichen Vorzüge und wegen seiner soldatischen Tüchtigkeit eine in Berlin allgemein beliebte und angesehene Persönlichkeit war, berichtet Milarch (S. 31): „Schon beim Einmarsch in Berlin hatte nicht nur die nächste Umgebung von Warburgs, sondern auch der größere Theil des Regiments mit rechter Herzensfreude wahrgenommen, wie bekannt²¹¹⁾ unser Chef mit den Höchst- und Hochgestellten Personen und allen Verhältnissen des staatlichen und Gesellschaftlichen Lebens in Preußen sei. Ein solcher Führer, sagte man sich, werde uns Fremdlinge schon zu vertreten wissen“. „Eine glücklichere Wahl als diese, einen mit den Verhältnissen in Mecklenburg wohl bekannten Mann, und mit dem Cavallerie-Kriegsdienst so vertrauten Mann zum Führer eines neu zu bildenden Regiments zu bestimmen, hätte man nicht leicht treffen können“, vermerkt Milarch an anderer Stelle (S. 14). — In Richters „Erinnerungen“ heißt es (S. 8/9): „Die Wahl des Obristlieutnants . . . von Warburg . . . zum Chef des Regiments geschah unter freudiger Zustimmung des ganzen Landes; hätten der glühende Eifer, der Enthusiasmus für des Vaterlandes heilige Sache noch eine Steigerung bei Mecklenburgs Jünglingen zugelassen, gewiß, durch diese glückliche Wahl wäre sie bewirkt worden. Strenge im Dienst, war er außer demselben uns allen ein väterlicher Freund, dem wir mit Vertrauen nahten, wenn wir seines Rathes oder seines Beistandes bedurften, und, wenn es in seiner Macht lag, ließ er keinen von uns unbefriedigt gehen. Wir alle waren ihm dagegen mit ganzem Herzen ergeben; unsre Hochachtung und Liebe für den verehrten Chef waren ohne Grenzen. Als nach der Schlacht bei Leipzig durch die unglückliche Verwundung . . . des Herzogs“ (d. h. den Prinzen) „Carl . . . dem Obristen v. Warburg das Kommando über die zweite Brigade des Yorckschen Corps zufiel . . ., empfanden wir seine Abwesenheit recht tief — wir waren wie Waisen, die den Vater verloren, und uns schien, als fehle es dem Regimente an dem Alles belebenden Geiste, wenn Er nicht gegenwärtig war — um so größer unsre Freude, wenn der brave Obrist sich dem Regimente wieder zugesellte, und sich für Alle liebeich und theilnehmend bezeugte . . . Unter der Leitung eines so erfahrenen Offiziers . . . und bei dem Eifer, der uns alle beseelte, erreichte das vaterländische Husaren-Regiment binnen kurzer Zeit in seiner militärischen Ausbildung eine Vollkommenheit, die selbst alte gediente Militairs ehrend anerkannten“.

Aufruf des Herzogs Carl am 2. April 1813 zum Eintritt von Freiwilligen in das Husarenregiment und in das Jägerkorps. Der Konvokationstag der Stände des Landes Stargard (10. — 17. April) und seine Beschlüsse. Die Jugend des Landes Stargard meldet sich in großer Zahl.

besser orientiert war als Yorck, der sich mit Blücher und vor allem mit Gneisenau recht schlecht stand. Blücher schätzte Warburg und die Tapferkeit seiner Husaren so sehr, daß er ihn samt zwei der Husarenoffiziere im Frühjahr 1814 zur Siegerehrung durch die Engländer mit nach London nahm! Im Jahre 1817 bemühte sich Warburg als Beauftragter Blüchers für diesen ein Haus in Berlin zu erwerben (Brief von Warburgs an Großherzog Georg vom 16. 2. 1817).

²¹¹⁾ So wurde von Warburg beim Einzug in Paris „mehrfältig aus dem Gedränge der Volksmenge mit dem Ruf: „Eh, voilà Warbourg“ begrüßt von Individuen, die bei der französischen Gesandtschaft attachiert, ihn in Berlin kennen gelernt hatten“ (Milarch, S. 260).

Am 2. April erließ Herzog Carl folgenden Aufruf²²⁾ an die Jugend des Landes zum freiwilligen Eintritt in das zu errichtende Husaren-Regiment:^{22a)}

„In dem Augenblicke, da auch Uns es vergönnt ist, für die Sache des deutschen Vaterlandes nach Unsern besten Kräften mitzuwirken, berufen Wir, mit freudiger Zuversicht auf den deutschen Sinn in Unserm Lande, die jungen Männer desselben zum Kampfe.

Nach dem Wunsche Unserer mächtigen Alliirten werden Wir ein Husaren-Regiment errichten, und wollen damit ein reitendes Jäger-Corps in der Art verbinden, wie solches bei der Königlich Preußischen Armee der Fall ist.

In Bezug hierauf bestimmen Wir wie folgt: Alle jungen Männer vom 17^{ten} bis zum 30^{sten} Jahre, welche sich freiwillig zum Kriegsdienste stellen wollen, haben sich entweder bei dem Regimentschef, Obristlieutenant v. Warburg, hieselbst, oder: bei den hierzu ernannten Commissarien, dem Landrath von Oertzen auf Kotelow und Unserm Geheimen Kammerath von Bassewitz, zu melden.

I. Alle jungen Männer, welche sich selbst equipiren, beritten machen, und so lange sie dienen, außer den ihnen zu reichenden Portionen und Rationen, selbst erhalten, treten, wenn sie wollen, in das reitende Jäger-Corps ein.

1. Die Hauptfarbe ihrer Uniform ist dunkelgrün . . .

2. Die freiwilligen Jäger können jedesmal nach beendigtem Feldzuge den Dienst verlassen, doch nicht mehrere zur Zeit, als der sechste Theil des Corps.

3. Das Jäger-Corps wird beim Regiment zum Detachiren, zum Dienst der leichten Truppen usw. gebraucht. Die vorzüglichste Übung desselben ist, seine Waffen gehörig zu gebrauchen.

Zum innern Dienst in Garnisonen, zu Schildwachen — außer zur Sicherheit des Regiments — wird der Jäger nicht gebraucht; auch nicht zu Arbeits-Kommandos, Ordonnanzen, Transport- oder Bagage-Kommandos.

4. Das Jäger-Corps wird von kommandirten Offizieren und Unteroffizieren befehligt, bis es zwei oder drei Monate gedient hat, demnächst wählt es sich die Offiziere und Unteroffiziere selbst aus seiner Mitte, und macht von der getroffenen Wahl der Offiziere Uns durch den Regimentschef, der Unteroffiziere aber dem Regimentschef, zum Zwecke der Bestätigung, die Anzeige.

²²⁾ Milarch, S. 9 — 12.

^{22a)} Die offizielle Bezeichnung war nicht: Herzoglich Mecklenburg-Strelitzches Husaren-Regiment, sondern: „Vaterländisches Husaren-Regiment“, entsprechend den deutschen und volksstaatlichen Idealen Herzog Carls, des Erbprinzen Georg und des Staatsministers August von Oertzen. Mit dem „Vaterland“ war das Deutsche Vaterland gemeint, das Husarenregiment sollte also ein deutsches Regiment sein bzw. werden, wie man ja für dieses auch die deutsche Kokarde anstrebte! — Von fremder Seite wurde das Regiment als „Mecklenburgisches Husarenregiment“ bezeichnet. Erst nach Jahrzehnten wurde die schöne alte Bezeichnung in: „C-Husaren“ verfälscht (nach dem C mit der Krone, das die Husaren auf den Deckeln der Kartusche (Patronentasche) und der Husarentasche hatten) — vermutlich unter dynastischen Aspekten im Zeitalter der Reaktion!

II. Alle jungen Männer, welche für das Vaterland zu streiten gesonnen sind, und größere Neigung zum eigentlichen Husarendienst haben, oder sich entweder überall nicht, oder doch nicht in dem ad I angegebenen Maße equipiren usw. können und wollen, treten in das Husaren-Regiment ein.

1. Die Zeit ihrer Dienstverpflichtung ist die Dauer des Krieges.

2. Allen denen, welche sich freiwillig zum Husarendienst gestellt haben, wird vor denen, die des Zwanges bedürft, eine in die Augen fallende Auszeichnung an der Uniform gegeben und beim Avancement zum Unteroffizier usw. bei gleicher Qualification der Vorzug zugestanden.“

Anschließend folgen Bestimmungen über den Eintritt von „Hof- und Staatsdienern“ oder von sonst in öffentlichen Ämtern angestellten Personen als Freiwillige in das Regiment: Sie hatten dazu die landesherrliche Genehmigung einzuholen, Anciennität und unverkürztes Gehalt wurden ihnen vorbehalten. — Zum Schluß heißt es:

„Alle, welche nach beendigtem Kriege Versorgung bedürfen, sowie etwa zurückbleibende bedürftige Frauen und Kinder, sollen mit Zuversicht bauen auf Fürst und Vaterland, und die Sorge für sie wird uns heilig sein. Den Streiter für Gott und die gute Sache erwartet Ehre und Ruhm, erwartet der Dank des befreiten Vaterlandes, und was mehr als alles ist, ein Bewußtsein, das für jedes irdische Schicksal erhebt!“

„Kaum war die vorstehende Proclamation . . . erlassen, als Mecklenburgs Jünglinge, sowohl vornehme und reiche, als niedrige und arme derselben, mit freudigem Muth Folge leistend, schaarenweise nach Neustrelitz eilten, um in das zu errichtende Husarenregiment einzutreten“ (Richter).

Auch Oberstleutnant von Warburg rief die jungen Leute zum Kampfe auf:

„Es ist der höchste Kampf der Ehre für vorige Freiheit und Selbstständigkeit, der jemals begonnen hat! Welcher kräftige junge Mann möchte diesen nicht mit bestehen wollen? Ein Sklavenleben kann für den freigebornen Sohn eines glücklichen Volkes keinen Werth haben. — Stellt euch daher, meine Freunde und künftigen Waffenbrüder, freiwillig unter die Waffen usw.“ (Milarch, S. 14).

So war, getragen von tiefem vaterländischen Gefühl und mit feinem psychologischen Sinn, von seiten der Landesregierung und des Oberstleutnants von Warburg alles getan, um den Erfolg ihrer Aufrufe zu sichern!

Am 9. April²³⁾ begab sich Herzog Carl „mit seinem Minister v. Oertzen und seinem ganzen Hofstaat“ nach Neubrandenburg, der Vorderstadt des Stargarder

²³⁾ Das Folgende nach Milarch, S. 15 — 19 und nach: J. F. Saefkow: Erinnerungen an meine Erlebnisse in den Freiheitskriegen der Jahre 1813 — 1814 im damaligen vaterländischen Husaren-Regimente, 1866, S. 4. — Saefkow stammte aus Feldberg, war 18 1/2 Jahre alt und hatte seine Lehrzeit als Handlungsgehilfe in Neubrandenburg gerade beendet, als er sich bei Hofrat Spalding als einer der ersten Freiwilligen meldete. Saefkow berichtet, daß diese, „einige 40“, am 10. April auf dem Markte dem Herzog vorgestellt wurden, der in „einer ergreifenden Anrede“ seine Freude über die Freiwilligen aussprach, sich jeden Einzelnen namhaft vorstellen ließ und „sich mit jedem auf das Leutseligste unterhielt“. Am Abend des folgenden Tages gab der Herzog den Freiwilligen „im Schauspielhaus einen glänzenden Ball, und tanzten wir mit den jungen Damen . . ., bis der Morgen anbrach . . .“ Nach Ostern ließen sich Saefkow und seine Kameraden als erstes „eine hellblaue Feldmütze mit samntenem Bräm und dem Kreuz, dem Abzeichen der Freiwilligen, anfertigen“ (Saefkow, S. 4/5).

Kreises, um den Konvokationstag abzuhalten. An der Grenze der Stadtfeldmark beim Tannenkrug wurde der Herzog von einer über 80 Mann starken berittenen Abteilung uniformierter Bürger eingeholt. Ihr Führer begrüßte den Herzog mit einer Ansprache und geleitete ihn in die Stadt. „Zahlreich Volk aus allen Ständen bewegte sich beim Klange der Glocken dem herannahenden Fürsten . . . aus dem Thore entgegen. Nicht mit lautem Jubelgeschrei und Hurrahruf, sondern mit entblößten Häuptern, gefalteten Händen und ernster Stille ward der Herzog, der sein Volk zum Kampf auf Leben und Tod aufrief, empfangen. . .“ Sodann hielt Herzog Carl seinen „feierlichen Einzug in die festlich geschmückte Stadt“.

April
10.

Am 10. eröffnete der Herzog den Konvokationstag „mit der ihm eignen Würde und dem lebenden Ausdruck, welcher innerste Überzeugung kund giebt, durch eine Ansprache an die Ritter- und Landschaft“ (Städte). In dieser erklärt er:

„Heute reden wir nach mehreren schmerzvollen Jahren aus d e u t s c h e m Herzen wieder als D e u t s c h e zueinander: von der Befreiung des herrlichen Vaterlandes, von dem Kampf zu solchem Zweck und von unserer Theilnahme daran, mit treuem Willen und nach bester Kraft“. — Der Herzog betonte sodann, daß jetzt das Vertrauen und die Einigkeit notwendig und entscheidend wären, „da eine große Umgestaltung der Dinge bevorsteht, da die Gegenwart große Opfer zu bringen hat für die Bereitung einer glücklichen Zukunft“. Mit den Worten: „Wir wollen D e u t s c h e sein in Wort und That! Wir leben und sterben miteinander, mit uns ist Gott!“ schloß Herzog Carl seine eindrucksvolle Ansprache.

Die beiden landesherrlichen Kommissare, Minister von Oertzen und Geheimer Kammerrat von Bassewitz, trugen die Propositionen der herzoglichen Regierung vor. Es hieß darin u. a.:

„Wir alle wissen, wir alle fühlen es . . ., daß für den Preis, den Wir Uns und unsern Kindern erringen wollen, jede engherzige Rücksicht schweigen müsse, daß es nur die Frage gilt: was können auch wir leisten? Wie können auch wir vor Deutschlands Augen bewahren, daß wir freudig Gut und Blut wagen für Ehr und Freiheit, für Vaterland und Gott!“ — Wenn auch vorauszusehen sei, daß die Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen „für die Ausrüstung vaterländischer Krieger“ und zum freiwilligen Eintritt in das Husarenregiment den schönsten Erwartungen entsprechen werde, so müsse doch auf den Fall Bedacht genommen werden, wenn das, was freiwillig geschähe, nicht völlig ausreiche. Daher schlug die Regierung hinsichtlich Gestellung, Ausrüstung und Unterhalt des Husarenregiments vor:

1. „Daß, soweit die Gestellung der Freiwilligen zur Completirung nicht ausreichen sollte, durchs Gesetz jeder junge Mann in einem festzustellenden Alter, ohne Unterschied des Standes und des Gewerbes, für verpflichtet zum Kriegsdienst zu erklären sei, auf so lange, bis der Krieg für die Unabhängigkeit beendet wäre.“

2. Würden die freiwilligen Beiträge nicht ausreichen, so sollten theils Anleihen, theils außerordentliche Steuern, theils Naturallieferungen in Aussicht genommen werden.

Zum Schluß wurden Vorschläge hinsichtlich Errichtung und Organisation des Landsturms gemacht.

Alle diese Propositionen der herzoglichen Landesregierung wurden von den Ständen gut geheißen und genehmigt.

Was den 2. Punkt betraf, so konnte Herzog Carl am Schluß des Konvokationstages, am 17. April, „den Ständen eröffnen: die freiwilligen Beiträge würden zur Deckung der Kosten der Ausrüstung des Regiments völlig ausreichen und die Erlassung außerordentlicher Steuer-Edicte nicht erforderlich sein. Ebenso bedurfte es zur Stellung der erforderlichen Mannschaften keines besonderen Rekrutierungsgesetzes“.

Gleich nach dem Bekanntwerden der Aufrufe des Herzogs hatten sich „die waffenfähigen Jünglinge aller Stände und aller Gewerbe zu den Waffen gedrängt. In der Residenzstadt Neustrelitz gingen die jungen Männer aus der hohen und niedern Hofbedienung des Fürsten den übrigen Ständen mit aufmunterndem Beispiel voran; in Neubrandenburg waren es die Schüler der obern Klasse der gelehrten Schule, welche zuerst bei dem Landrath von Oertzen sich zum Dienste für das Husarenregiment anmeldeten“.²⁴⁾ So konnte schon am 10. April Oberstleutnant von Warburg „auf dem Markte zu Neubrandenburg gegen 250 eingestellte Recruten besichtigen. Seine einnehmende, Vertrauen erweckende Persönlichkeit trug nicht wenig dazu bei, daß in kurzer Zeit die erforderliche Anzahl von 460 Husaren und 60 Jägern beisammen war . . .“

Aus dem Lande Stargard hatten sich so viele als Freiwillige gemeldet, daß lange nicht alle in das Husarenregiment eingestellt werden konnten. Über 200 traten daher in preußische Regimenter sowie in das Lützowsche Freikorps ein. Ja, von der vaterländischen Bewegung und Begeisterung sowie vom Haß gegen

²⁴⁾ Unter Führung ihres Konrektors Milarch. Außer diesem konnten aber nur fünf von ihnen eingestellt werden. Eine Gedenktafel im 1945 zerstörten Neubrandenburger Gymnasium verewigte ihre Namen: „A. A. F. Milarch, Conrektor, Leutnant, Primaner: Friedr. Reinhold, Husar, Carl Loholm, Husar, Wilh. Alban, Husar, Ulr. Beckmann, Husar, Heinrich Penz, Husar. Den heldenmütigen Kämpfern der Jahre 1813 — 1814“. — August Alexander Ferdinand Milarch wurde am 11. Juli 1786 in Falkenburg (Pommern) geboren „als Sohn eines Administrators, der früh verstarb. So besuchte er die Waisenhaussschule in Halle“. Dort studierte er von Michaelis 1804 bis 1807 Theologie. 1807 wurde er Hauslehrer beim Baron le Fort in Neubrandenburg, 1810 Lehrer und 1813 Konrektor an der dortigen Lateinschule. Bei seinem Eintritt in das Husarenregiment zum Portepeee-Fähnrich und Rechnungsführer, im Verlaufe des Feldzuges 1813 zum Leutnant und Quartiermeister ernannt, einmal verwundet, wurde er mit dem Eisernen Kreuz und dem russischen St. Wladimirorden ausgezeichnet. Nach Rückkehr aus dem Feldzug im Jahre 1814 ernannte ihn Herzog Carl zum Professor und Großherzog Georg 1830 zum Rektor des Neubrandenburger Gymnasiums. Anfang 1833 wurde ihm die Pfarre Schönbeck verliehen, eine der bestdotierten Pfarren, eine sog. Sektpfarre, des Landes Stargard. Seit 1860 Kirchenrat, starb er am 6. Januar 1862. — Verheiratet war er mit einer Tochter des Hofrats Dr. med. Brückner in Neubrandenburg. Milarchs Sohn Ernst war in den 50er Jahren Gymnasiallehrer am Carolinum, dann, ab Ende 1859 Pastor prim. bzw. Praepositus an der St. Marienkirche zu Neubrandenburg († 1888). Milarchs Enkel Ulrich („Utz“) Beyer war Lehrer (Professor) an der Realschule zu Neustrelitz. G. Krüger (Krüger-Haye): Die Pastoren im Lande Stargard seit der Reformation, Jahrb. des Vereins für mecklenburgische Geschichte (Mecklbg. Jahrb.), 69, 1904, S. 171, 137/38, 111/12. Mecklbg.-Strel. Staatskalender auf das Jahr 1814. Milarchs „Denkwürdigkeiten“ (s. Anm. 17). — Milarch war von Warburgs rechte Hand und stand zu ihm in einem besonderen Vertrauensverhältnis. Daher nahm dieser ihn, den prominentesten Vertreter der Freiwilligen der Husaren des Regiments samt dem Secondeleutnant von Kamptz, der als freiwilliger Jäger eingetreten war, im Gefolge Blüchers im Frühjahr 1814 mit nach England. — Die Nachwelt ist Milarch zu besonderem Dank verpflichtet, daß er seit 1829 sich mit der Geschichte des Husarenregiments beschäftigte und sie in mühevoller Arbeit zu Ende führte. Diese seine schon recht selten gewordenen „Denkwürdigkeiten“ sind sehr gut und anschaulich, objektiv und realistisch, frei von jeder Beschönigung.

die Franzosen wurde ein Mädchen, Auguste (Friederike) Krüger, die Tochter eines Friedländer Ackerbürgers, welche in ihrem elterlichen Hause „die fürchterliche Habsucht und Tyrannei“ der Franzosen kennen gelernt hatte, so ergriffen, daß sie sich als Mann verkleidet zum freiwilligen Kriegsdienst meldete. Sie kam zunächst zu einem pommerschen Infanterieregiment, machte den ganzen Feldzug mit, nahm an zahlreichen Schlachten und Gefechten in vorderster Linie teil, wurde an einem Tage dreimal verwundet, für ihre Tapferkeit zum Unteroffizier befördert, mit dem Eisernen Kreuz und dem russischen St. Georgsorden ausgezeichnet.²⁵⁾

Allgemein ist folgendes zu sagen: Zum Eintritt in den freiwilligen Kriegsdienst hatten sich in großem Umfang Studenten, Schüler und junge Landleute, Söhne von Akademikern, insbesondere von Pastoren^{25a)}, von Angehörigen des Beamten- und Mittelstandes sowie von Gutsbesitzern und Pächtern gemeldet. — Vitense schreibt:²⁶⁾ „Das beste Vorbild und schönste Beispiel von Mut und Aufopferung gaben die Studenten und die jungen Leute des mittleren Standes. Die gebildete akademische Jugend wurde auch in Mecklenburg zur Führerin der ganzen Bewegung.“ Das trifft, wenn wir von der überragenden Führungsrolle des Strelitzer Fürstenhauses und vor allen der leitenden Männer der Landesregierung absehen, im allgemeinen zu. Wenn Vitense es aber für angebracht hält hinzuzufügen: „in den niederen Klassen dagegen herrschte noch abgestumpfte Indolenz, berichtet ein Zeitgenosse“, so hätte Vitense dieses tendenziöse und böswillige Urteil nicht ohne weiteres kolportieren dürfen, sondern hätte es einer Nachprüfung unterziehen müssen! Es befanden sich nämlich in den Reihen der Strelitzer Husaren zahlreiche aus dem Lande Stargard stammende Freiwillige, die aus dem Bauern-, Handwerker- und Arbeiterstande hervorgegangen waren.²⁷⁾

Passive Resistenz und Revolte im Fürstentum Ratzeburg

Im Fürstentum Ratzeburg war aber von einer solchen Begeisterung und Einsatzbereitschaft, wie sie in vorbildlicher Weise alle Kreise der Bevölkerung des

²⁵⁾ Boll, II, S. 365, Richter, S. 8, Milarch, S. 19/20, Behm, S. 172 — 178. — Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Stadt Friedland, welche am schwersten unter Truppendurchzügen, Einquartierungen und Requisitionen in der Franzosenzeit gelitten hatte, „30 Husaren bis auf die Waffen ausrüstete“ (Tarnow, S. 182).

^{25a)} Ins Jägerkorps traten ein je ein Sohn der verstorbenen Pastoren: Denzingöhren und Wentzel=Wokuhl; unter den Husaren begeben je 3 Söhne der Pastoren: Giesebrecht=Mirov und Reinhold=Staven, 2 Söhne des verstorbenen Pastors Denzingöhren und je ein Sohn der Pastoren: Alban=Neubrandenburg, Dulitz=Triepekendorf, König-Badresch und Loholm-Warlin.

²⁶⁾ O. Vitense: Geschichte von Mecklenburg, 1920, S. 394.

²⁷⁾ Das zeigt die im Mecklbg. Landeshauptarchiv befindliche 2. Stammrolle des Husarenregiments vom Jahre 1815, ferner enthält das Verzeichnis der 1865 noch lebenden Veteranen des Husarenregiments und anderer Formationen zahlreiche Arbeiter, Bauern und Handwerker. — Die 1. Stammrolle des Regiments konnte leider im genannten Archiv trotz aller Nachforschungen nicht mehr ermittelt werden. Sie scheint bei den Aus- und Umlagerungen während des 2. Weltkrieges in Verlust geraten zu sein. Bis etwa 1920 war sie in der Registratur des Militärdepartements zu Neustrelitz deponiert. — Nach einer Auskunft des Staatlichen Archivlagers zu Göttingen, das ausgelagerte Bestände des Mecklbg. Landeshauptarchivs betreut, ist die Stammrolle unter den Strelitzensii nicht vorhanden.

Landes Stargard erfüllte, fast nichts zu spüren.²⁸⁾ Nur 5 Freiwillige hatten sich gemeldet, und von diesen stammten ganze 2 aus dem Ratzeburgischen! Daher sah sich die Neustrelitzer Regierung genötigt, eine Aushebung durchzuführen. — Wie schon 1809 war auch jetzt eine starke passive Resistenz der bäuerlichen und bürgerlichen Bevölkerung in Erscheinung getreten. Zum guten Teil trugen aber die leitenden Beamten der Ratzeburger Regierung Schuld an diesen höchst unerfreulichen Verhältnissen. „Denn in einem Lande, das seit Jahrhunderten kein Militär kannte, mußte es Aufgabe der Regierung sein, für die veränderten Zeitverhältnisse Verständnis zu erwecken.“ Aber die Machthaber des Landes Ratzeburg konnten sich gar nicht mit dem Wandel der Zeit befreunden.²⁹⁾ „Die Aufrufe der [Neustrelitzer] Regierung wurden erst auf energisches Drängen aus Strelitz verteilt, da man den Zorn der Franzosen bei ihrer Wiederkehr fürchtete. — Obgleich im Lande Stargard weit über die erforderliche Anzahl Freiwillige sich gemeldet hatten, befahl die Neustrelitzer Regierung, daß das Fürstentum seinen Anteil von 75 Husaren und 75 Pferden selbst stellen und sich auch mit 15 000 Reichstalern an den Unkosten zu beteiligen hatte: „Die Teilnahme am Befreiungskampfe soll ein Werk aller sein.“ Die Landesregierung sandte daher eine Kommission, der Oberstleutnant von Warburg und der Geheime Kammererrat von Bassewitz angehörten, samt einigen Husaren nach Schönberg, um eine Aushebung der Dienstpflichtigen vorzunehmen. Dabei kam es am 26. April zu einer schlimmen Revolte. Der zuständige Amtshauptmann hatte sich durch seine vorbereitenden, angeblich parteiischen Maßnahmen bei den Bauern unbeliebt gemacht. Als er die Rekruten aufstellt, wird er auf den Ruf hin: „Nun schlägt zu!“ plötzlich angegriffen. Die Folge ist eine allgemeine Schlägerei zwischen den Bauern einerseits und den Polizeibeamten und Husaren andererseits, „bei der auch Warburg durch einen Schlag über den Kopf verletzt wird“. Da stürzt sich von Bassewitz mitten in die aufrührerischen Bauern und bringt sie dadurch zur Vernunft, daß er sich den Hauptschreier greift und ihm eine gehörige Ohrfeige verabreicht! „Er berichtet dann unverzüglich von diesem Vorfall nach Neustrelitz und erreichte auch durch eine Ansprache das feierliche Versprechen der Bauern, daß sich ähnliche Auftritte nicht wiederholen würden.“ Die Neustrelitzer Regierung griff aber scharf durch, indem sie sich nicht vor den schwersten Androhungen scheute und sandte einen Offizier mit 30 Infanteristen und 6 Husaren nach Schönberg „zur Sicherung der Ruhe“, und um weitere Widersetzlichkeiten zu verhindern.

„Ein Gesuch der beiden Ratzeburger Ämter, die nötigen Rekruten durch eine Werbung für Geld zusammenbringen zu können, verfiel der Ablehnung.“

²⁸⁾ Quellen für das Folgende: Kentmann, S. 58 — 63, Tarnow, S. 182 — 184, Endler, S. 59. — Für den schlechten Geist und für die geringe Opferfreudigkeit der Bevölkerung des Landes Ratzeburg zeugt auch die Tatsache, daß die freiwilligen Gaben auf den Kopf der Bevölkerung berechnet nur 0,92 Reichstaler, gegenüber 2,08 im Lande Stargard, betragen.

²⁹⁾ So hatte „der herzogliche Geheime Justizrat S. . . auf dem Ratzeburger Domhof einem seiner ältesten Söhne, dem es drängte, die Waffen fürs Vaterland zu ergreifen“, dies verboten und das Verbot auch durchgeführt. Ein 17jähriger Bruder, Schüler der Ratzeburger Domschule, reiste nach Neustrelitz, trat in das Gymnasium ein und dachte nicht daran, sich freiwillig zu melden. Er war nur besorgt, „Gefahr zu laufen, später doch noch zum Soldatendienst gezwungen zu werden“. „Auch der oberste Schulleiter — Konsistorialrat A. — widersetzte sich dem Wunsche seines 26-jährigen Sohnes, an dem beginnenden Freiheitskrieg teilzunehmen“. D. v. Notz: Nachdenkliches aus der Franzosenzeit: Mecklbg.-Strel. Heimatblätter, Sonderheft Ratzeburg, 8. Jhg., Heft 3, S. 47—53.

Gegen „Austretungen“ — 24 Dienstpflichtige waren nicht zur Auslosung erschienen oder entlaufen — wurden Strafen und Vermögenskonfiskationen verhängt. Gesuche um Dienstbefreiung, Stellvertretergestellung und Loskaufung wurden meist „ad acta“ gelegt. Gegen durch Amtspersonen begünstigte Drückebergereien von großen Teilen der Bevölkerung vom Militärdienst wurde eingeschritten.³⁰⁾ So wurde nach Überwindung mancher Schwierigkeiten die gewaltsame Aushebung durchgeführt, und die erste Serie der Ausgehobenen „bis zum 2. Mai in Neustrelitz abgeliefert“. Aber bald hernach „fanden 6 Desertationen statt!“ — Gegenüber allen diesen üblen Erscheinungen muß aber hervorgehoben werden, daß ein Ratzeburger, und zwar ein ehemaliger Domschüler, ganz anders dachte und handelte als seine Landsleute. Das war Heinrich Arminius Riemann (geb. 1793), Sohn des Rektors auf dem Domhofs und späteren ersten Pastor zu Schönberg. 1812 bezog er als Student der Theologie die Universität Jena, 1813 trat er in das Lützowsche Freikorps ein, zog 1815 aufs neue ins Feld und erwarb bei Ligny in einem westfälischen Landwehrregiment das Offizierspatent und das Eiserne Kreuz. „Im Herbst desselben Jahres kehrte er nach Jena zurück, wurde einer der Hauptführer der seit kurzem gegründeten Burschenschaft und hielt 1817 Oktober 18. seine ‚epochemachende‘ Rede im Minnesängersaal der Wartburg.“ Von 1821 — 28 Lehrer am Gymnasium zu Eutin, sodann am Friedländer Gymnasium und seit 1835 Pastor an der dortigen Marienkirche, starb er hochverehrt im Jahre 1872.³¹⁾ — Als die Ratzeburger Regierung dem herzoglichen Befehl gegenüber, die an der Revolte vom 26. April Schuldigen festzustellen, sich sehr saumselig zeigte und schließlich erklärte, die Schuldigen seien nicht mehr zu ermitteln, wurden die bislang recht selbständige Regierung, die Kammer, die Forstverwaltung und das Konsistorium aufgelöst und den Neustrelitzer Behörden unterstellt!

Uniform, Organisation und Offizierkorps des Husarenregiments

Ursprünglich wollte man in Neustrelitz für das Husarenregiment die alte Uniform beibehalten³²⁾, d. h. die der alten Zietenhusaren, welche das Distrikthusarenkorps seit seiner Errichtung im Jahre 1798 trug (rote Husarenjacke = Dolman, blauer Pelz, weiße Verschnürung). Am 26. März schrieb aber der Erbprinz Georg, welcher den König in Berlin nach seinen „Wünschen“ gefragt hatte, es habe „ihn erschreckt, daß die bisherige Uniform beibehalten werden sollte“. So wurde denn, entsprechend der nach dem Kriege von 1806/07 in der

³⁰⁾ „Die Aushebung erfolgte am 27. April durch Bassewitz. Mit welchen Mitteln sich die Bevölkerung vom Militärdienst zu drücken suchte, geht aus einem Bericht der Aushebungskommission vom 26. Mai hervor: „Besonders in dem Amte Schönberg werden auf Ansuchen der Hauswirthe (= Bauern) und Hausbesitzer (= Schönberger Ackerbürger) den Söhnen derselben, wenn der Vater sich auch noch in den besten Jahren befindet und der Sohn vielleicht nicht älter als 18 Jahre ist, ein Hausbrief ertheilt. Der Zweck kann nur Ausweichung der Verpflichtung, zum Militärdienst sich zu stellen, seyn, und darf also dieses Unwesen wohl nicht länger gestattet werden“ (Tarnow, S. 184).

³¹⁾ G. Krüger (Krüger-Haye): Mecklbg. Jahrb., 69, 1904, S. 49, derselbe Mecklbg.-Strelitzer Heimatblätter, 6, 1930, Sonderheft Friedland, S. 25 — 29. Vg. F. Koch: H. A. Riemann, der Wartburgredner vom Jahre 1817 (Burschenschaftl. Bücherei), 1927.

³²⁾ Quellen für das Folgende: Kentmann, S. 37, Tarnow, S. 173/74, 177, Milarch, S. 9/10 und 12 Anm., 27/28.

Preußischen Armee einsetzenden Tendenz, die Uniformen zu vereinfachen³³⁾, für Dolman und Pelz der Strelitzer Husaren dasselbe schwarze Grundtuch, und zwar mit gelber Verschnürung, gewählt. — Das schwarze Tuch war auch am leichtesten bei den einheimischen Tuchmachern zu beschaffen. — Das Grundtuch für Dolman und Pelz der reitenden Jäger war dunkelgrün, mit schwarzen Kragen und Aufschlägen und mit gelber Verschnürung. Im übrigen überließ man dem König von Preußen, um ihm „auch in diesem Punkte, seinem ‚Steckenpferd‘, die Freude zu machen“, die Einzelheiten der Uniformgestaltung³⁴⁾ und die Organisation des Regiments. Dessen Stärke sollte nach preußischem Vorbild 605 Mann, einschließlich der Offiziere, betragen.

Die Neustrelitzer Regierung begnügte sich aber mit einem Sollbestand von insgesamt 523 Mann: 23 Offiziere, 44 Unteroffiziere, 12 Trompeter, 400 Mannschaften (unter diesen 48 Karabiniers, mit Karabinern statt der Pistolen ausgerüstete Reiter), 11 Regimentsbeamte (je 4 Chirurgen und Fahnschmiede, je 1 Regimentsschreiber, Büchsenmacher und Sattler) und 33 Troßknechte. Hinzu sollte noch ein 60 Mann starkes Korps von berittenen freiwilligen Jägern kommen. Jedoch wurden diese Stärken beim Ausrücken nicht ganz erreicht: Zwei Offizierstellen waren nicht besetzt, ferner zogen nur 6 Trompeter sowie 48 Jäger samt 2 Hornisten ins Feld.³⁵⁾

Außer den vier Offizieren: Stabsrittmeister von Scheve, Secöndeleutnants von Hobe, von Horn und Krüger, welche vom Infanteriebataillon zum Husarenregiment übergetreten waren, dem zum Leutnant beförderten Wachtmeister

³³⁾ So trugen auch die Zietenhusaren von 1809 ab dunkelblaue Dolmans und Pelze: P. Steinmann: Die Mecklenburg-Strelitzsche Landgendarmarie . . ., 1924, S. 38, Anm. 37.

³⁴⁾ Husaren: Pelzbesatz: Husaren: weiß, Unteroffiziere: schwarz, Offiziere: grau; Tschakos: mit länglichem wendischen Kreuz und mit gelbem Schnurgeflecht, bei den Offizieren golden; lange, mit Leder besetzte dunkelgraue Beinkleider, die Offiziere schwarz; zur Parade hellblaue, eng anschließende Tuchbeinkleider, mit gelben Schnüren besetzt, bei den Offizieren „mit goldner Scheittaschierung verziert“; gelbe Husarenschärpen aus Schnüren mit schwarzen Knäufen, die Offiziere „hellblau seidene Schärpen mit goldenen Knäufen und Troddeln mit den mecklenburgischen Nationalfarben durchwirkt“; Husarentaschen und Bandoliere mit Patronentaschen aus schwarzem Leder, darauf in Messing ein C mit Krone, bei den Offizieren wahrscheinlich vergoldet; Husarensäbel mit Scheide aus Eisenblech, je 2 Pistolen in Pistolentaschen, dafür Karabiner für die Karabiniere.

Jäger: Pelzbesatz: schwarz; Tschakos mit dunkelgrünem Schnurgeflecht; Beinkleider, Schärpen, Husarentaschen, Bandoliere mit Patronentaschen: wie bei den Husaren; gezogene Büchse und je 2 Pistolen in Pistolentaschen, Säbel mit Scheide aus Messingblech, goldene Portepees; graue Überröcke wie die Offiziere, aber ohne Abzeichen auf den Achselklappen. — Die Jäger hatten also in gewisser Hinsicht den Charakter von Fähnrichen! Aus ihnen sollten sich auch die Offiziere ergänzen. — Die Sattelbekleidung bestand bei den Jägern in einer dunkelgrünen Husarenschabrake — bei den Husaren war sie schwarz — mit hellblauen Zacken und gelben Schnüren besetzt. Die Mäntel waren überall grau mit schwarzem Kragen; alle trugen kurze Husarenstiefel. Der König und Erbprinz Georg wünschten, daß außer der Kokarde in den „Nationalfarben“ darunter noch eine, „welche die Preussische und Russische Cocarde vereinigt“ (wie bei der preussischen Armee) darstellt, angebracht werden müßte. Aber in Neustrelitz war man dagegen. Die Kokarden waren hernach halb die Strelitzer, halb die Preussischen. „Man wollte“, wie schon erwähnt, „von Rußland in Strelitz nicht viel wissen“ (Tarnow, S. 173).

³⁵⁾ Tarnow, S. 177, 179; vgl. dagegen: Milarch, S. 20/21, 34 und Richter, S. 49/50.

Schüßler vom Distriktshusarenkorps³⁶⁾ und dem herzoglichen Forst- und Jagdjunker von Grävenitz, der als Secondeleutnant eintrat, wurden alle übrigen Offiziere von König von Preußen gestellt, detachiert, so zu sagen geliehen, „samt einem Stamm guter Unteroffiziere“, welche von Warburg persönlich namhaft machte. „Das Jäger-Corps erhielt auf eigenes Verlangen den Lieutenant Schüßler . . . zum Befehlshaber“, der ursprünglich der 4. Schwadron zugeteilt war.³⁷⁾

Am 9. Mai „geschah die vorläufige Vertheilung . . . der Offiziere . . .“.^{37a)}

Stab: Oberstleutnant von Warburg, Regimentschef, Stabsrittmeister von Pritzelwitz, Adjutant, Portepée-Fähnrich (später Secondeleutnant) Milarch, Rechnungsführer, Regiments-Chirurg Brauer.

1. Schwadron: Major von Bismarck (Onkel des Reichskanzlers), Stabsrittmeister Graf von Lüttichau, Secondeleutnants von Langermann und von Hobe, 5. Stelle unbesetzt.

2. Schwadron: Rittmeister Wilhelm von Grävenitz, Stabsrittmeister von Scheve, Secondeleutnants von Zülow, Krüger, Lobeck.

3. Schwadron: Rittmeister Leberecht von Grävenitz, Premierleutnant von Beyer, Secondeleutnants Graf von Haak, von Grävenitz, Reichel.

4. Schwadron: Rittmeister Damm, Premierleutnant Baron von der Goltz, Secondeleutnants von Horn, Schüßler, 5. Stelle unbesetzt.

Schwadronschirurgen: Barthmann, Dietze, Lange. — Die ersten beiden waren, ebenso wie Brauer, vom Infanteriebataillon zu den Husaren übergetreten.

Errichtung und Organisation des Landsturms

Gleichzeitig mit der Aufstellung und Organisation des Husarenregiments erfolgte die des Landsturms.³⁸⁾ Wieder war Prinz Carl die treibende Kraft. Bereits am 27. März 1813 hatte er in einem Schreiben an seinen Bruder Georg die Anregung unter Hinweis auf die preußische Landwehrordnung gegeben. Am 30. März verordnete die Neustrelitzer Regierung die Versendung der Arndtschen Flugschrift: „Was bedeutet Landwehr und Landsturm“ an die Ämter und Städte zur Verteilung. In ihr wird das Volk nach dem Beispiel Spaniens und Tirols zum allgemeinen Aufstand gegen Napoleon aufgefordert. Zum Schluß heißt es in der Schrift:

März
27.

März
30.

„Auf, ihr Herren und Edle, ihr Freie und Bürger, ihr Landleute und Bauern! Auf, jeder deutsche Mann, dem ein deutsches Herz in der Brust schlägt, dem in dem Verstand oder in der Faust, in der Wissenschaft oder in der Tat eine lebendige Kraft lebt! Auf, alle! Helfet, ratet, redet, sammelt! Wollet des Rechte und das Freie! Wollet lieber ehrlich sterben als schändlich dienen! Und Gott, der Schirm der Freiheit und Gerechtigkeit, wird mit Euch sein!“

³⁶⁾ Schüßler hatte früher im Preußischen Husarenregiment Rudorff als Wachtmeister gedient.

³⁷⁾ Tarnow, S. 174, Kentmann, S. 39, Richter, S. 9/10.

^{37a)} Milarch, S. 20/21. — Hinzu kamen später die Secondeleutnants: von Maltzahn, von Zimmermann, von Bredow, die als Fähnriche eingetreten waren, und von Kamptz, der ursprünglich freiwilliger Jäger war. Mecklbg.-Strel. Staatskalender auf das Jahr 1814, Milarch, S. 308, Richter, S. 49. — Am 30. 7. hatte von Warburg die Fähnriche Milarch und von Maltzahn zu Offizieren bei den Husaren, die Oberjäger Linde und von Kamptz zu Offizieren beim Jägerdetachement vorgeschlagen (Milarch, S. 38).

³⁸⁾ Behm, S. 47 — 49, Kentmann, S. 41 — 47.

April
10.

„Diese Worte wirkten! Im Volke ward geäußert: ‚Nun ist es gut, nun wissen wir, was wir tun können und sollen!‘ Jeder war sich bewußt, daß er jetzt sein Leben gegen den Erzfeind des Landes einzusetzen habe. Die kriegerische Begeisterung erhielt dadurch eine bestimmte Richtung“ (Behm, S. 47). Auf dem Konvokationstag zu Neubrandenburg am 10. April hatte Herzog Carl den Landständen bestimmte Vorschläge gemacht: Nur zur Verteidigung der eigenen Grenzen sollte der Landsturm eingesetzt werden. — Landwehr gab es in Mecklenburg-Strelitz nicht. — Alle waffenfähigen Männer, „ohne Rücksicht auf Alter und Stand“, sollten dienstpflchtig sein, „mit alleiniger Ausnahme der körperlich Untauglichen und der Geistlichkeit, deren Beruf es nicht zuläßt“.^{38a)} Die Stände stimmten den Vorschlägen zu, daß, abgesehen von den Geistlichen — „weil es nützlich und notwendig sei, daß zuverlässige und einsichtsvolle Männer in den Gemeinden zurück blieben“, alle Männer vom 17. bis zum 60. Lebensjahr dienstpflchtig sein sollten. Die Landsturmmänner sollten ein rotes Kreuz auf dem linken Ärmel tragen. Am 21. April erließ daraufhin die Regierung die 18 §§ umfassende Landsturmverordnung. Das ganze Land wurde in 7 Bezirke (Bataillone) eingeteilt, die wieder in 30 Sammelplätze (Kompanien) aufgliedert waren. Führer der Landsturmmänner jeden Ortes als Kompanieoffiziere waren Gutsbesitzer, Gutspächter, Dorfschulzen usw., sie wählten die Kompaniechefs, diese die Bataillonschefs. — Für Neustrelitz ernannte der Herzog die Offiziere. — Die Sturmglocke durfte nur auf schriftlichen Befehl aus dem Bezirksorte geläutet werden. Mindestens einmal wöchentlich sollte durch die Kompaniechefs, mindestens einmal im Monat durch die Bataillonschefs exerziert werden.

April
21.

Befreiung vom Landsturmdienst gab es nur auf Grund von ärztlichen Attesten. Es liefen zwar „in immer größerer Anzahl“ Befreiungsgesuche ein, „aber unnachsichtlich wird auf Ausführung der Bestimmungen gedrungen. Von dem Grundsatz ‚Gleiches Recht für alle‘ wird nicht abgewichen. Wie in Neustrelitz sich sämtliche Minister als Landsturmoftiziere an den regelmäßigen Übungen beteiligten, so werden auch alle Gesuche rücksichtslos abgelehnt“.

„Bereits im Mai, spätestens aber im Juni, können wir für Mecklenburg-Strelitz einen Landsturm als organisiert und tätig annehmen“ (Kentmann, S. 47). „Fast alle waffenfähigen Mannschaften waren mit Piken versehen^{38b)} und exerzierten bisweilen unter der Aufsicht von gedienten Offizieren und Unteroffizieren“ (Behm, S. 49).

Okt.
2.

Am 2. Oktober wurde von der Landesregierung „auf Anregung des Kronprinzen von Schweden“ (Bernadotte) eine Umorganisation des Landsturms durchgeführt: Er wurde dem Kommando des Erbprinzen Georg unterstellt.^{38c)} Häufigere Übungen wurden angesetzt und Strafen festgesetzt.

An kriegerischen Ereignissen hat der Mecklenburg-Strelitzer Landsturm nicht teilgenommen. Bemerkte sei nur, daß vor Errichtung des Landsturms, in den Nächten 10./11. und 11./12. April ein blinder Alarm durch Läuten der Sturmglocken erfolgt war, weil angeblich der Feind von Stettin aus vorgerückt sei und

^{38a)} Erst im Juni 1813 wurde bestimmt, daß, wenn nur ein Arzt und ein Apotheker am Orte vorhanden wäre, sie vom Landsturmdienst befreit würden. — Nach „langwierigen Verhandlungen . . . erreichten es die Juden in Altstrelitz, daß ihre Rabbiner und Synagogen-Diener als Geistliche anerkannt und vom Dienst ausgenommen werden“. Kentmann, S. 45.

^{38b)} Bei Beginn dieses Jahrhunderts waren auf der Stargarder Burg in der „Isernkammer“ des zweiten Burgtors solche Piken noch in größerer Zahl vorhanden. St.

^{38c)} Bis dahin unterstand die militärische Leitung des Landsturms dem Militärkollegium mit Sitz in Neubrandenburg.



Ausschnitt aus „Die Harfe“

Otto Flath



„Atemseele“, Linde

Otto Flath

das Land bedrohe; es hatten sich aber nur ein Trupp verspengter Franzosen dem Lande genähert!

Das Epochenmachende an der Errichtung und der Organisation des Landsturms war, daß im Lande Mecklenburg-Strelitz^{38d)} die Idee der allgemeinen Wehrpflicht erstmalig und mit der größten Konsequenz und Schärfe durchgeführt wurde, mit größerer, als das späterhin der Fall war! Das Stellvertreterprinzip, welches hernach noch bis über die Mitte des Jahrhunderts florierte, gab es bei dem Landsturm von 1813 nicht!

Ausbildung, Ausrüstung und Mobilmachung des Husarenregiments

„Am 10. Mai wurden einige, theils aus Preußen eingetroffene gediente Unteroffiziere, theils aus der Zahl der Distrikts-Husaren zum Unteroffizier-Dienst Ausgewählte, an die resp. Schwadronen verlost. Die Zahl dieser mit dem Cavalleriedienste vertrauten Unteroffiziere war aber nur geringe. Überhaupt mochten in dem Regimente, die . . . Offiziere mitgerechnet, etwa 30–40 gediente Cavalleristen sein. Die Hrn. Escadronchefs mußten darum provisorische Wachtmeister und Unteroffiziere aus der Zahl der eben eingetretenen jungen Mannschaft bestellen“. (Milarch, S. 21/22).³⁹⁾ Bevor es jedoch zur Aufstellung der Kader der einzelnen Schwadronen kam, hatte bereits die Ausbildung der in Scharen nach Neustrelitz hinströmenden Freiwilligen eingesetzt. „Die welche in das Jägercorps eintraten und größtenteils ihre Pferde gleich mitbrachten, wurden vom Chef des Regimentes an den Lieutenant Schüßler . . . zur Einübung überwiesen“ (Milarch, S. 20). Über dessen Persönlichkeit und Tätigkeit als Ausbilder heißt es bei Richter^{39a)}: „ . . . Er verbarg unter einem anspruchslosen Äußeren das Herz eines rechtschaffenen Mannes, und daß er ein tapferer Degen war, bewies er durch seinen Heldentod, den er auf dem blutigen Schlachtfelde bei Leipzig fand. Unser Lieutenant hatte von der Pike auf gedient und verstand den Dienst gründlich — auch machten wir in Exerciren zu Pferde recht gute Fortschritte. Dagegen übte der Unteroffizier Fischer, auch ein Veteran der Preußischen Armee (hatte die Rheincampagne mitgemacht), mit uns das Exerciren zu Fuß . . . Lieutenant Schüßler war ein aufgeweckter lebenslustiger Mann; hatten wir gut und zu seiner Zufriedenheit exercirt, pflegte er wohl nach beendigter Übung mit Stentorstimme zu rufen: ‚Nun, Jäger! wer Durst hat, zwei Groschen zu Bier und einem Schnaps . . .‘ In dem ehemaligen Cortyschen, jetzt Behnschen Hause am Markt, hatten wir einen sogenannten militärischen Klub errichtet, wo wir Abends uns versammelten und den Vorträgen, die unser Lieutenant aus dem Stegreif hielt, mit Vergnügen zuhörten, da er über den Husarendienst im Felde, besonders über die zweckmäßige Art, wie die Patrouillen gemacht werden mußten und dahin einschlagende Gegenstände, sehr verständig sprach . . .“. Diejenigen Freiwilligen, welche als Husaren dienen wollten, „mußten sich bei . . . Rittmeister Damm

Mai
10.

^{38d)} Es ist nichts bekannt darüber, daß es im Fürstentum Ratzeburg zur Errichtung des Landsturms kam. Im Hinblick auf die Nähe der Franzosen dürfte sie nicht durchgeführt worden sein.

³⁹⁾ Saefkow nennt (S. 6, 11) als Wachtmeister der 1. Schwadron: Borchert, der im Rudorffschen Husarenregiment die Feldzüge von 1793 und 1806/07 mitgemacht hatte, und als den der 2. Schwadron: Bluhme. — Als mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnete Wachtmeister nennt Milarch am Schlusse seiner Denkwürdigkeiten (S. 308/09): Krösse, Bluhme, Denzin, Helbig und Funck.

^{39a)} Richter, S. 9/10. — Richter kannte Schüßler von früher her, er hatte s. Z. in Berlin bei diesem Reitunterricht genommen.

Mai
16.

(vormals Officier im Regimente Rudorf) melden, der die junge Mannschaft bis zu ihrer Vertheilung in die verschiedenen Schwadronen zu Fuß exercirte . . .“ „Wie^{39b)} die Mannschaften, so wurden auch die Pferde, je nachdem sie eintrafen, an die resp. Schwadronen verlost. Die 1. und 2. Schwadron hatten ihr Standquartier in Altstrelitz, die 3. und 4. nebst dem Jägercop in Neustrelitz. Mit ausdauerndem Fleiß und großer Sorgfalt wurden die Mannschaften und die Pferde eingeübt. Unter den erstern hatten manche noch nie auf einem Pferde gesessen. Sie mußten das Reiten auf den nackten Pferden lernen; denn es vergingen Wochen darauf hin, ehe die nöthige Zahl von Decken eintraf. Sobald nur einige Sättel an die Schwadronen konnten vertheilt werden, war die Tagesordnung folgende: Des Morgens von 6 Uhr, auch wohl von 5 Uhr an bis gegen 10 Uhr ward zu Pferde exercirt; dann von 11 Uhr ab bis 1 Uhr wurde Satteln und Packen gelehrt und geübt; von 3 Uhr Nachmittags ab bis 6 Uhr Abends hin wurde zu Fuß exercirt. In den Zwischenzeiten wurden die unrittigen Pferde in Reitbahnen dressiert . . . Am 16. Mai war man so weit mit der Ausrüstung⁴⁰⁾ gelangt, daß das Regiment in Stalljacken und Tschakos dem Herzog zur Besichtigung konnte vorgeführt werden, jedoch erschienen die Schwadronen, wegen Mangel an Decken, noch nicht in gleicher Stärke . . . Sein (Warburgs) scharfes Auge ließ nichts unbeachtet. Besonders verwandte er selbst große Sorgfalt auf die Zäumung der Pferde und das Schnallen der Steigbügel. Es blieb kein Pferd und kein Husar im Regimente in diesen für den Cavalleriedienst höchst nothwendigen Stücken von ihm unberücksichtigt. Da die im Regimente befindlichen alten Husaren früher polnische Pferde gesattelt und geritten hatten, machte der Chef wiederholentlich darauf aufmerksam, daß der Bau der mecklenburgischen Pferde sich wesentlich von den polnischen rücksichtlich der Hälsung unterscheidet und daß auf unsern Pferden der Sattel mehr nach hinten gelegt werden müsse, um dem Drücken der Pferde möglichst vorzubeugen. Durch dergleichen ins Genaueste eingehende Vorsorge gewann der Chef immer mehr an Vertrauen und die Husaren an Dienstbeflissenheit. Als nun gar mit dem 26ten Mai die Übungen mit dem ganzen Regimente begannen, und der Führer des Regiments sich als einen eben so gewandten und tüchtigen Reiter, wie Commandeur, zeigte, dessen Commando dem ersten wie dem letzten gleich vernehmlich zuschallte, war nur eine Stimme im Re-

^{39b)} Das Folgende nach Milarch, S. 22 ff.

⁴⁰⁾ Bereits am 19. April war von Herzog Carl eine Kommission: Kammerdirektor von Dewitz, Kammerrat Mende (später Gerichtsrat Rahne), Rittmeister Damm und Leutnant Schüssler für die nächsten Aufgaben der Organisation, Besoldung und Ausrüstung des Husarenregiments eingesetzt worden (Kentmann, S. 40). Die spezielle Beschaffung der Ausrüstung wurde hernach dem Militärkollegium übertragen. Dieses „beauftragte mit der Ausrüstung der Husaren eine Organisationskommission, die u. a. die Lieferungsverträge mit Kaufleuten und Handwerkern abschloß und ihre Einhaltung überwachte . . . Der größte Teil der nötigen Militäreffekten wurde von einheimischen Herstellern selbst geliefert. Nur gelegentlich schalten sich Kaufleute dazwischen“. So lieferten ein Berliner Kaufmann Tschakos, Agraffen, Kokarden usw., zwei Neustrelitzer Kaufleute Korn und Oesten, größere Posten Tuch; kleine Posten wurden von den Fürstenbergern bzw. Wesenbergern Tuchmachergewerken (Mittelsmänner Baade jun. bzw. Warnecke) und von dem Stargarder Tuchmacher Zander (Vorfahr des Musikdirektors Prof. Daniel Zander und von dessen Sohn Bürgermeister Hofrat Zander) bezogen. Große und kleine C und Kronen auf Kartuschen und Säbeltaschen fertigte der Gürtler und Gelbgießer Assmann, Sporen und Stangen der Sporenmacher Thieme zu Neustrelitz. Vom Lederfabrikant Cohn, Altstrelitz, wurde das Leder für die Reithosen bezogen. Besonders große Aufträge erhielten die Schneider, Schuster und Sattler fast aller Städte des Landes Stargard.

gimente herrschend, daß man unter einem tüchtigen Anführer dem Kampfe entgegen gehe“.

Am Morgen des 31. Mai rückte das Regiment zu Fuß nach dem zwischen Alt- und Neustrelitz gelegenen Exerzierplatz. Die Schwadronen bildeten ein Viereck, in dessen Mitte der Oberstleutnant, der Superintendent Glaser, der Adjutant und der Rechnungsführer traten. „Nach einer Ansprache des Superintendenten an die gesammte Mannschaft über die Bedeutung des wichtigsten Moments“ und nach Verlesung der Kriegsartikel durch Rechnungsführer Milarch wurde das Regiment vereidigt. Mai
31.

Ein arges Hindernis für den Abschluß der Ausrüstung des Regiments bildete der Mangel an Waffen. Das war die Hauptursache, wenn das Regiment bedeutend später zum Kriegsschauplatz abmarschieren konnte, als ursprünglich geplant war. Bereits im März hatte sich Erbprinz Georg beim König von Preußen um die Zuteilung von Waffen bemüht. Aber Preußen hatte selbst Mangel an Waffen. Nur „eine Quantität Pistolen“ konnte zur Verfügung gestellt werden. Schließlich schenkte der General von Wallmoden-Gimborn, dem die Truppen an der Niederelbe, zu denen auch das Schweriner Infanterieregiment gehörte, unterstanden, dem Husarenregiment 190 Pistolen und 200 Säbel englischer Herkunft. Die Klängen, Scheiden und Griffe der übrigen Säbel wurde vom Gewerk der Neustrelitzer Schmiede (Boldt, Fröhbrodt, C. Höcker, L. Höcker, Großkopf, Rohde sowie Grob- becker) angefertigt.⁴¹⁾

„Mit ganzem Eifer“ hatte von Warburg Aufstellung, Organisation, Ausbildung und Ausrüstung des Husarenregiments durchgeführt. „Bereits am 1. 6. 1813 konnte er dem König melden, daß das Regiment zum Ausrücken bereitstehe, worauf er folgende Antwort des Königs — aus Neudorf unter dem 13. 6. — erhielt: „Ich . . . verkenne nicht, daß nur durch Ihren Eifer und Ihre Tätigkeit die Formation dieses Regiments so bald vollendet worden ist. Ich habe bereits des Herzogs Durchlaucht ersucht, das Regiment, wenn es dazu im Stande gesetzt sein wird, hierher zur“ (Schlesischen) „Armee marschieren zu lassen und darf Mir von demselben unter Ihrer Anführung mit Zuversicht sehr gute Dienste versprechen“.^{41a)} Juni
1.

„Vom 8. Juni ab wurden die Husaren im Avantgarden-, Seitenpatrouillen- und Vorposten-Dienst usw. abwechselnd mit dem Exercitium im ganzen Regimente geübt, im Laden der Pistolen und in der Führung des Säbels unterrichtet . . . Darauf ward am 18. Juni zuerst im Feuer manöverirt. Der Obristlieutenant von Warburg führte die 3. und 4. Schwadron nebst den Jägern. Die Plänkler hatten weniger Lust, ihre Gewandtheit in der Führung der Pferde zu zeigen, als vielmehr geradezu auf einander loszugehen. Vom 20. des Monats Juni ab empfahl der Chef, bei den Schwadronen alles auf den nahe bevorstehenden Abmarsch vorzubereiten, die Husaren einzeln, in Abteilungen, Zügen, halben und ganzen Schwadronen im Galoppreiten mit aufgenommenen Säbeln zu üben. Am 26. Juni mußte das Regiment in völligem kriegsrüstigen Anzuge mit allem Gepäck bis auf die Futtersäcke und Brotbeutel auf dem Exercirplatz um 9 Uhr aufgestellt stehen. Der damalige Herzog von Kumberland besichtigte dasselbe. Es führte mehrere Evolutionen im Trabe und Galopp aus und beschloß seine Übungen mit Juni
8.

Juni
18.

Juni
26.

⁴¹⁾ Milarch, S. 25. Kentmann, S. 36, 39. Tarnow, S. 178/79. Auskunft des Mecklenburgischen Landeshauptarchivs. — Einige Freiwillige wie Saefkow, hatten sich irgendwie beschaffte alte preußische Husarensäbel gleich mitgebracht, während die übrigen zunächst mit hölzernen Säbeln exerzierten! (Saefkow, S. 5/6).

^{41a)} Von Priesdorff, S. 482.

einer Attaque, und ärgerte von anwesenden Sachverständigen, von fast allen alliierten Mächten, allgemeines Lob ein, heißt's in einem am 27. Juni 1813 geschriebenen Briefe. Der 27. war den Schwadronen zur völligen Instandsetzung zum bevorstehenden Abmarsche anheimgegeben.⁴²⁾ Die letzte gemeinsame Zurüstung zu diesem ernstesten Gange war ein feierlicher Gottesdienst in der Kirche zu Neustrelitz und gemeinschaftliche Communion. So ward der kameradschaftliche Bund auf Leben und Tod für einander durch den Genuß des Leibes und Blutes dessengeweiht und besiegelt, der für uns sein Leben gelassen. Es war ein feierlicher Moment, als Warburg dem ihm Zunächststehenden die Hand zum stillen Bruderdrucke reichte und seinem Beispiel die andern folgten“.⁴³⁾

Juni
29. „Als das Regiment am 29. Juni Patronen und das für den Marsch nötige Futter empfangen hatte, war alles nach 10wöchiger Übung zum Abmarsch fertig; das Regiment war bereit, gegen den Feind zu ziehen“ (Behm, S. 46)⁴³⁾

Das Abendland hat viele Wissenschaften und versteht, auch das Kleinste zur Wissenschaft zu machen, aber es fehlt ihm die Wissenschaft vom Glück.

Eher läßt sich behaupten, daß überall, wo es mit seinen Methoden und Apparaten eindringt, zwar Energien zuströmen, das Glück aber Abschied nimmt. Die Menschen werden mächtiger und reicher, aber nicht glücklicher. Im Maße, in dem die Mittel wachsen, entschwindet die Zufriedenheit. Wahrscheinlich sind dieser Schwund und dieses Wachstum aufeinander angelegt: es muß Glück konsumiert werden.

Der Mensch, der keine Zeit hat, und das ist eines unserer Kennzeichen, kann schwerlich Glück haben. Notwendig verschließen sich ihm große Quellen und Mächte wie die der Muße, des Glaubens, der Schönheit in Kunst und Natur. Damit entgeht ihm die Krönung, der Segen der Arbeit, der in Nicht-Arbeit, und die Ergänzung, der Sinn des Wissens, der im Nicht-Wissen liegt. Das wird im Absinken dessen, was wir Kultur nennen, unmittelbar anschaulich.

Ernst Jünger (An der Zeitmauer)

⁴²⁾ Unter Leutnant Lobeck und Wachtmeister Fischer wurde ein Depot mit 50 Husaren gebildet, das in Neustrelitz zurückblieb.

⁴³⁾ Milarch, S. 26. — Vom Verf. gesperrt.

Das Naturschutzgebiet „Ostufer der Müritz“ und eins seiner Charaktertiere

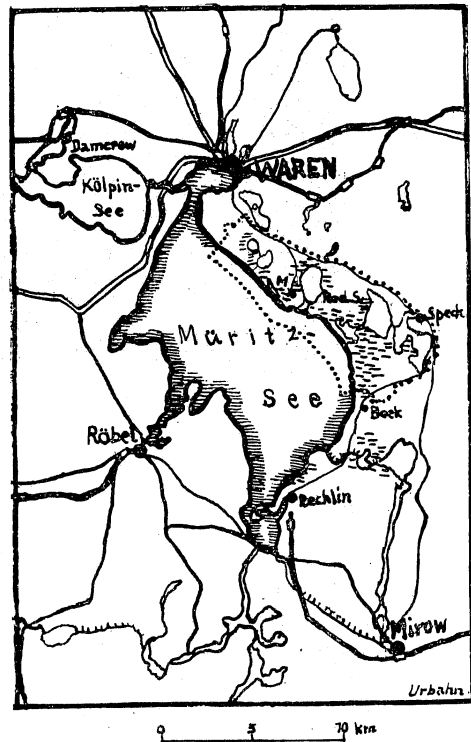
Von Ernst Urbahn, Zehdenick/Mark

Die Müritz ist mit rund 115 qkm Fläche heute der größte deutsche See. Allen Wassersportlern der Mark und Mecklenburgs ist sie ein wohlbekanntes Gewässer, Ziel sommerlicher Zelt-, Angel- und Erholungsfahrten. Von Waren im Norden erstreckt sich die Müritz in ihrer rautenförmigen Gestalt gegen 25 km weit nach Süden bis hinter Rechlin und in wechselnder, etwa halber Breite vom höheren Westufer bei Röbel bis zu den ausgedehnten, siedelungsarmen Sumpf- und Seenflächen im Osten, die weitab vom großen Durchgangsverkehr gelegen sind und dadurch noch heute ein Paradies für eine reiche, ungestörte Tier- und Pflanzenwelt bilden.

Weite Teile dieses Ostufers der Müritz konnten dank der aufopfernden, verständnisvollen Bemühungen des langjährigen Museumsleiters von Waren, Karl B a r t e l s , schon 1931 unter Naturschutz gestellt werden, und wenn später diese Bestrebungen auch zeitweilig durchbrochen wurden, so ist doch nach dem Weltkriege hier abermals ein umfangreiches Naturschutzgebiet unter dem Namen „Ostufer der Müritz“ entstanden, das eine Wald-, Sumpf- und Seenlandschaft von annähernd 6000 ha umfaßt.

Der Schutz galt ursprünglich in erster Linie der Vogelwelt, den kleinen und großen Greifvögeln wie Falken, See- und Fischadlern, und nicht minder den zahllosen Arten, die während der Zugzeit als nordische Durchzügler hier rasten, Wintergäste sind oder hier ihre Sammel- und Nistplätze finden, ihre Übernachtungs- und Äsungsstellen, wie etwa die Scharen der Kraniche und Gänse und die vielen anderen Wasservogelarten.

Nach dem Kriege aber wurde der westlich des Rederang-Sees gelegene Müritzhof zur Naturschutzlehrstätte ausgebaut, wo alljährlich vom Frühling bis tief in den Herbst hinein Wochenkurse stattfinden für junge und ältere Naturfreunde beiderlei Geschlechts und aus allen Berufen, die an der Heimatsforschung und praktischen Durchführung der Naturpflege interessiert sind. Die Wälder und Wiesen am Ostufer der Müritz wurden zum Wildforschungsbereich erklärt, und das Eberswalder Institut für Forstzoologie der Humboldt-Universität zu Berlin konnte unter Professor Dr. H. G ä b l e r nahe dem Müritzhof eine Außenstelle für Untersuchungen und Erkundungen einrichten, die der Wild- und Kleintierforschung dienen. — Ein ehemaliger Pferdestall, vorübergehend als Jugend-



Die Müritz und das Naturschutzgebiet „Ostufer der Müritz“

Red. S = Rederang-See
M = Müritzhof



Forschungsstätte an der Müritz

herberge benutzt, inmitten eines kleinen Gehölzes und nahe dem sogenannten Tonloch, das jetzt ein kleiner Waldsee geworden ist, wurde in zweckentsprechender Weise mit allem ausgestattet, was zur Unterkunft einiger Wissenschaftler und zur Durchführung faunistischer Arbeiten nötig ist, und so entstand denn hier eine ideale Forschungsstätte kleinsten Ausmaßes für die Mitarbeiter des Eberswalder Instituts und für einzelne Spezialisten, die gewillt sind, von hier aus heimatkundliche Untersuchungen anzustellen.

Uns selbst war die Müritz mit ihrer landschaftlich so schönen, von reicher Tier- und Pflanzenwelt belebten Umgebung Jahrzehnte hindurch unbekannt geblieben. Auf Ferienreisen an die Ostsee berührte man wohl gelegentlich Waren, aber zum Verweilen blieb nie Zeit. Dabei hätten wir das Gebiet längst schon gern einmal näher in Augenschein genommen. 1929 nämlich, als wir noch in Stettin wohnten, hatte mir nach den Sommerferien ein Primaner, der Sohn des ornithologisch interessierten und aus Waren stammenden Kollegen Dr. Bath, Puppengespinnste und geschlüpfte Falter eines „Spinners“ zur Bestimmung mitgebracht, die Bath als Raupen im Vorgelände der Müritz gefunden hatte. Sie waren ihm unbekannt und durch ihr massenhaftes Auftreten aufgefallen. Überall an den Rohrhalmen und anderen Gräsern saßen die gelbhaarten, etwa 4 cm langen Raupen und hatten sich später dort eingesponnen. — Als ich den mir überbrachten Behälter öffnete, war ich recht überrascht, darin einen noch frischen Falter vorzufinden von einer Art, die ich bislang nie lebend gesehen hatte, wenn sie mir auch aus Abbildungen und Sammlungen wohlbekannt war: *Laelia coenosa* L., ein sog. Träg- oder Schads Spinner, nahe verwandt mit einigen unserer schlimmsten Wald- und Gartenschädlinge wie Nonne, Schwammspinner, Goldafter, Buchenrotschwanz, Pappelspinner. Diese *Laelia* aber hat keinen allgemein gültigen deutschen Namen erhalten, wenn sie jetzt auch gelegentlich in Büchern „Gelbbein“ genannt wird. Sie gilt im allgemeinen als seltenes Insekt und hat in Europa eine recht lückenhafte Verbreitung, fehlt vielfach ganz, ist an anderen Orten nur in wenigen Stücken beobachtet, kommt aber an manchen Seeufern und in Verlandungsgebieten massenhaft vor, stets da, wo die Hauptfutterpflanze der Raupe wächst, das Schneidegras *Cladium mariscus*. Solche Hauptverbrei-

tungsstellen sind bekannt z. B. aus Ungarn, Westfrankreich, früher England und in Norddeutschland von der Müritz.

Der mir übermittelte Fund wurde noch interessanter, als mir im nächsten Jahre Dr. Bath lebende Puppen vom Ferienaufenthalt mitbrachte, aus denen neben Normaltieren auch einige Männchen schlüpften, die melanistisch verdunkelt waren. Die Falter sind sonst in der Hauptsache weiß bis weißgrau gefärbt, die Weibchen zeichnungslos elfenbeinweiß mit plumpem Hinterleib und gelben Beinen; bei den Männchen die Flügel auf weißem Grunde rauchgrau oder bräunlich überstäubt mit schwachen Fleckenandeutungen, die Fühler stark gekämmt, die in der Ruhe — bei steil dachförmig gehaltenen Flügeln — aufrecht gestellt sind. Die verdunkelten Tiere sahen nun etwa so aus, als seien die Vorderflügel-Spitzen in blauschwarze Tinte gestippt worden, eine für *Laelia coenosa* bis dahin unbekannte Abart, die in ähnlicher Form auch bei verwandten Arten vorkommt, und die ich damals in Anlehnung an solche Melanismen f. *nigrociliata* getauft habe.

Es wäre für uns sehr reizvoll gewesen, an Ort und Stelle das Massenvorkommen einer sonst so wenig gesehenen Schmetterlingsart zu beobachten und weiter nach Melanismen zu fahnden, aber es bot sich zunächst keine Gelegenheit. Dafür entdeckten wir *Laelia coenosa* in geringer Zahl auch bei Stettin und Gartz/Oder, auch auf Usedom und bei Wolgast wurde sie gefunden; wir züchteten die Raupen aus dem Ei und lernten somit ihre Lebensweise besser kennen, wobei sich zeigte, daß sie auch mit Schilf und Sumpfgräsern zu erziehen waren. — Dann aber kam der Krieg, und damit waren alle derartigen Unternehmungen zu Ende.



Laelia coenosa L.

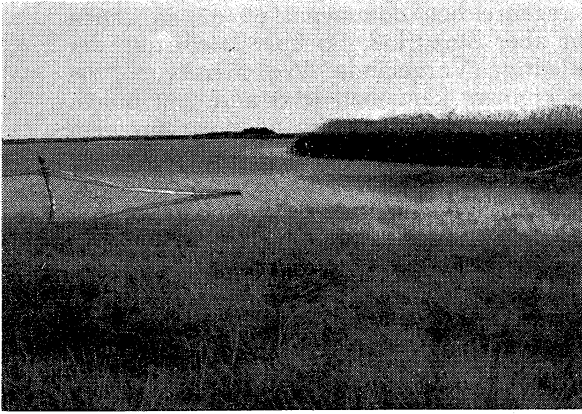
Als nun Professor G ä b l e r , mit dem wir seit Jahren befreundet sind, 1955 bei Müritzhof die Außenstelle für biologische Forschungen seines Instituts schuf und es jetzt in erster Linie um die Erkundung der an der Müritz lebenden Insektenarten ging, lag es nahe, daß wir zur Feststellung der Falterwelt hinzugezogen wurden, wie ja auch gleichzeitig auf der Insel Bock (vgl. Carolinum Nr. 34). Schon vorher hatten wir gemeinsam mit Dr. Alberti, der am Berliner Zoologischen Museum tätig aber in Waren zu Hause ist, den Plan dazu gefaßt. Zeitweilig mit ihm und aufs beste unterstützt durch Professor G ä b l e r und seine Mitarbeiter sind wir dann seit 1956 jährlich ein- bis zweimal eine Woche in der Außenstelle bei Müritzhof gewesen und haben von dort aus Licht- und Köderfang auf Nachtschmetterlinge getrieben sowie Tagesunternehmungen durchgeführt. Möglichkeiten dazu boten sich in reichem Maße, seit durch Anlage einer Stromleitung und durch Einrichtung der nötigen Mischlicht- und Quarzlampen alle Voraussetzungen für Beobachtungen mit modernen Hilfsmitteln geschaffen waren.



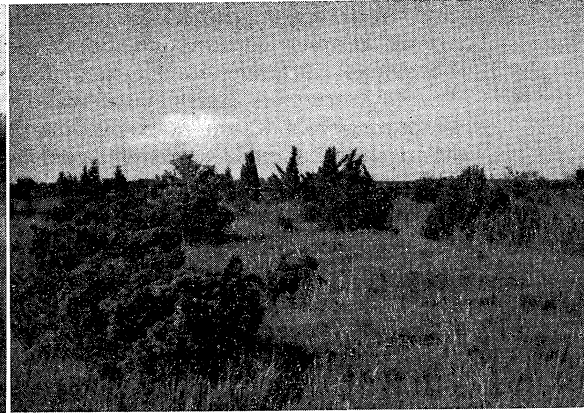
Cladium mariscus

So ist es uns gelungen, im Laufe der letzten 8 Jahre für das Ostufer der Müritz rund 540 sog. Makrolépidopteren-Arten nachzuweisen, womit mehr als $\frac{3}{4}$ des im ganzen dort zu erwartenden Falterbestandes erfaßt sein dürften.

Unter diesen teils allgemein verbreiteten, teils schädlichen, teils aber auch als Seltenheiten anzusehenden Schmetterlingen galt unser besonderes Interesse naturgemäß der *Laelia coenosa* und ihren Melanismen. Schon der erste Gang durch das Vorgelände der Müritz Anfang August 1956 brachte uns in Berührung mit diesem Tier. — Die Müritz hat jahrhundertlang einen erheblich höheren Wasserstand als jetzt gehabt. Durch Regulierung der Elde-Wasserstraße um 1800 und durch spätere Beseitigung von Stauanlagen ist aber damals ihr Spiegel um annähernd 1,50 m gesenkt worden. Dadurch sind besonders an ihrem flachen Ostufer weite Gebiete trockengefallen, die heute ein breites, vom Wasserstand der Müritz abhängiges, amphibisches Vorgelände bilden, durchsetzt von Randseen und Wasseransammlungen an den niedrigsten Stellen, durchzogen von Sümpfen, aber in den etwas höher gelegenen Bezirken als Viehweide nutzbar und dazwischen weithin bewachsen hier und da mit prächtigen Wacholderbüschen



Spukloch

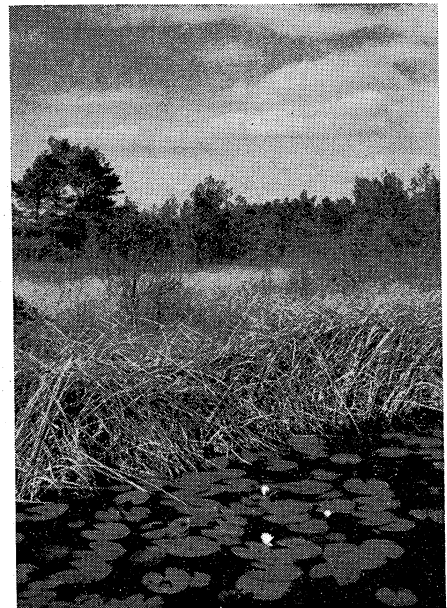


Wacholder im Vorgelände

und mit Schilf, Seggen und Sumpfgräsern, von denen vor allem das Schneidegras *Cladium mariscus* riesige Bestände bildet, wie sie in Deutschland kaum wieder anzutreffen sein dürften. *Cladium* ist damit geradezu als Charakterpflanze des ganzen Naturschutzgebietes anzusehen und mit dem Schneidegras die Falterart, deren Hauptfutterpflanze im Raupenstadium eben dieses Schneidegras ist, *Laelia coenosa*.

Welche Unmengen von Raupen, Puppengespinnten und Faltern wir in den Jahren 1956 bis 1960 im Vorgelände der Müritz gesehen haben, läßt sich nicht beschreiben. Zu Tausenden und Aber-tausenden krochen Ende Juli die erwachsenen gelben „Bürstenraupen“ auf den Pflanzen herum. Später saßen die grauweißen Gespinste fast an jedem Rohr- und *Cladium*halm, und im August sah man dann die weißen Falter überall sowohl am Tage wie abends beim Lichtfang an der Leinwand. Allerdings fanden wir nie ein melanistisches Stück.

Als 1959 infolge anhaltender Dürre der Seespiegel sich stark senkte und das Grundwasser folgte, als weite Wasseransammlungen im Vorgelände austrockneten, sogar das große „Spukloch“, da erkannte man zwar an der Kleinheit vieler Falter, daß ihre Raupen Not gelitten hatten, aber mengenmäßig hatte *Laelia coenosa* auch 1960 noch kaum abgenommen. Dann aber kam der Rückschlag. Die Müritz wurde auf Grund der während des Dürresommers eingetretenen Schäden aufgestaut,



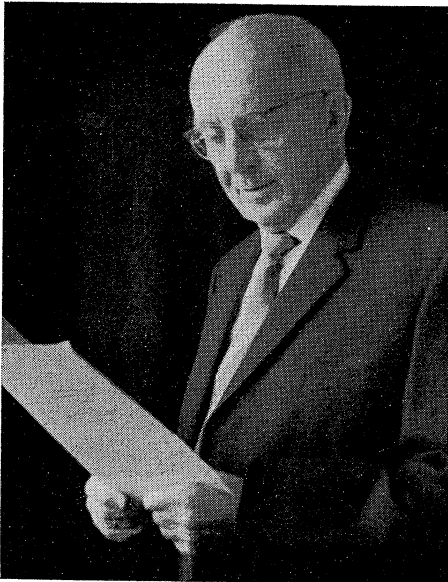
*Im Teufelsbruch
Zwischenmoorbildung mit
Torfstichgraben*

und nun folgten die kalten, überaus regenreichen Sommer 1961/62, in denen wenig Wasser verdunstete, umso mehr aber hinzufloß. So überflutete nun der Seespiegel auf weiten Flächen das niedrige Vorgelände. Wo man vor zwei Jahren trockenen Fußes hatte wandern können, kam man jetzt auch mit hohen Gummistiefeln kaum noch hindurch. Und seitdem ist *Laelia coenosa* aus dem Müritzhofer Gebiet verschwunden. So viel wir auch nach Raupen suchten, soviel Lichtfang zur rechten Zeit betrieben wurde, nirgends zeigte sich eine Spur von dem Tier, das einst hier sein größtes Massenvorkommen gehabt hatte.

Wodurch dieses Verschwinden bewirkt worden ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Vielleicht hat das Zusammenwirken von Kälte und Nässe im kritischen Stadium das seine getan, vielleicht sind es Krankheitserscheinungen und erhöhter Parasitismus, die dazu beigetragen haben, obwohl wir Anzeichen davon 1960 noch nicht bemerken konnten — augenblicklich jedenfalls ist dies Massentier dort nicht mehr sichtbar. Man kann zwar annehmen, daß sich an günstigen Stellen Reste davon erhalten haben, die sich wieder vermehren und in Zukunft den einstigen Wohnraum erneut besiedeln werden, aber bedenklich muß es uns stimmen, wenn wir aus alten Berichten wissen, daß auch an anderen Punkten Europas *Laelia coenosa* vor Jahrzehnten ein Massenvorkommen hatte, jetzt dort aber restlos ausgestorben ist, wie z. B. in England. Umgekehrt aber sind Einzelfalter in neuerer Zeit an Stellen aufgetaucht, von wo früher die Art nicht bekannt war, in den letzten Jahren beispielsweise in Dänemark und sogar in Südfinnland.

Ein solcher Massenwechsel spielt bei den Schadinsekten wirtschaftlich oft eine entscheidende Rolle. Es wäre äußerst wertvoll, nicht nur wissenschaftlich interessant, wenn man hinter diese Geheimnisse käme und damit die Aussicht hätte, bei drohendem Schadfraz rechtzeitig Prognosen zu stellen und Gegenmaßnahmen zu ergreifen. — Unsere *Laelia coenosa* freilich gehört nicht zu diesen Schädlingen; sie hat sich in dem Schneidegras ein Futter ausgesucht, das wirtschaftlich von sehr untergeordneter Bedeutung ist. Hoffen wir, daß sie bald wieder das Ostufer der Müritz bevölkert wie einst.

Wer sich für das bedeutendste Naturschutzgebiet Nordostdeutschlands näher interessiert, kann darüber nachlesen in der 1962 von der Universität Greifswald herausgegebenen Broschüre: „Beiträge zur Erforschung Mecklenburgischer Naturschutzgebiete I“.



Dr. Ernst Urbahn
wurde am 5. Juli 1963
von der Deutschen Akademie
der Wissenschaften in Berlin
mit der Leibniz-Medaille
ausgezeichnet

Der Bildhauer Otto Flath

Von Rudolph Jacoby

Im holsteinischen Land in Bad Segeberg lebt still ein Künstler, ein Holzbildhauer, ein schöpferischer Geist, dessen Werke nicht nur im Norden und Süden, im Osten und Westen unseres Vaterlandes in Kirchen und Schulen, in Krankenhäusern und Sanatorien, in Museen und Privathäusern zu finden sind, sondern die auch in andern Ländern und Erdteilen begeisterte Freunde gefunden haben. Mit dem Atelier des Künstlers ist eine Halle verbunden die viele seiner Werke zeigt, und in die Tausende geht Jahr für Jahr die Zahl der Besucher dieser Stätte.

Es ist ein seltsames Gefühl, das den Besucher erfaßt, wenn er einmal das Glück hat, allein durch diese Halle zu wandern, stehen zu bleiben, wo und wann es ihm gefällt, und sich in dieses oder jenes Bildwerk zu vertiefen, mit dieser oder jener Zeichnung zu beschäftigen und dann sinnend weiterzugehen, bis er sich gezwungen sieht, vor einer neuen Plastik haltzumachen und von neuen Gedanken sich fesseln zu lassen. Die Zahl dieser Bildwerke ist groß und in ihrer Vielgestaltigkeit kaum zu erfassen. Otto Flath ist von einer kaum vorstellbaren Schaffenskraft beseelt, von einem Arbeitseifer, von dem man annehmen könnte, er müsse schon rein physisch irgendwo eine Grenze haben. Aber das ist nicht der Fall, auch in schöpferischer Hinsicht nicht. Immer wieder erleben wir Neues, stehen vor Gedanken, vor Ideen und Stimmungen, die hier Gestalt geworden sind, erleben ein Ringen und Streben des Künstlers, sich von der Fülle der Gedanken, die auf ihn einstürmen, zu befreien und ihnen zugleich Ausdruck zu verleihen in der menschlichen Gestalt. Denn der Mensch ist es, der im Mittelpunkt seines Schaffens steht. Um ihn ranken sich seine Gedanken oder sind Träger seiner künstlerischen Ideen, der Mensch als Einzelpersönlichkeit oder als Gesamtheit in einer Fülle von Gestalten, wie wir sie in einigen seiner monumentalen Schöpfungen oder seiner Altäre finden. Der Künstler schafft nicht nach Modellen, sondern gestaltet frei aus der inneren Schau heraus.

Otto Flath, der am 9. Mai 1963 57 Jahre alt geworden ist, zeigte schon früh ausgesprochene Begabung für Schnitzerei, vielleicht auch noch für mehr. Aber dazu mußte zunächst die Grundlage in einem Handwerksbetrieb gelegt werden, und das wiederum erforderte die Ableistung einer ordnungsmäßigen Lehrzeit. Das geschah nun in der Werkstatt eines Elfenbeinschnitzers in Kiel. Aber damals war Inflation nach dem ersten Weltkrieg. Die Lehrzeit wurde zwar noch abgeleistet, die Prüfung als Bildhauergeselle bestanden, auch Arbeit gab es zunächst noch für einige Zeit, aber dann riß die Arbeitslosigkeit auch Otto Flath in den allgemeinen Strudel hinein.

Die Jahre, die jetzt folgten, waren gekennzeichnet von der Not jener schweren Zeit, aber auch von gewissen Folgen, insofern nämlich, als es dem jungen Bildhauer gelang, Aufnahme in die Bildhauerklasse der Kieler Kunst- und Gewerbeschule zu finden und dort Schüler von Professor Schnoor und Professor Blazek zu werden. Diese Jahre auf der Kunstschule haben für ihn wertvolle Förderung bedeutet, denn sie machten den jungen Künstler innerlich frei, so daß er nun den Weg vor sich sah, den er zu gehen haben würde . . . würde, ja, wenn die Not der damaligen Zeit nicht gewesen wäre. Deutschland befand sich damals in einer

neuen Krise, die schließlich zum politischen Umsturz führte, zunächst aber alle Kräfte in der Wirtschaft lahmlegte. Es sind dies wohl die härtesten und nicht nur materiell, sondern auch ideell entbehrungs- und entsagungsreichsten Jahre im Leben Otto Flaths gewesen, dieses zum Nichtstun verurteilt sein, den Kopf voller Pläne, ohne etwas schaffen zu können, und dann die Ungewißheit: wann wird dies alles ein Ende haben, wann wird es möglich sein, die Arbeit wieder aufzunehmen. Trotz aller Erschwerungen sind aber in dieser Notzeit ein paar Werke entstanden, die Zeugnis ablegen von der damaligen seelischen Verfassung des Künstlers und von der Verzweiflung, die ihn erfaßt hatte. „Anklage an die Natur“ heißt das eine Werk, während es sich bei den beiden andern um zwei „Bettler“-Figuren handelt, auch Anklagen, aber an die Menschheit. Man kann sie aber auch noch als etwas anderes sehen, als das Loslösen des Künstlers von der schweren Vergangenheit. Ein Blick auf seine Werke, die er nach diesen Plastiken geschaffen hat, bestätigt das.

Zwei Jahre später, 1932, entstand der erste Altar „Der Sieg des Glaubens“. Der Weg ist jetzt frei, frei für den schaffenden Künstler und auch frei für die Ideen, die er in sich trägt und an deren Verwirklichung er jetzt gehen kann. Ein anderer Umstand kommt noch hinzu, der dem Leben des jungen Künstlers die entscheidende Wendung gibt: In Kiel ist eine Familie Burmester — der Mann selbst Maler — in sein Leben getreten und verschafft ihm die Möglichkeit zu freier künstlerischer Betätigung. 1935 erfolgt die Übersiedlung nach Bad Segeberg, und damit beginnt die Zeit fruchtbaren Schaffens in seiner stillen Werkstatt, abseits vom Verkehr und vom Lärm der Straße, nur den künstlerischen Intentionen hingegeben, die Schwingen seiner Seele sind frei geworden und können den Flug zur Höhe antreten. Zugleich aber ist auch der Durchbruch zu seinem ureigenen Wesen, zu seiner Art, zu den Menschen seiner Welt erfolgt. Er schafft nach seinem Schönheitsempfinden, schlichte, einfache und oft auch herbe Gestalten, so in „Sturm und Wind“, der alte und der junge „Fischer“, „Mutter und Kind“, um nur einige zu nennen. Immer aber sind seine Menschen liebevoll durchmodelliert, klassisch im herb-weichen Fluß der Linien, im Ebenmaß der Form und der Bewegung. Da ist nichts Gewolltes, nichts Erzwungenes, sondern alles ist natürlich gewachsen wie volksliedartige Lyrik.

Das Wesentliche aber ist das Geistige in seinen Gestalten, gleich ob es sich um den Einzelmenschen handelt, oder ob es die Menschengruppe ist, die er darstellt. Wie in der Malerei bei einem guten Bild immer das Gesicht zu uns spricht und nicht die Attribute, d. h. das Menschliche und nicht das Modische etwa an ihm den Beschauer berührt, so auch bei den Gestalten Otto Flaths. Blick und Miene, Haltung und Gebärde geben Aufschluß über das, was der Künstler darstellen wollte und gestatten sogar die Synthese eines menschlichen Charakters. Flaths Gestalten sind aus einem innersten Empfinden heraus geschaffen, stets klar, eindeutig und natürlich, gleichgültig ob es sich um den Mann oder die Frau, um das Alter oder die Jugend handelt. In seinen Erinnerungsblättern „Im Herbst des Lebens“ hat der alternde Hans Thoma den Satz niedergeschrieben: „Tun und Wirken als Ausdruck eines ruhigen, in sich gegründeten Seins, ohne die vorgefaßte Absicht, damit die Welt beglücken oder belehren zu wollen, ein frohes Spiel der in ihm liegenden Kraft, ohne immer an dem Bewußtsein einer End-

absicht, eines Zweckes dieses Schaffens anzustoßen, das ist das Wesen eines Künstlers.“ Das trifft auch auf Otto Flath zu.

Otto Flath hat sich vor allem der kirchlichen Kunst zugewandt, und hier, in seinen Altären vor allem spricht er mit einer Eindringlichkeit zu den Menschen, die weit über das hinausgeht, was man sonst beim Betrachten eines Bildwerkes empfindet. Man genießt nicht nur die Schönheit der Gestalten, der Szenen oder sonstigen Darstellungen, sondern hält Zwiesprache mit den Empfindungen und Gedanken des Künstlers, die seine Hand geleitet haben. Steil nach oben führt seine künstlerische Entwicklung, das spürt man immer wieder, wenn man vor allem die Werke aus den beiden letzten Jahrzehnten seines Schaffens überblickt. Die Zahl seiner Schöpfungen ist heute kaum noch zu übersehen, aber schließlich ist es nicht die Zahl allein, die den Ausschlag gibt, sondern der geistige Gehalt der Werke. Zumeist, aber doch nicht ausschließlich ist es kirchliche Kunst, die wir bei Flath finden und der er sich auch zielbewußt widmet. Trotzdem aber hat seine Kunst nichts Gewolltes, etwa an den Surrealismus unseres Jahrhunderts grenzendes Übersteigertes und Erzwungenes, sondern sie ist der Ausfluß eines gesunden Denkens und Empfindens einer Persönlichkeit, die in sich gefestigt, ruhig und beherrscht ist.

Otto Flath ist der Schöpfer einer neuen Kirchenkunst geworden. Seine Altäre stehen nicht nur in Schleswig-Holstein und Hamburg, sondern auch in Westfalen, in Hessen, in Süddeutschland und auch im Ausland. Dafür ein paar Beispiele. In Atlanta im Staate Georgia in den USA besitzen drei Kirchen, eine ältere Kirche und zwei neuere Gotteshäuser, die lutherische Kirche und die katholische St. Bartholomäuskirche, Altarwerke von Otto Flath und im Kunstmuseum der gleichen Stadt steht unter Werken des Venezianers Bellini und unseres mittelalterlichen deutschen Meisters Tilman Riemenschneider auch ein Werk von Otto Flath „Die Knospe“. Außerdem ist von Flath ein Ehrenmal für eine Gedenkstätte im Kunstmuseum in Atlanta geschaffen worden „Der stürzende Ikarus“, das an die 130 Amerikaner erinnern soll, die am 3. Juni 1962 ein Opfer des Flugzeugunglücks in der Nähe von Paris wurden. Im Privatbesitz sind in Los Angeles „Sturm und Wind“ und „Die Jubelnde“. Andere Werke stehen in San Bernardino in Kalifornien, in Chicago, in Indianapolis und in New York. Daß im europäischen Ausland – in Dänemark, in Schweden, in England, Holland und der Schweiz – sich zahlreiche Werke von Otto Flath befinden, braucht wohl kaum noch besonders erwähnt zu werden.

Auf ein paar seiner Meisterwerke mag hier kurz eingegangen sein, weil sie jedem, der sie auch nur im Bild gesehen hat, unvergessen bleiben werden. Es sind dies der „Barmherzigkeitsaltar“, der 3,40 m hoch und 5,50 m breit ist und weiter der in seinen Ausmaßen noch gewaltigere Verkündigungsalter, der eine Höhe von 4,80 m und eine Breite von 6,60 m hat und heute in der Erlöser-Kapelle in Alt-Garge bei Bleckede steht. Der soeben erwähnte „Barmherzigkeitsaltar“, siebenteilig, verwendet ein Motiv, auf das man häufiger bei Flath stößt: es ist die Hand: Diese sieben Teile stellen in den einzelnen Gruppen die betenden Hände, die kündenden Hände, die helfenden Hände, die speisenden Hände, die liebenden Hände und die segnenden Hände dar. Das Mittelstück ist die alles überragende Gestalt des Erlösers, der die Arme ausbreitet und segnend

mit seinen Händen das All umfaßt. In sein Gewand ist übrigens die ganze Lebens- und Leidensgeschichte des Erlösers eingeschnitten.

Vielleicht das gewaltigste Werk, das bisher aus Otto Flaths Werkstatt hervorgegangen ist, ist der Trinitätsaltar, eine monumentale Schöpfung des Künstlers, die in dreijähriger Arbeit entstanden ist und die Krönung der Arbeit eines Menschenalters darstellt. Wer dieser Kunst nachgeht, tritt unter eine tiefe innere Weihe und beugt sich vor dem Bekenntnis des Künstlers zu dem Schöpfer aller Dinge. Es sind drei Bildreihen übereinander: das alte Testament, darüber das neue Testament und als obere Reihe die Offenbarung, also gewissermaßen das, was in der Zukunft liegt, oder wie es heißt: „Was in Kürze geschehen soll.“ Diese Dinge sind in mystischen Bildern dargestellt. Flath hat sich hier an die Apokalypse gehalten und versucht eine Deutung der geheimnisvollen, dunklen und rätselhaften Schilderungen weder von der christlichen noch von der naturwissenschaftlichen Seite her. Er gibt die allegorischen Gestalten der apokalyptischen Reiter und anderer Figuren so wieder, wie die Apokalypse sie schildert. Da erscheinen die sieben Posaunenengel, die apokalyptischen Reiter, das Weib „mit der Sonne bekleidet“ und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen, der Eine auf dem Thron mit den sieben Sternen in der Hand, das Lamm mit den sieben Hörnern zu seinen Füßen und das Buch mit den sieben Siegeln, der Kampf mit dem Drachen, der König aller Könige, der sieben Kronen trägt und schließlich der Geist und die Braut. Otto Flaths Streben nach Wahrheit wird auch hier wieder offenbar: Jedes Einzelwerk ist ungemein ausdrucksstark und vollendet in der Komposition.

Aber Otto Flath ist nicht nur der Schöpfer einer neuen kirchlichen Kunst geworden, groß ist die Zahl seiner Bildwerke auch, die mit religiösen Dingen eigentlich nichts zu tun haben, sondern die das rein Menschliche hervorkehren. Das ist selbst in dem Monumentalwerk „Musik“ der Fall, in dem Flath Instrumente und Musiker — von der Panflöte bis zur Orgel und Musiker wie Wagner, Liszt, Schubert, Beethoven, Weber, Mozart bis Bach erscheinen läßt. Auch in den „Vier Tageszeiten“, dem Erwachen des jungen Tages bis zur sinkenden Nacht in Gestalten dargestellt oder in den weiteren „Der Sinnende“, „Die Harfenspielerin“, „Das Geheimnis“ oder in den vielen Köpfen, darunter den „Schleierkopf“ nicht zu vergessen, die aus seiner Werkstatt hervorgegangen sind, ist die Sprache der Formen voll und warm. Die fließenden Gewänder gleiten in ruhiger Bahn am Körper herab, betonen leicht die Glieder und lassen das instinktive Empfinden des Künstlers für das Natürliche, Anmutige und Schöne erkennen. Es ist oft eine bewundernswerte Feinfühligkeit, die aus den Zügen der dargestellten Person spricht, eine Feinfühligkeit, die tief beeindruckt. Flath ist eine schöpferische Persönlichkeit, dessen Plastiken beherrschte Geschlossenheit zeigen, daneben aber auch das Streben nach Höherem, ja die Sehnsucht nach dem Höchsten erkennen lassen. Probleme irgendwelcher Art scheint es für ihn nicht zu geben. Er setzt sich mit allen Fragen, die an ihn in seinen Werken herantreten, vorbehaltlos auseinander. Er schöpft aus dem Vollen und entfaltet dabei einen Reichtum innerer Kraft, der immer von neuem überrascht, so oft man auch durch die Halle wandert und Zwiegespräche mit seinen Werken hält.

Man hat oft Flath mit Barlach verglichen und manches in der Kunst Otto Flaths auf Barlach zurückführen wollen. Aber Flath ist ein Eigener und selbst

wenn beide an ihrem Anfang vielleicht von gleichen Gedanken und Empfindungen beseelt gewesen sind, wenn eine gewisse innere Artverwandtschaft bestanden haben mag, so sind ihre Wege doch bald auseinandergegangen. Aber etwas an sich Nebensächliches mag hier erwähnt sein: In der Geburtsstadt Ernst Barlachs, in Wedel bei Hamburg, stehen in der Mittelschule, die Barlachs Namen trägt, zwei Kinderplastiken von Otto Flath, die eine Musik und Gesang, die andere Spiel und Sport verkörpernd.

Wenden wir uns jetzt noch einmal ganz kurz dem Zeichner Otto Flath zu, denn der Künstler ist nicht nur Bildhauer, wenn auch hier fraglos seine Stärke liegt. Flath ist ein fleißiger und begabter Zeichner eigener Prägung, der zwar den Bildhauer nicht verleugnet, der aber auch als Maler seinen Gedanken bededten Ausdruck zu geben vermag. Ölkreide, Tinte, Tusche, Kohle und Rötel sind das Material, mit dem er arbeitet, aber seine Zeichnungen sind von besonderer Art, von dichterischem Geist beseelt, zeigen Visionäres und Reales nach seiner Wesensart gestaltet, vielseitig in Form und Art, in Auffassung und Ausführung. Viele dieser Zeichnungen schmücken auch die Wände der Otto-Flath-Halle in Bad Segeberg und bilden so eine schöne Ergänzung zu den Werken des Bildhauers.



„Anklage an die Natur“, Mahagoni

Otto Flath

Sommer

Wir ruh'n im Schilf.
Der Sommerwind
schmiegt sich um junge,
schlanke Glieder
und legt auf sonnenhelle Augen
den sanften Schleier
seines Traums.

Nur zaudernd
kommt die Welle hergeschwommen,
pocht raunend
an des Bootes Wand,
wiegt sich
in Mittagsglast und Glut
und endet leicht
das lockre Spiel,
im letzten Kräuseln
spöttisch lachend.

Ich fühle
deine leise Hand
ganz weich
auf meinen willenslosen Händen,
und Lächeln liegt
in deiner Schönheit Schmerz
und stiller Schein.

G. H.



Ausschnitt aus „Das Märchen“

Otto Flath



„Pietà“, Ausschnitt aus Ehrenmal

Otto Flath

Die Wandlung des humanistischen Bildungsideals in Staat und Gesellschaft*)

Von Hermann Brunswig

Meine Damen und Herren,

Das humanistische Bildungsideal ist heute als Lebensmacht in Staat und Gesellschaft ohne jede überzeugende Kraft. Es gibt keine Menschen mehr wie Thomas Morus, Pico della Mirandola oder Wilhelm von Humboldt. Wir vertrauen dem Humanismus nicht mehr, aber wir wissen um seine weltgeschichtliche Bedeutung, möchten alles tun, ihn uns zu bewahren. Sein Fortschrittsgedanke der Zivilisation hat sich als eine Hybris des Menschen entschleiert; dieser Fortschritt beschränkt sich allenfalls auf die Naturwissenschaften und die Technik, die beide neutral im Dienste des Guten wie des Bösen stehen. So entbehrt der Humanismus heute des hinreißenden Pathos, das einst ihn beseelte.

H u m a n i s m u s , — das war die Bibel und das war die Antike. Humanismus, das war Homer, Aeschylus, Sophokles, Euripides; war Phidias, Plato, Aristoteles und Plotin; war Virgil und Horaz; war Dante, Shakespeare, Goethe, war Cervantes, Racine und Molière; war Augustin, Anselm Thomas, Nicolaus Cusanus, Spinoza, Pascal, Kant, Hegel; war Cicero, Erasmus, Lessing. H u m a n i s m u s schlummert und ruht in Domen, Palästen, Ruinen; ist zuhause in Athen, Rom und Paris, in Oxford, Weimar und Genf. Wir fänden kein Ende, wollten wir alles nennen, was der Humanismus begreift, — diesen unendlichen Reichtum des Geistes, der Sittlichkeit, des Glaubens.

So wird diese Erinnerung heute an ihn uns Mittel zur geistigen R e - E d u - k a t i o n , denn Humanismus war und ist wesentlich eine Erziehungsfrage. Das Maß alles Menschlichen bleibt sich gleich; gleich bleibt, was zur Voraussetzung alles Mensch-Seins, seines Denkens, seines Handelns gehört: — der Geist der Vernunft, der leben nur kann in der Freiheit aus eigenem, unabhängigem Ursprung, leben nur kann aus dem Selbstbewußtsein des E i n z e l n e n . Nur über den e i n z e l n e n , jeden e i n z e l n e n von uns führt der Weg in die Zukunft eines neuen Humanismus. Denn alles, was im großen geschieht, hat seinen Anfang im kleinen. Lassen wir uns nicht einschüchtern durch das Gerede, der Humanismus sei überholt, gehöre zu den kläglichen Resten eines abgesunkenen Bürgertums. Es ist n i c h t unzeitgemäß, die humanistischen Gymnasien zu pflegen, den dazu Begabten das Beste des Menschentums zukommen zu lassen, den lichten Raum wieder aufzubauen, in dem der Einzelne um seine geistige Unabhängigkeit ringen, sich zur eigenständigen Persönlichkeit bilden kann. Noch immer stand, solange es Menschen-Geschichte gibt, der e i n z e l n e auf sich selber, wenn sich das Ganze als brüchig erwies. Noch gilt das horazische Wort:

„Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae.“ (Oden III. 7.)

Die Geschichte zwingt uns vielleicht scheue Bewunderung ab für die Größe der Imperien, für gewaltige Ereignisse, unerhörte Taten und Siege großer Heerführer und Staatsmänner, aber der R u h m , der sie trägt durch die Jahrhunderte, verblaßt und verwelkt. E w i g e r G l a n z liegt nur auf den großen g e i s t i g e n Aufschwüngen der Menschheit. „Ein Vers Homers lebt ewig, wenn Krieg und Friedensschlüsse vergehen,“ schrieb der preußische Gesandte Wilhelm

*) Dieser Vortrag wurde in der Deutsch-Argentinischen Gesellschaft für wissenschaftlichen und technischen Austausch am 13. 8. 58 in Buenos Aires gehalten. Die Schr.

von Humboldt an seinen Studienfreund Johann Heinrich Voß. Humanismus — das bedeutet Bildung durch das Gewesene, bedeutet Gegenwart im Wissen und Anschauen des Vergangenen, bedeutet noch in Bestreitung und kritischer Betrachtung Pflege und Wiederherstellung seines Werkes. Aber das alles wäre nur ein Leben aus Pietät, wäre nicht ursprüngliches Leben aus eigener Größe. Wir können die Wahrheit des Vergangenen nur begreifen, wenn wir sie in die lebendige Wahrheit der Gegenwart für uns verwandeln.

Werfen wir heute auf jene Vergangenheit und auf diese unsere Gegenwart einen unbefangenen Blick. Fragen wir nüchtern, sachlich und klar: „Was war einst, — was ist heute Humanismus?“
„Wie hat er sich in Staat und Gesellschaft gewandelt?“
„Wo steht er heute in einer völlig verwandelten Welt?“
„Was können wir Gegenwärtigen aus erneuertem humanistischem Selbstbewußtsein wieder schöpfen und fördern?“

Meine Damen und Herren,

Was Humanismus einst war und so genannt wurde, hat einen weit verzweigten Inhalt und Sinn. Gemeint war zunächst ein Bildungsideal in der Aneignung der klassischen Überlieferung. Dann Heranbildung des Menschen aus dem Ursprung des Geistes; endlich und vor allem die Humanitas als die Anerkennung der menschlichen Würde in jedem Einzelnen.

Mehr als ein halbes Jahrtausend hindurch hat der Humanismus diesen seinen dreifachen Sinn erfüllt und getragen, hat mit wechselnder Kraft und in wechselnder Form an der geistigen Bildung des abendländischen Menschen gewirkt, hat im 15. und 16., dann wieder im 19. Jahrhundert die Anerkennung der Würde des einzelnen Menschen erstrebt und erreicht und so eine überragende Stellung im Geistesleben der westlichen Welt eingenommen. Er hat diesseits und jenseits der Alpen, hat von Florenz bis Oxford fruchtbar geblüht, hat schließlich als deutscher Neu-Humanismus die ihm eigentümliche Form, eine die Erziehung der Jugend tragende Hohe Schule des Geistes im humanistischen Gymnasium gesucht und gefunden. Der Humanisten, denen wir in der Geschichte begegnen, sind gar viele. Es gab christliche Humanisten; es gab Platoniker, Stoiker, Epikuräer. Es gab eitle Literaten, Schönredner und Schmeichler, die jeden kleinen Fürstenthron der Renaissance umschwärmten. Es gab vornehme Patrizier und streng pedantische Schulleute; es gab italienische, deutsche, englische, französische Humanisten. Aber ihnen allen gemeinsam war dies: — Der Humanist war vom geistigen Urgrund allen Seins überzeugt, er glaubte an die Existenz fester, geistiger, sittlicher Werte, glaubte an das Wahre, das Gute, das Schöne, an die Eigentümlichkeit der geistigen Kraft, an die Bildung gereifter Sittlichkeit, die über aller äußeren Ehre, Macht, Reichtum stand. Erkenntnis und Wissenschaft, das Denken aus der Vernunft, aus der „ratio“ waren für ihn eine Aufgabe, die zum Wesen des Menschen unabdingbar gehörte. So wurde der Humanismus wesentlich eine Erziehungsfrage, eine Frage der Bildung, des Menschen-Bildens. Er brachte der Jugend die höchsten menschlichen Werte in reinsten Form und einfachster Fassung. Dieses Bekenntnis zur „ratio“ bei klarem Bewußtsein, daß ihr Grenzen gezogen, war jedem Humanisten zu eigen. Die Vernunft trat bei ihm allmählich an den Platz des Glaubens, nicht im Lichte eines kalten Utilitarismus, sondern wie von einem Heiligenscheine verklärt. Das stolze Wort von einer Kirche des Geistes ist keine Phrase gewesen. Diese Laienreligion erfüllte ihre Gläubigen mit Zuversicht und mit Kraft, gab ihnen die vornehme Sicherheit des Lebensgefühls, eine Aura des Überweltlichen. Dieser

stolze Glaube hat Europa zwei Jahrhunderte nie zuvor erreichter geistiger Größe geschenkt in der Achtung vor der Wahrheit, dem Gesetz, der Heiligkeit des Menschenlebens, vor der Freiheit des Geistes jedes Einzelnen.

Als Vollstrecker des humanistischen Bildungswillens schuf der preußische Minister Wilhelm von Humboldt die Höheren Lehranstalten nach neuem Plane. „Sie stellen“, so schrieb er, „sie stellen den Gipfel dar, in dem alles zusammenkommt, was unmittelbar für die moralische Kultur der Nation geschieht. Die wissenschaftliche Bildung hat sich nicht nach äußeren Zwecken zu zersplittern, sondern zur Erreichung des höchsten allgemeinen Menschlichen in einem Brennpunkt zu sammeln.“ Der Humanist legte den Nachdruck auf die Ausbildung des Denkens, die Fähigkeit des Schülers, die Dinge in Begriffe zu fassen und so zu erfassen. Dieses begriffliche Denken erforderte eine eindringende Beschäftigung mit der Sprache, — „sapientia et eloquentia, alle Erkenntnis ist sicher und rein erst, wenn sie den adäquaten Ausdruck in der Sprache gefunden hat“. Die Italiener verdankten als erste im 15. Jahrhundert dem italienischen Früh-Humanismus die Entfaltung ihres sprachlichen Vermögens in der geformten Prosa nach dem klassischen Muster der antiken Literatur. Durch ihn haben die griechischen und römischen Autoren die große Bedeutung gewonnen für die Bildung zum eigentlich menschlichen Dasein, zum Humanum, das den Menschen durch das Denken, die Vernunft und die Sprache über das Animalische des Tieres erhebt. Von diesem Humanum haben die Humanisten ihren Namen genommen, ihren Namen und ihr Programm, wie es der Florentiner Pico della Mirandola 1486 in seiner Schrift „De dignitate hominis“ darlegte.

Die Studien, die den Menschen zur Humanitas führen, sind die „studia humaniora“. Ohne Ausbildung des Denkens durch sie bleibt der Mensch nach Melancthons Wort befangen in der „vita cyklopica — jenem grob viehisch“ Leben wie es bei Luther heißt, lebt wie jenes „ritu ferarum — wie wilde Tiere“ lebende Volk der Cyklopen, „'oud' alléhloun 'alégousin — wo keiner des anderen achtet“. Goethe spricht vom Pöbelsinn verworrener Geister, die Griechen nannten solche Menschen „'ánthropoi barbárikoi“, „inhumanus ac barbarus“ heißt es bei Cicero. Da nun jeder Mensch, weil er Mensch und kein Tier ist, Vernunft besitzt, so hat jedes Kind Anrecht darauf, daß seine vernünftigen Anlagen geweckt und entwickelt, gebildet werden, nicht zu äußeren, nützlichen Zwecken, sondern um des sittlichen Menschen willen, wie es schon Sokrates lehrte. In diesem Sinne sollte jede Schule eine humanistische sein, auch jede Volks- und Berufsschule, sofern sie sich zum Ziele setzt, den Schüler beim Schreiben, beim Lesen, beim Rechnen, in der Beschäftigung mit der Sprache zum denkenden Menschen zu erziehen. Es ist eine Legende, die Humanisten hätten nur an die „academici“ gedacht. Melancthon in seinen kursächsischen Schulordnungen von 1526, Humboldt in seinen Denkschriften zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatten die gesamte Volksbildung im Auge. Buchdruckerkunst, exakte Naturwissenschaften, moderne Technik hätten nie von Gelehrten allein entwickelt werden können. Dazu gehörten auch die breiten Schichten des Volkes, die denken konnten, gehörte ihre Gewöhnung an Fleiß, Genauigkeit, Sorgfalt, die nicht möglich waren ohne jene Schulbildung, die im Sinne des Humanismus die Freude am Werk, an der Sache in den Schülern erweckte und großzog. Die Erziehung zur Industrie, dieses große Anliegen aller Staaten seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts, ist ohne die allgemeine Schulpflicht in humanistischem Sinne undenkbar, und die Schwierigkeiten junger Länder dabei sind im Grunde auf den Mangel ausreichender Schulbildung zurückzuführen.

Freilich, — Ausbildung des Humanum im Menschen hieß nun nicht, daß alle gleich und gemeinsam gebildet werden sollten. Der Humanismus hatte ein Wertmaß der Berufe und damit eine Rangordnung seiner Unterrichtsfächer. Er dachte dabei an eine geistig führende Schicht der „sapientes“, die wenigstens einige Jahre der „vita contemplativa“ in der reinen Wissenschaft dienten, gelernt hatten, sich im Ethos der Wissenschaft über die „vita speculativa“ der persönlichen Interessen zu erheben. Diese selbstlose Hingabe an geistige Güter entnahm er der klerikalen Sphäre, und das Bewußtsein seiner geistlichen Grundlage hat sich in ihm lebendig erhalten bis auf den heutigen Tag in einer Art Distanzierung vom „profanen Vulgus“ wie etwa der des Priesters vom Laien. Aber die aristokratisch-feudale Welt, der er entstieg, sank vor der bürgerlichen dahin, und so sind die beiden Epochen, in denen sich der bürgerliche Staat, zuerst im 16. Jahrhundert, konsolidierte, dann als Rechtsstaat im 19. neu ordnete, die Blütezeiten des Humanismus geworden, die man grosso modo mit den Jahren 1500 und 1800 bezeichnen mag, als die Standesunterschiede verschwanden, im städtischen Milieu der gebildete Bürger zu Ehren kam. „Stadtluft macht frei.“ Humanismus und Humanität waren dem Städtisch-Bürgerlichen immer nahe verwandt. Der Humanismus sprang ein, als der Feudalismus verfiel, die monarchische Fürstengewalt mit den Stadtrepubliken wetteiferte; sprang ein, als das feudale „ancien régime“ versank in der staatsbürgerlichen Freiheit und Rechtsgleichheit aller. Beide Male reichten Humanismus und Regierung sich die Hände, führten gemeinsam den dritten Stand, den Bürger, in Staat und in jener Gesellschaft herauf, die sich später in dem Begriff „Besitz und Bildung“ verkörperte. Wohl waren die früh-bürgerlichen Humanisten der Renaissance noch groß-bürgerlich und halb-seigneurial, wohl entstiegen sie noch dem aristokratisch-feudalen Boden ihrer Zeit, — aber statt der Auslese nach Geburt gaben von nun an geistige Verdienste, Wissen und Bildung den Ausschlag. Unter dem Einfluß des Humanismus trat der Adel zurück, der bürgerliche Staatsmann mit wissenschaftlicher Vorbildung dominierte in Staat und Gesellschaft. Das Gleiche gilt von den hohen bürgerlichen Beamten, die in Justiz und Verwaltung die europäischen Staaten leiteten, sie alle kamen von der bürgerlich-humanistischen Schule her. „Virtutes Seins-Werte statt Leistungswerte“ wurden der Maßstab, das Examen die demokratische Form der Auslese, der freie Wettbewerb des Geistes verdrängte das Privileg des Hochgeborenen, „wegen uralten Adels des Lesens und Schreibens unkundig“, wie noch zu Bismarcks Zeiten ein ironisches Wort im Reichstag es geißelte. Die Schranken der Herkunft, der Geburt, der Sippe, der Kaste fielen und aus jener Zeit stammt der Glaube an die siegreiche Kraft des Geistes, an die Macht der humanistischen Bildung. Damals entstand der Begriff der freien Persönlichkeit, die in strenger Schulung des Geistes sich edlen Zielen nur zuwandte, sich in einer geistigen Askese dem Überweltlichen weihte, das, wie der Patriziersohn Jakob Burckhardt es ausdrückt, „den ganzen Macht- und Geldrummel aufwiegt“. Verachtet war der Banause, der nur die „quaestuosas artes“, die Geld einbringen, erstrebte, die „artificia necessaria — die Brot geben“ statt der „brotlosen Künste“ der „humaniora“. Das eben war das Wesen der humanistischen Schule, daß sie nicht wahllos alles in den Unterricht hineinnahm, was das Leben, der Beruf vielleicht einmal brauchen konnte, sondern den Schüler von den Nichtigkeiten, den Alltäglichkeiten, den Novitäten, dem nur Nützlichen fernhielt, ihn nur mit höheren, ernsten, gewichtigen Dingen beschäftigte, diese ihn aber ernst und gewichtig zu durchdringen und zu verarbeiten zwang.

Latein, Griechisch, Mathematik und die Muttersprache — daneben gab es nur Nebenfächer. „Die Grundlage alles Lernens“, so heißt es in Melanchthons Schulordnungen, „ist die Grammatik; wo sie nicht geübt wird, ist alles Lehren und Lernen umsonst.“ Sie gewöhnt an klares Denken und saubere Ausarbeitung. Der Humanismus legte das Schwergewicht auf schriftliche Ausarbeitungen in der Klausur und zu Hause. Das Kind sollte lernen; zu tun, was ihm aufgegeben, regelmäßig und mit Fleiß. Scharf wandten sich die Humanisten gegen die Methode, dem Schüler schon in der Schule alle Arbeit abzunehmen. „Omnis labor apud praeceptorem“ — alle Arbeit beim Lehrer ist ein ganz unhumanistischer Grundsatz. Nur durch eigene Arbeit und schriftliche Niederlegung werde der Gegenstand zum geistigen Eigentum des Schülers. Der Grundsatz „alles vom Kinde her“ ist in neuester Zeit so überspitzt und übersteigert worden, daß der Unterricht in Oberflächlichkeit, Disziplinlosigkeit, ohne jede Ehrfurcht vor dem zu erarbeitenden Stoff zu entarten droht. Jede übertriebene Pädagogik „vom Kinde her“ ist zu milde, als daß sie den Schüler zu strenger geistiger Selbstarbeit und Verantwortung für die eigene geistige Leistung anspornen könnte. Logisches Denken, geistige Selbstdisziplin, angestrenzte Arbeit in der Beschäftigung mit Begriffen und Ideen muß jedem, auch dem begabtesten Schüler mit Mühe abgerungen werden. Daher denn Melanchthons Klage „de miseriis paedagogorum“, über das Elend der Lehrer, „daß kein Lasttier je so viel Plage trage als wer Knaben zu lehren habe. Denn die Gedanken der Schüler“, so sagt dieser erfahrene Pädagoge, „spazieren immer woanders umher und spotten des Lehrers.“

Einer Jugend von heute liegt all dies meilenweit fern. Wir alle, Eltern und Kinder, haben uns von dem klassischen humanistischen Bildungsgedanken so weit entfernt, daß das, was hier über humanistische Konzentration und Lehrmethoden gesagt wurde, nur noch ein geschichtliches Phänomen für uns ist, — allerdings ein Phänomen von verehrungswürdiger Pracht. Wir hören von den glänzenden öffentlichen Prüfungen im Römersaal des vormärzlichen Frankfurt in Gegenwart des regierenden Bürgermeisters wie des gesamten Konsistoriums der Geistlichkeit mit der lateinischen Abschiedsrede des Primus Omnium der Abiturienten, lesen von der denkwürdigen Feier im August 1816 in Paris, als in Gegenwart des Ministerpräsidenten, des Herzogs von Richelieu, im Concours Général aller königlichen Schulen der beste Zögling aufgerufen wird, — der Schüler Jules Michelet, dessen Vater im Schuldturn, dessen Mutter in Armut gestorben, der selber als kleiner Buchdruckerlehrling vom Leben und von der Gesellschaft verfehmt, in sechsjährigem Studium, gestärkt und getragen von Horaz und Tibull und Virgil, jene geistigen Gaben in sich entwickelte, die ihn zu dem großen Historiker Frankreichs heranreifen ließen. Es war der Durchbruch des dritten Standes. Priester, Ärzte, Advokaten, Richter, Gelehrte, Offiziere, alle Männer der hohen und höchsten Verwaltung in den europäischen Staaten gingen durch die Hohe Schule des Humanismus, selbst die regierenden Fürsten schickten ihre Prinzen auf die bürgerlichen Gymnasien. Höher als das Privileg der Geburt stand die Bildung des Geistes, die innere Autorität, jenes Ansehen, das ein dem Forschen und Lehren geweihtes Leben allerorten genoß. Fügen wir noch hinzu, daß die Träger des Humanismus meist Protestanten gewesen sind. Er entstammte protestantischem Geiste und sein europäischer Einfluß wurde durch den politischen Rang gesteigert, den die führenden Staaten lutherischer und calvinischer Prägung erlangten. Der Aufstieg Englands zur Weltmacht, Preußens zur deutschen Großmacht vollzog sich in der gleichen Epoche in jenem gemeinsamen Wirken, das im Tage von Waterloo kulminierte. Es waren die deutschen Studien-

anstalten, die Napoleon so grimmig gehaßt hat, weil sie als einzige Autorität nur die geistige und moralische Bildung anerkannten, ihn — nach Moritz Arndts Wort — als einen „dummen Kerl“ schnöde verachteten.

Freilich, es war eine noch überblickbare Welt. Die strenge Unterscheidung der Stände war erloschen, der Kampf der Klassen noch nicht entbrannt. Noch lagen die humanistischen Schulen und Universitäten friedlich eingebettet in das praktische Leben der kleinen Stadt, standen in enger Berührung mit dem werktätigen Volke, die tägliche Beziehung zur Natur, zum Lande war noch unmittelbar, wo die Jugend in Wald und Feld all dies vor Augen hatte, mit den Händen zu greifen. Jede kleine Stadt war ein Sitz der Urbanität, eine geistige Festung gebildeter, in sich gefestigter Bürger.

Bis dann jene Umwälzung kam, in deren Mitte wir heute stehen. —

Meine Damen und Herren,

Im Ablauf weniger Jahrzehnte bis zum Ausbruch des I. Weltkrieges hat sich der Niedergang des Neu-Humanismus vollzogen, dem es nicht gelang, mit der schnell voranschreitenden Technik, einer mächtig emporstrebenden Industrie, einer sich weiter und weiter ausdehnenden Wirtschaft Schritt zu halten. Nicht gelang, jene von ihm selber geforderte „aurea mediocritas“ des Horaz, jenen goldenen Mittelweg des Cicero zu finden, der sich von einem übersteigerten Intellektualismus, jeder Polyhistorie, jedem Alexandrinertum fernhielt. Trotz eifernder Abwehr bedeutender Humanisten, die gegen den Utilitätsgedanken auf den Schulen wetterten, Friedrich Thiersch in München, Friedrich Jakobs in Gotha, die mit Lessing sarkastisch fragten, was denn der Nutzen des Nutzens sei, wurden der Klagen über den humanistischen Unterricht an den Höheren Schulen bald Legion, der sich vom praktischen Leben immer weiter entferne. Jede unregelmäßige Form nähme er in den Unterricht hinein, stünde sie auch nur ein einziges Mal im Homer, dehne den Unterricht aus auf die schwierigsten Autoren wie Pindar und Aeschylus, betreibe den Unterricht in den klassischen Sprachen geradezu als ein philologisches Studium. Schon um 1830 herum begannen die Reformbestrebungen, die in den 125 Jahren bis heute, von zwei Weltkriegen kaum unterbrochen, sich immer mehr durchzusetzen vermochten. Die Naturwissenschaften vornehmlich machten ihre berechtigten Ansprüche geltend, dazu kam der sich ständig erweiternde Stoff der Geographie und Geschichte. Logik, Philosophie, Psychologie drangen in den Lehrstoff der Gymnasien ein, die neuen Sprachen verlangten ihr Recht, und so tönte der Ruf von der „Überbürdung“ der überlasteten Jugend bald durch ganz Europa. Angesehene Ärzte wiesen auf die Gefahr solcher Überbürdung hin, die den Geist durch die Vielfalt des Stoffes, durch die Vielfalt der Stunden abstumpfe und lähme; der hohe Prozentsatz der Militäruntauglichen unter den Abiturienten sei höchst beunruhigend. Väter und Mütter klagten über die unerträgliche Tyrannei der Schule und Lehrer, die die Kinder der Natur und der Familie entfremde; auch außerhalb der Schule höre die Schule nicht auf, mehr als ein Drittel der Schüler müsse Privatunterricht nehmen. In einer Flut von Denkschriften, Akten, Berichten, Kongreßbeschlüssen haben diese Klagen ihren Niederschlag gefunden; von Paris bis Odessa, allerorten in Europa wurde die Fragwürdigkeit des humanistischen Unterrichts aufs heftigste diskutiert, wurde stürmisch verlangt, den humanistischen Bildungstoff energisch zu reduzieren, das Griechische ganz zu streichen. Die Humanisten gaben dem „Vollstopfungssystem, dem Nürnberger Trichter“ in den Gymnasien die Schuld, sie verlangten eine Amputation der endlosen Bildungsschlange,

tadelten, daß nun alle Fächer gleich wichtig sein sollten, sich auskompensieren könnten, wodurch die Grundbedingung humanistischer Bildung verfehlt werde, — die Konzentration auf wenige, würdige Gegenstände. Aber diese Bestrebungen, die sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gegen den humanistischen Unterricht langsam zu sammeln begannen, sind dann im unsrigen zu vollem Durchbruch gelangt. Ich entsinne mich deutlich der schier untröstlichen Klage meines damaligen Oberschuldirektors, des Geheimen Oberschulrates Dr. Friedrich Wilhelm Schmidt vom Gymnasium Carolinum in Neustrelitz, als der lateinische Klassenaufsatz abgeschafft wurde, dem ich so vor der Versetzung in die Prima 1900 glücklich entging — was ich heute eigentlich bedaure, während es mich mit Befriedigung erfüllt, daß ich im Abitur noch 50 Verse der Antigone von Sophokles aus dem Griechischen übersetzen konnte.

Aber nicht nur diese Fehler der Übersteigerung, der Vielwisserei, nicht nur das verständnislose Versäumnis rechtzeitiger, vernünftiger Reformen des humanistischen Unterrichts haben sein Bildungsideal entwertet, den Glauben an seine erzieherische, veredelnde sittliche Kraft unterhöhlt und aufgelockert. Reißender und mit stärkerer Wucht brachen neue geistige und soziale Strömungen über den Humanismus herein, haben in unserem Jahrhundert zu jener großen politischen und geistigen Krise geführt, die unser gesamtes abendländisches Denken zutiefst bedroht. Der Durchbruch der bolschewistischen Revolution, der Zusammenbruch des europäischen Staatensystems, der Sturz der Monarchien in Mitteleuropa, Faschismus, Nationalsozialismus, Kommunismus — das alles hat eine völlig veränderte Umwelt geschaffen, die jeder individuellen Kultur diametral, ja feindlich gegenübersteht. Materialismus und Utilitarismus, der alles niedertretende Gedanke der Macht, die aus der Atomistik geborene Idee des Kollektivismus haben alles überflutet, was Humanismus sich nannte. Dazu treten Historizismus, Positivismus, Relativismus, eine immer mehr ins Spezialistentum auseinandertretende Wissenschaft und als sichtbare Vertreter all dieser Gegner des Humanismus jene „Verräter am Geiste“, wie Julien Benda sie nennt, die jegliche sittliche Norm, jegliche geistigen Werte auf allen Gebieten des Lebens verleugnen. Vom Bürgertum hat sich das alles sehr schnell auf den vierten Stand übertragen, ist mit dem Aufkommen der Technik, der Maschine, des Apparates in schier unaufhaltsamen Vordringen. Weder Henry Bergsons idealistische Absage, weder Neu-Romantik noch Jugendbewegung haben diesen utilitarischen Materialismus und ihm verwandte Lebensmächte aufhalten können. Man kann diese Kräfte, die den Absturz des humanistischen Bildungsideals einleiteten, nicht hoch genug einschätzen. Ist erst das Reich der Ideen revolutioniert, hält auch die Wirklichkeit nicht mehr stand. Dieser Satz Hegels, noch ganz aus humanistischem Geiste geflossen, hat jenen Hegelianismus in die Welt gesetzt, dessen dialektischer Materialismus heute jede Individual-Kultur tödlich bedroht. Jakob Burckhardt führt solche Krisen auf den Eintritt der Massen in die Geschichte zurück. Europa hat in einem Jahrhundert seine Bevölkerung nahezu verdreifacht, eine Erscheinung, über die gesamte Erde verbreitet. Überall gibt es heute, in Staat und Gesellschaft Massen zu lenken, Massen zu befriedigen, Massen in Ordnung zu halten, „suum cuique tribuere“ — Jedem das Seine zu geben.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Massen auch an die Türen der höheren Schule pochten, stürmisch Einlaß begehend, das bürgerliche Privileg auf höhere Bildung so heftig bekämpfend wie einst der Bürger die Privilegien des Adels. Eine Invasion in Schulen und an Universitäten hat eingesetzt, unvorstellbare Massen strömen ein in die höheren Bildungsanstalten. Amerikanische

Schulmänner, Robert Hutchins von Chicago, Douglas Bush von Harvard, haben diesen Zustand drastisch geschildert. „Die steigende Flut von Schülern in den höheren Schulen ist ein unerhörtes Phänomen in der Weltgeschichte, zu vergleichen nur mit der Invasion der Barbaren in die antike Kulturwelt. Aber der Erziehungsprozeß, der sich daraus ergab, hat damals etwa ein Jahrtausend in Anspruch genommen, heute soll er sich in wenigen Jahrzehnten vollziehen. Kein Staat und keine Gesellschaft kann die ungeheuren Kosten aufbringen, die dazu nötig wären. Schon denkt man in den Vereinigten Staaten daran, einen Heim-Unterricht mit Hilfe der Television aufzubauen, weil weder die nötigen Schulräume noch die Lehrkräfte aufgebracht werden können. Jedenfalls, so lauten die sehr pessimistischen Nachrichten, hat der Strom der Massen den Unterricht auf die unterste Durchschnittsebene heruntergedrückt, seine Typisierung erzwungen bei einem Minimum an tatsächlichem Bildungseffekt.

Das Problem, diese bildungshungrigen Massen aufzunehmen, steht seit Jahren auf den Schulreformprogrammen aller Kulturvölker. Aber kaum fand sich irgendwo bisher der Ansatz zu einer neuen Universitätsverfassung, um die Prüfungen auf ein höheres Niveau zu heben, den Zugang zu Stipendien zu erschweren, durch eine Neu-Fassung der Lehrpläne und eine der humanistischen Methode mehr entsprechende Form des Unterrichts die dringend notwendige Auslese vorzunehmen, Unberufene fernzuhalten und sie in anspruchlosere Bildungskanäle zu schleusen. Tiefe Besorgnis herrscht überall mit der Frage, ob höhere Schule und Universität wirklich noch der geistig sittlichen Bildung des Einzelnen dienen, oder ob sie nicht längst zu Zuchtanstalten nur geworden seien, ihn zu rein praktischen Zwecken auszubilden? Die Berufsqualifikation ist das Hauptanliegen der Studierenden geworden. In einer Zeit sozialer Katastrophen, immer wiederkehrender Geldabwertung, der Konfiskation, der Enteignung des Vermögens und Einkommens durch einen nur an das Kollektiv denkenden Wohlfahrtsstaat ist die Berufsqualifikation das einzige, was Eltern ihren Kindern noch auf den Lebensweg mitgeben können, um ihnen ein Minimum sozialer Sicherheit zu gewährleisten. Ein nicht bestandenes Examen bedeutet zu oft das Zurücksinken in wirtschaftliche Enge und soziale Unsicherheit. Der rücksichtslose Prozeß der Technisierung und Mechanisierung unseres Lebens, der den Menschen immer mehr geistig und seelisch entleert, hat das Studium zu einem aufreibenden Wettlauf auf der Aschenbahn der Berufe gemacht, eingezäunt von sozialer Not und Bedrängnis, deren allgemeine Lebensangst sich in der geradezu hysterischen Angst vor dem Examen kristallisiert.

Nur in der Schweiz ist es zu einer Art Reform des höheren Schulwesens gekommen, die den humanistischen Gedanken wieder obenan stellt — solide Kenntnisse, klare Vorstellungen und Begriffe, präzise Form des Ausdrucks und jene Fähigkeit zum Denken verlangt, die die Grundlage aller humanistischen Bildung bleibt. In Deutschland hat eine Bewegung für das „Studium generale“ eingesetzt, die als Revolte gegen den Tod allen Humanismus' nicht hoch genug zu veranschlagen ist. Überfüllte Hörsäle, Rückgang der höheren geistigen Interessen, Examenspaukereien auf der Schmalspurbahn bloßen Fachwissens sind an Stelle der Universitas des wissenschaftlichen Denkens getreten, das sich jeder geistigen Verengung des Horizonts entzog. Das Studium generale will den humanistischen Unterricht von erstarrten und verkrusteten Formen befreien, allen Ballast abwerfen, um die Tyrannei eines übermächtig gewordenen Stoffes zu brechen. Ihm kommt es darauf an, den geistigen Impetus wieder zu wecken, die Unruhe des fragenden Geistes dem

Schüler ins Herz zu pflanzen, der toten Routine des Nur-Wissens-Unterrichts wieder den Odem des Lebens einzuhauchen. Wo das innere Licht fehlt, ist jede Erleuchtung von außen her vergebens. Wenn einer dummdumm ist, soll er wenigstens faul sein, meinte ein Göttinger Universitätsprofessor. Freilich, der radikale Abbau des Stoffes allein tut es nicht. Schule und Universität müssen zurückfinden zu dem grundsätzlichen humanistischen Gedanken: „Gestellte Fragen ins Prinzipielle zu wenden“. „Die Richtung des Pfeils wird bestimmt durch den, der zielt; ohne geistiges Wesen kann er überhaupt nicht fliegen“, schreibt der große Physiker Heisenberg, selber ein Humanist, in seiner Verteidigung des Humanismus und fährt fort: „Niemand sollte seinen Kindern die Ernte vor der Saat wünschen. Die geistige Bewährung im Beruf ist tausendmal schwieriger als ihn durch ein eingepacktes Wissen im Examen zu erwerben. Wer in irgend einem Fache den Dingen auf den Grund kommen will, in der Technik, der Medizin, der Naturwissenschaft, kommt um die prinzipielle Fragestellung nicht herum, um das prinzipielle Denken, wie wir es von den Griechen gelernt haben. Max Plancks ganzes Denken wurde durch die humanistische Schulung bestimmt und befruchtet.“

Auch der reine Fach-Wissenschaftler wird immer ins Allgemeine durchstoßen, den Muttergrund seiner Wissenschaft wittern und aufspüren müssen. Jede geistige Disziplin, sei es in der Technik, der Wirtschaft, der Politik, muß mit einem Tropfen humanistischen Öls gesalbt sein.

Meine Damen und Herren,

Welcher Ausweg aus dem großen Dilemma unserer Zeit „Einzelner gegen Masse“ steht dem Humanismus heute noch offen? Was können wir Gegenwärtigen aus einem erneuerten humanistischem Selbstbewußtsein wieder schöpfen und fördern? Kann sich dem Aufstand der Massen der Aufstand der Einzelen erfolgreich entgegenstellen?

Täuschen wir uns darüber nicht — der Anspruch der Massen in Staat und Gesellschaft ist nicht aufzuhalten. Es gibt keine geistige Wirklichkeit mehr, die nicht von den Massen getragen wäre, die sich ohne die Massen, gegen die Massen zu behaupten vermöchte. Die Laienreligion der klassischen individuellen Bildung ist abgeblättert wie eine alte schöne Vergoldung, aus der Kirche des Geistes ist ein nüchternes Labor geworden, das alles in Geldwerte umsetzt, den Geist zur Ware herabsetzt. Haftet der alte Zauber noch an Worten wie Freiheit, Selbstbestimmung, Persönlichkeit, Humanität, Menschenrechte, seit die Aura einer idealistischen Welt vor der Pilzwolke der Atombombe dahinschmolz, ein Mückenschwarm von Sputniks und Fernraketen den Erdball umkreist, vor deren dunkler Drohung die selbst-eigene Persönlichkeit, der einzelne Mensch immer fragmentarischer wird? Das biblische Wort: „Machet Euch die Erde untertan“ hat eine rasante naturwissenschaftliche Technik nahezu restlos vollzogen. Die Frage, die bang lastende Frage entsteht: „Hat sie es richtig vollzogen?“ Friedrich von Weizsäcker hat sie kürzlich vor seinen Studenten in Göttingen gestellt, und verneint. Der Mensch kann vielleicht die Erde verlassen, aber nie sich selber entfliehen. Die Vision von der Eroberung des innerplanetarischen Raums ist so groß oder so klein, so erdgebunden, wie einst die Hoffnung der Juden auf das gelobte Land. Wohin auch immer der Mensch gelangen mag im Hexentanz seiner technischen Kreaturen, um sich nicht wie die Juden in der Wüste selbst zu verlieren, bedarf er noch immer, wie Moses, der Gnade und einer höheren Weisheit. Hat er nicht beide verloren, achtlos von sich geworfen auf seiner Reise in eine Welt, an die sich kein Gnadenglaube, keine höhere Weisheit mehr knüpft? Die Harmonie

und die Verklärung seines idealistischen Fortschrittsglaubens sind ihm fremd und verdächtig geworden, ohne Ideale und ohne die versöhnende Sicherheit eines jenseitigen Glaubens schreitet er skeptisch durch die klirrende Wirklichkeit seiner in Scherben geschlagenen Nur-Existenz, aus der alle Not und aller Zwiespalt, alle Verstrickung und alle Sorge, alle Qual und alle Angst ihm immer wieder von Neuem erwachsen. Seit zwei Weltkriege das abendländische Lebensgefühl zutiefst erschütterten, hat eine leidenschaftliche Überprüfung all unserer Daseinsgrundlagen eingesetzt, der sozialen wie der politischen in Staat und Gesellschaft. Sie hat sich am stärksten ausgewirkt im Bereich unserer sittlichen Vorstellungen, in der Grundfrage nach den sittlichen Werten, deren Unverbrüchlichkeit so furchtbar verletzt wurde. Sie hat im besonderen die Probleme wach und lebendig erhalten, die sich auf den Wert des Einzelnen der Gesamtheit gegenüber beziehen. Je mehr die politische und soziale Entwicklung in das Stadium der Massenwirkung trat, je ausgesprochener sich die bestimmende Gewalt der Gesamtheit über den Einzelnen auch geistig geltend machte — um so verzweifelter und aussichtsloser rang und ringt dieser Einzelne gegen die Übermacht der Gesellschaft. Universalismus und Individualismus stehen sich heute wie einst in der Renaissance schroff gegenüber. Eine Wiedergeburt des Geistes tut not. Man sagt von einem, der aus tiefer Ohnmacht erwacht, er sei wieder zu sich gekommen. Heute geht es der gesamten Menschheit darum, wieder zu sich zu kommen, die geistige Heimat wiederzufinden. Der Wert des Menschen, des einzelnen Menschen, muß wieder entdeckt werden; die nichtswürdige Vorstellung, daß der Mensch bloß Material sei, um in Millionen von Exemplaren irgendwelchen Zwecken eines Staates oder einer Person zu dienen, muß verschwinden. Die Erziehung, die humanistische Erziehung muß wieder an das Einzige, das Unersetzliche, muß wieder an das Individuum appellieren. Denn mit dem Begriff der Gesellschaft wurde und wird ein entsetzlicher Mißbrauch getrieben. Der Facharbeiter dominiert und das Dasein des Gelehrten trägt seine Rechtfertigung nicht mehr in sich selber; er gilt nur noch als Funktionär des Geistes, der lediglich als solcher seine Daseinsberechtigung vor dem Kollektiv zu legitimieren vermag.

Die Aufgabe ist also, einen neuen Menschen heranzubilden. Das wird immer Sache einiger weniger sein, und sie werden die einfachsten Formen finden müssen, die jedermann zugänglich sind. Ein neuer Humanismus kann nur ein Humanismus für alle sein. Aber erst, wenn der höher Gebildete wieder ein Eigner, ein Freier ist, können sich von ihm aus die Impulse zur selbständigen Persönlichkeit ausbreiten. Im täglichen Widerstand gegen alles, was nur Sache, Maschine, Apparat, Masse ist, gilt es, das Menschliche zurückzugewinnen, um sich als Einzelner behaupten zu können. Jeder, dem es heute vergönnt ist, für geistige Werte zu arbeiten, sollte den Weg dahin weisen. Wir wissen, daß der Humanismus im wesentlichen eine Erziehungsfrage war; er ist es heute noch. Das humanistische Gymnasium von heute ist dazu aufgerufen, schon in der Jugend die polare Spannung zwischen Masse und Einzelem auszugleichen in eine fruchtbare Synthese zwischen Einzelem und Gemeinschaft, sie in Goetheschem Sinne zu „jener Gesellung begabt“ zu erziehen, die die Kluft zwischen Arbeit und höherer Bildung überbrücken hilft. Theodor Litt, ordentlicher Professor für Philosophie und Pädagogik in Bonn, heute 78 Jahre alt, wirft in seiner tief schürfenden Schrift: „Das Bildungsideal der deutschen Klassik und die moderne Arbeitswelt“ (1955) dem Neuhumanismus vor, er habe von Anfang an nicht das richtige Verhältnis zur Industrie und Technik gefunden; seit Humboldt seien Bildung und Arbeit

durch einen tiefen Abgrund getrennt, der bayrische Schulmann Niethammer habe schon 1808 der technischen Arbeit eine schroffe Absage erteilt. Auch Kerschsteiner sei es nicht gelungen, in seinen Arbeitsschulen den tiefen Graben zwischen humanistischer Pädagogik und industrieller Entwicklung zu schließen, eine Bresche in die weltfremde Mauer der humanistischen Festung zu schlagen. Das schiefe Verhältnis des Humanismus zur technisch-wirtschaftlichen Arbeitswelt beruhe auf einer falschen, heute überholten Geringschätzung der Lohnarbeit, der sogenannten banausischen Berufe, die Plato wie Aristoteles von der Leitung des Staates hatten ausschließen, ihnen das Bürgerrecht hatten absprechen wollen. Wir wissen heute, die Technik ist so alt wie die Welt. Technik und Kultur liegen auf gleicher Ebene, sind keine Gegensätze. Der Arbeitsbegriff der modernen Arbeitswelt stimmt mit dem des Humanismus darin überein, daß bei richtiger seelischer Einstellung jede Arbeit den Menschen zum Menschen macht, ihn erzieht zur Exaktheit, Sauberkeit, Pünktlichkeit, ihn befähigt, Zusammenhänge zu durchschauen und so sich seiner selber bewußt zu werden. Ein erneuter Humanismus steht vor der Nötwendigkeit, Menschen heranzubilden, die den von der Technik, von der Maschine gesetzten modernen Arbeitsbedingungen nicht erliegen wie eine ältere Generation, die von einer rasanten Entwicklung überrannt, diesem Ansturm geistig ungerüstet gegenübertrat und — unterlag. Es gilt nach Carlo Schmid's Wort, in einer echten Begegnung zwischen Humanismus und Sozialismus dem werktätigen Menschen durch Vergeistigung seiner Arbeit zu Hilfe zu kommen. Das Bildungsziel des humanistischen Gymnasiums von heute kann nur sein, die Jugend zu gemeinschaftsgebundenen Persönlichkeiten heranzubilden, die sich in einer technisch-wirtschaftlichen Umwelt wohl formen, aber von Apparat und Maschine nicht überwältigen lassen; aus dieser Jugend Unternehmer und Menschenführer heranzuerziehen, die sich verantwortlich fühlen für die Humanisierung einer monoton-mechanischen Arbeit, die bereit und imstande sind, dem bedrohten Menschentum der Werktätigen am laufenden Band durch geistige Kräfte näher zu kommen, sie anzusprechen, und wieder menschlich zu beteiligen. Das zentrale Problem liegt nicht in der Frage nach dem Ding, das erzeugt wird, es liegt in der Frage nach dem Menschen, der es erzeugt. Dabei sollte die Erkenntnis beim Schüler immer obenan stehen, daß diese Aufgabe nicht nur eine politisch-soziale sondern eine eminent moralisch-sittliche ist. Nicht politische Führer der Gesellschaft soll die neue humanistische Schule heranbilden, wohl aber geistige „Stützen der Gesellschaft“, um mit Ibsen zu sprechen, die den Hort der geistigen Freiheit wahren und mehren, ohne die keine humane Ordnung der Dinge bestehen kann. Die bereit auch sind, wie einst Emile Zola, der Welt ihr J'accuse gegen alles Unmenschliche ins Gesicht zu schleudern. Denn die Frage nach der Zukunft des neuen Humanismus ist gleichbedeutend mit der Frage nach seiner Gesinnung, seinem Mut, seiner Zivilcourage. Sokrates war ein erster Zeuge solch mutiger Geisteshaltung. Luthers: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen!“ hob eine Welt aus den Angeln. Daß sich immer ein Vortrupp geistiger Menschen bereit findet, auch gegen furchtbarsten Druck ihre leibliche physische Existenz für die Grundwerte der Humanitas aufs Spiel zu setzen — das ist die fundamentale Frage unserer gesamten abendländischen Kultur geworden. Unser aller Zukunft hängt davon ab, daß der Einzelne den Geist des Widerstandes, des Protestes gegen alles Unmenschliche in sich lebendig erhält. Unruhe ist die erste Bürgerpflicht. So ist die Aufgabe, einen menschlicheren Weltzustand herbeizuführen, in Lessings Sinne an eine neue Erziehung des Menschen geknüpft, der das persönliche Denken, das persönliche

Gewissen, die persönliche Verantwortung wieder zur alleinigen Richtschnur nimmt, der aus sich selber leben will, statt gelebt zu werden.

Für diese R e - E d u k a t i o n zur verantwortungsbewußten Persönlichkeit in Freiheit, zur Freiheit in Bindung an die Gemeinschaft, gibt es keine fertigen Rezepte, keine Patentlösungen. Auf der Suche nach einem neuen Humanismus können und wollen wir das alte humanistische Bildungsideal nicht restaurieren, wohl aber getrost zum Vorbilde nehmen. In der Aneignung und Wiederbelebung des unersetzlichen antiken Erbgutes sieht der Heidelberger Soziologe Alexander Rüstow in seiner „Ortsbestimmung der Gegenwart“ den tragenden Grund aller geistigen und sittlichen Weiterentwicklung der westlichen Welt; ebenso rein humanistisch eingestellt ist Hans Freyers „Theorie des gegenwärtigen Zeitalters“, der die humanistische Kontinuität unter allen Umständen gewahrt sehen will. Theodor Scharmann verlangt in „Erziehung und Gesellschaft“ die Neubelebung der humanistischen Erziehung zu einem umfassenderen, kämpferischen, sozialen Humanismus, der sich den Wandlungen in Staat und Gesellschaft sinnerfüllt anpaßt. Wie sehr unsere Zeit sich mit diesen Fragen beschäftigt als einer unausweichlichen Aufgabe des humanistischen Unterrichts auf Schulen und Universitäten, zeigt die Fülle der Schriften, die in jüngster Zeit darüber erschienen sind. Da ist Theodor Litts schon genanntes „Das Bildungsideal der deutschen Klassik und die moderne Arbeitswelt“ (1955), da ist Wilhelm Luthers: „Wert und Bedeutung der humanistischen Bildung für unsere Zeit“ (1953), da ist Carlo Schmid: „Das humanistische Bildungsideal“ (1956), Hans Wenkes: „Humanistische Bildung und Berufsleben“ (1956), Wilhelm Schadewalds: „Sinn und Wert der humanistischen Bildung in unserer Zeit“ (1956), Wilhelm Luthers: „Erziehung zur Freiheit und Mitverantwortung auf dem humanistischen Gymnasium“ (1954), und viele andere, die mir außer den genannten die Grundlagen meines heutigen Vortrags, ich möchte bescheidener sagen, meines Referates, gegeben haben. Endlich Karl Jaspers: „Über die Bedingungen eines kommenden Humanismus“ (1949), der die Hauptaufgabe erblickt in der Erziehung zum Staate gemäß der aristotelischen Forderung nach einer demokratischen Erziehung und Bildung der Jugend für die Praxis im öffentlichen Leben.

Noch fehlen der heutigen Schule weitgehend die Voraussetzungen, äußerlich wie innerlich, um eine solche bewußte Erziehung zur geistigen Freiheit in Verantwortung wirksam zu gestalten, die wuchernden Auswüchse eines rein technisch eingestellten Verstandes mit seiner Tendenz zur Nivellierung in unserem modernen Massenstaat und unserer Massengesellschaft zu drosseln und zu beschneiden. Denn diese moderne Gesellschaft ist ein Prozeß, der sich noch in vollem Werden befindet. Wichtig bleibt, daß dieser Prozeß nicht weiterhin gegen den Einzelnen geführt wird. Die P r o z e ß o r d n u n g muß geändert werden. Dabei werden wir der Hilfe der Frau wie der Jugend selber nicht entbehren können. Der Frau, die heute im sozial-ethischen Bereich unseres Daseins in Staat und Gesellschaft so unersetzliche Dienste leistet, die die humane Seite all dieser Fragen vielleicht tiefer, feiner, inniger erfaßt und begreift als wir Männer. Und der Jugend, vor der diese Aufgaben liegen. Sie sind die Vorschreitenden, die H u m a n i s t e n von morgen.

Meine Damen und Herren,

Wir haben gesehen, das humanistische Bildungsideal und der Weg, zu ihm zu gelangen, haben im Laufe der Jahrhunderte viele äußere Wandlungen in Staat und Gesellschaft durchgemacht, sich aber bei aller Vielfalt der Erscheinung konstante Grundzüge bewahrt. Vor allem den unerschütterlichen Glauben an die Möglichkeit, den Menschen durch Erziehung bilden, sittlich steigern und läutern

zu können, wobei die helfende Hand des Göttlichen zu den verschiedenen Zeiten verschieden bestimmt wurde. Die Humanisten aller Zeiten haben die Vernunft über den Bereich des Willens, der Begierden, der Leidenschaften gestellt, haben den Geist stets mit der Sophrosyne, der Besonnenheit gepaart. Vernunft und Besonnenheit ließen sie mit Lessing glauben, daß hinter der realen Welt — und damit stimmen sie mit unseren großen heutigen Naturwissenschaftlern ganz überein, — eine irrealer erforschlicher steht, eine die gesamte Menschheit umfassende Weltvernunft herrscht mit einem gemeinsamen Grundbestand von Humanem, auf dessen Boden eine vernünftige Verständigung möglich sein muß. So wendet sich der Humanismus heute wie einst gegen den Ungeist der Dogmen und der Ideologien, lehnt es ab, zu befohlenen Weltbildern zu erziehen, die nur Gehorsam verlangen. Zum Humanismus gehört der ewig freie, offene geistige Horizont, das Ziel der Erkenntnis darf nicht vorgegeben sein. Wahrheit bleibt für ihn nichts Feststehendes, Endgültiges, nicht die Wahrheit „kat' exochén“, sondern er weiß sich immer nur auf dem Wege zur Wahrheit, die jeder Zeit korrigiert, durch neue Erkenntnisse vertieft werden kann. Sokrates gab dafür das unerreichte Beispiel in seiner Maieutik, seiner geistigen Geburtshilfe, die in Frage und Antwort, in Frage und Widerfrage sich der Wahrheit zu nähern suchte. Und wir haben gesehen, humanes Menschentum setzt immer den einzelnen Menschen als geistige Persönlichkeit voraus. Es gilt, dem Einzelnen seine abhanden gekommene geistige und sittliche Autonomie zurückzuerobern, ihm auf Schule und Universität für die Stürme des Lebens sein Schifferpatent für große Fahrt wieder einzuhändigen.

Aber, „Humanismus“ nur als „Bildung des Geistes“ ist nicht das Letzte.

„Denn“, so lassen Sie mich schließen mit einem Worte unseres großen christlichen Humanisten, Karl Jaspers, „denn wir werden Humanisten erst sein, wenn wieder wir eigentlich Menschen sein werden, Menschen aus der Tiefe unseres Ursprungs und Ziels, welche beide liegen — in Gott, seiner Gnade, seiner höheren Freiheit.“

Heraklit hat recht: keiner geht zweimal durch den gleichen Fluß. Das sehr Geheimnisvolle an solchem Wechsel liegt darin, daß er Veränderungen in unserem Inneren entspricht — wir bilden uns die Welt, und was wir erleben, ist nicht dem Zufall untertan. Die Dinge werden durch unseren Zustand angezogen und ausgewählt: die Welt ist so, wie wir beschaffen sind. Jeder von uns vermag also die Welt zu ändern — das ist die ungeheure Bedeutung, die den Menschen verliehen ist. Und daher ist es auch so wichtig, daß wir an uns arbeiten.

Ernst Jünger (Gärten und Straßen)



*Gerh. Phil. Heinr. Norrmann
Hofr. u. Prof. der Geogr. u. Geschich.
zu Rostock
Geb. zu Hamburg d. 24. Febr. 1753*

Amalie Donnerbergs Tod

im Leben ihres Vaters, des Professors an der
Universität Rostock G. P. H. N o r r m a n n (1753 – 1837)
von Karl Alfred Hall, Marburg/L.

Gerhard Philipp Heinrich Norrmann, Professor der Geographie und Geschichte in Rostock, war ein Sohn der Goethezeit. Daran erinnern ein Jugendbild aus dem „Sturm und Drang“ und ein Altersbild fast so wie der „Geheimbde Rat“.

Er wurde am 24. Februar 1753 in Hamburg geboren als ältester Sohn des Futteralmachers Franz Hinrich Anton Norrmann¹⁾ und der Catharina Elisabeth geb. Ramcke.²⁾ Die Familie des Vaters stammte aus

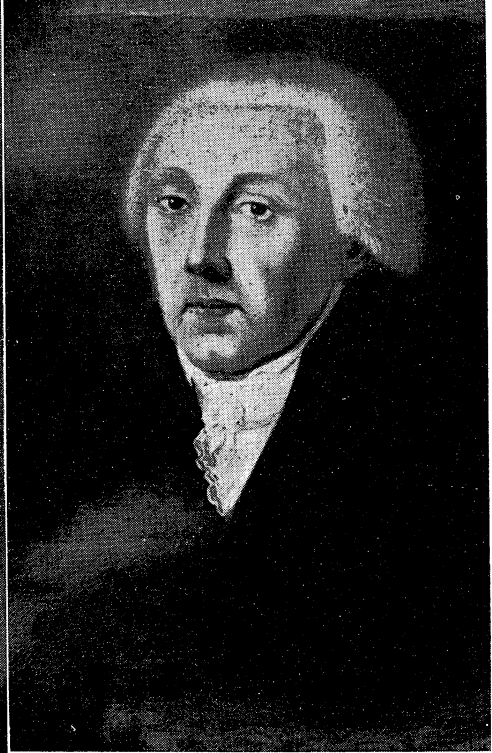
¹⁾ 1720 – 1800 (geb. Stade, † Hamburg).

²⁾ 1726 – 1798 (geb. Hamburg, † Hamburg).

Stade. Der Großvater Andreas Norrmann³⁾ war königlich schwedischer Thorschreiber in Stade. Soviel wissen wir aus dem dortigen Kirchenbuch von St. Nicolai. Nach der Familienüberlieferung sind die Norrmanns aus Schweden herübergekommen. Die älteste Tochter des späteren Professors schreibt in der Biographie ihres Vaters: Sein „Großvater, ein Dalekarlier, war Steiger in einem Bergwerke alda“.⁴⁾



Margarethe Elisabeth Norrmann
geb. *Donnenberg*
geb. 8. 7. 1756 *Hamburg*
gestr. 21. 3. 1827 *Rostock*
Gattin des Professors
Gerhard Philipp Heinrich Norrmann
zu *Rostock*



Gerhard Philipp Heinrich Norrmann
Professor d. Geographie u. Geschichte
zu *Rostock*
geb. 24. 2. 1753 *Hamburg*
gest. 13. 1. 1837 *Rostock*

³⁾ † vor 1730 Stade.

⁴⁾ *Henriette Norrmann*, *Beytrag zu Norrmanns Biographie*. Handschrift Rostock ca. 1837. — Dieses mir vorliegende Manuskript ist ein Auszug aus dem im *Neuen Nekrolog der Deutschen* 15. Jahrg. 1. Theil 1837 (Weimar 1839) S. 92 ff erschienenen Nachruf auf Norrmann. Die Tochter hat aber einige persönliche Erinnerungen an ihren Vater hinzugefügt. So heißt es im *Neuen Nekrolog* nur, daß der Vater *Norrmanns* aus Schweden stammte.

Der Vater, ein „in seinem Fache sehr geschickter, nicht ungebildeter Buchbinder“, hätte es gerne gesehen, wenn sein ältester Sohn Philipp, ein Knabe von zarter, schwächlicher Gesundheit aber lebhaften Geistes, sich einmal zum Studium der Theologie bewogen fühlen würde, „weil er es als das höchste Glück sich träumte, den Sohn vielleicht künftig die Kanzel als Prediger in Hamburg besteigen zu sehen“. „Die Mutter, eine gescheute und sanfte Frau, lächelte bey des Mannes Äußerungen und meinte: Ob es wohl besser sey, den Knaben bey gereiften Jahren selbst wählen zu lassen? — Philipp, der jeden Sonntag vor- und nachmittags in die Kirche gehen mußte, bekam durch diesen Zwang eine Abneigung gegen seinen Beruf zum geistlichen Stande. Doch die leiseste Hindeutung hierauf machte den Vater höchst unwillig. So schwieg er und dachte: Kommt Zeit, kommt Rath, suchte aber wo er konnte, seiner Vorliebe für Geographie, Geschichte und Naturwissenschaften genüge zu leisten. Nachts sogar wurden die noch ungebundenen Bücher aus der Werkstatt seines Vaters heimlich ins Schlafkämmerchen geschafft und die Nächte durchlesen.“⁵⁾

Und er setzte seinen Willen durch, trotz mancherlei Krankheit, und obwohl er sich die Mittel zu seinem Studium durch Privatunterricht erst verdienen mußte. Er fand einen Freund und Fürsprecher in dem Direktor und Gründer der Hamburger Handelsakademie Professor B ü s c h⁶⁾, der ihm nach Beendigung seines Studiums eine Stelle als Lehrer an seinem damals sehr angesehenen Institut in Aussicht stellte. So ließ der Vater endlich den Sohn seinen Weg gehen.

Wir finden ihn von 1775 — 1778 als Student der Staatswissenschaften und Geschichte in Göttingen.⁷⁾ Er war Mitglied des Studenten-Ordens „Unitas“ und wahrscheinlich auch einer Freimaurerloge.⁸⁾ Er genoß die Freundschaft des „liebenswürdigen H ö l t y“ und der Schweizer Brüder v. S a l i s. „Seine vorzüglichsten Lehrer“ waren B ö h m e r, M e i s t e r und P ü t t e r „und andere ausgezeichnete Männer, durch welche damals die Hochschule blühte.“⁹⁾ Michaelis 1778 kehrte N o r r m a n n nach Hamburg zurück, wo er von Professor B ü s c h freundlich empfangen und als Lehrer an der Handelsakademie, welche die „Söhne der ersten Handelshäuser aller Nationen“ besuchten¹⁰⁾, aufgenommen wurde. Im Hause seines Lehrers begegnete er K l o p s t o c k, J o h a n n H e i n r i c h V o ß und C l a u d i u s.

⁵⁾ Henriette Norrmann, Beytrag zur Norrmanns Biographie. Ähnlich Neuer Nekrolog 15. Jahrg. 1. Th. S. 92

⁶⁾ Joh. Georg Büsch (1728 — 1800) gründete 1767 die Hamburger Handelsakademie. Allg. Deutsche Biographie (ADB) Bd. 3 S. 642 (Muther).

⁷⁾ Neuer Nekrolog der Deutschen 15. Jahrg. 1837 1. Th. S. 94.

⁸⁾ Nach einer Beurteilung des Stammbuches von G. P. H. Norrmann in studentengeschichtlicher Hinsicht durch Herrn J. A. Pietzsch von der Zentral-Kartei für Studenten-Stammbücher Heidelberg März 1956. — Der Unitisten-Orden (Ordre pour L'unité) wurde 1774 in Halle gestiftet.

⁹⁾ Neuer Nekrolog der Deutschen 15. Jahrg. 1. Th. S. 95.

¹⁰⁾ Neuer Nekrolog der Deutschen 15. Jahrg. 1. Th. S. 95.



„Bettler“, Jacarandaholz

Otto Flath



„Der Barmherzigkeitsaltar“, Pappel und Linde

Otto Flath

Im Jahre 1782 tauschte er diese Stelle mit der eines Subkonrektors an seiner früheren Schule, dem Johanneum zu Hamburg. Nun war für ihn die Zeit gekommen, eine Familie zu gründen. Im Elternhause seines Freundes *Donnenberg* zog ihn „Betty, eine der jüngsten Töchter des Hauses, durch ihre aufblühende Schönheit, wie durch Liebenswürdigkeit und Sanftmuth an“.¹¹⁾ Am 23. 2. 1783 heiratete er *Margarethe Elisabeth Donnenberg*.¹²⁾ Sie war die Tochter eines ehemals reichen Kaufmannes, *Johann Hinrich Donnenberg*¹³⁾, von dem die Rede ging, daß er sein großes Vermögen 1755 bei dem Erdbeben in Lissabon verloren habe.¹⁴⁾

Das junge Paar sollte nicht mehr lange in Hamburg bleiben. Im Jahre 1789 folgte *Norrmann* einem Ruf an die Universität Rostock als ordentlicher Professor der Geschichte, Statistik, Staatswissenschaft und Politik.¹⁵⁾

Norrmann hat eine reiche wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet und mehrere zu seiner Zeit anerkannte Werke geschrieben. 1782 erschien eine „Kurze Geschichte der älteren deutschen Nationalverfassung.“ Seinen wissenschaftlichen Ruf¹⁶⁾ begründete er mit dem dreibändigen „Geographischen und Historischen Handbuch der Länder-, Völker- und Staatenkunde in beständiger Rücksicht auf physikalische Beschaffenheit, Produkte, Industrie, Aufklärung, Politik und Menschengeschichte als ein Lehrbuch und Lesebuch für alle Stände“ Hamburg 1785 bis 1788.¹⁷⁾ Es folgten u. a. eine Schrift über die Freiheit des Getreidehandels 1802, über Wismars Handelslage und deren Benutzung in älteren Zeiten, ein Beitrag zur Mecklenburgischen Handelsgeschichte 1804. Eine große Landeskunde von Mecklenburg, an der er bis zu seinem Tode arbeitete, blieb unvollendet.

¹¹⁾ *Henriette Norrmann*, Beytrag zu *Norrmanns* Biographie.

¹²⁾ geb. 8. 7. 1756 Hamburg, † 21. 3. 1827 Rostock.

¹³⁾ 1718 — 1777 (geb. Hamburg, † Hamburg) Geschäftsführer des Handelshauses *Parish*.

¹⁴⁾ Nach Auskunft des Staatsarchivs Hamburg v. 19. 10. 1954 trifft dies nicht auf *Johann Hinrich Donnenberg* zu — jedenfalls hat sich darüber nichts ermitteln lassen — sondern auf seinen jüngeren 1719 geborenen Bruder *Friedrich Christoph Donnenberg*. „Er lebte als Kaufmann in Lissabon, fallierte dort nach dem großen Erdbeben und starb ebenda im Jahre 1758.“

¹⁵⁾ In einem Schreiben aus Hamburg v. 15. 4. 1789 an den Durchlauchtigsten Herzog bestätigte *Norrmann* seine Ernennung zum o. Professor und Hofrat.

¹⁶⁾ *F. Ratzel*, ADB 24 S. 21.

¹⁷⁾ In einem Brief vom 9. Sept. 1787 dankt der kgl. preußische Minister v. *Hertzberg* für die Übersendung des Werkes und berichtet über die guten Erfahrungen, die man in Preußen mit der Einführung der Seidenzucht gemacht habe. „Da ich selbst viele und gute Seide gewinne, welche der Italiänischen ganz gleichkommt, und davon alle Kleidung für mich, meine Frau und gute Freunde machen lasse, ohne daß ein Faden fremder Seide darin kommt, so übersende ich Ihnen hiermit einige Proben von solchem Seidenzeug, welche zeugen, wie weit man es hier sowohl im Seiden-Bau als auch in der Seidenfabrikation gebracht.“ Zum Schluß fragt er: „Wäre Ihnen damit gedient, etwa in den hiesigen Landen employiert zu werden und wie hoch dienen Sie dort? Wiewohl ich darüber nichts gewisses versprechen kann, da ich kein inländisches Departement, sondern bloß das Departement der auswärtigen Staatssachen zu besorgen habe.“ — Was *Norrmann* auf die Anfrage geantwortet hat, ist nicht bekannt. Über *Ewald Friedrich v. Hertzberg* (1725 — 1795): *Bailleu*, ADB 12 S. 241 ff (1786 wurde *Hertzberg* in den Grafenstand erhoben.)

N o r r m a n n war ein namhafter Vertreter¹⁸⁾ der von A n t o n F r i e d r i c h B ü s c h i n g begründeten politisch- statistischen Methode der Geographie.¹⁹⁾

Auch am öffentlichen Leben der Stadt und des Landes hat er teilgenommen: Er war Ehrenmitglied der Mecklenburgischen landwirtschaftlichen Gesellschaft und des Mecklenburgischen patriotischen Vereins.²⁰⁾ Die Regierung und die Stände haben ihn öfter um Gutachten gebeten.²¹⁾

Als herzoglicher Hofrat hielt er den Erbprinzen F r i e d r i c h L u d w i g von Mecklenburg Schwerin²²⁾ und G e o r g von Mecklenburg Strelitz²³⁾ privatissime Vorlesungen. Huldvolle Schreiben von beiden Fürsten sind erhalten. — Wenn seine Tochter Jette ihn in seinen letzten Jahren bat, sich bei der Ausarbeitung des Werkes über Mecklenburg nicht zu sehr anzustrengen, so erwiderte er: „Ich habe keine Zeit zu verlieren. Unser Großherzog muß, ehe der alte Norrmann scheidet, noch etwas Gedrucktes von ihm lesen.“²⁴⁾

Für die Nachwelt war N o r r m a n n „ein fleißiger Sammler statistischer Daten, geschickter Compiler, aufgeklärter Kopf“.²⁵⁾ Den Rostockern war er mehr. Seine Zeitgenossen²⁶⁾ rühmten ihm „Wahrheitsliebe, offene Freimütigkeit und unerschütterliche Festigkeit bei dem, was er als recht und gut erkannt hatte“, nach. „Hoch erhaben über Parteilichkeit und Vorurtheile war sein Urtheil stets mild, aber doch scharf und richtig . . .“ „In seinem Berufe galt ihm die pünktlichste und treueste Erfüllung seiner Pflichten für das Höchste und er konnte nicht unwilliger werden, als wenn er jüngere Leute ihre Obliegenheiten leicht nehmen sah . . .“ „Gesellige Kreise wußte er durch fröhlichen Scherz zu erheitern. Besonders liebte er die Unterhaltung mit jüngeren Leuten, die ihn gern sahen, weil er in ihre Scherze einging und die Unterhaltung durch treffenden Witz und launige Anekdoten zu beleben verstand. Von Leuten seines Alters pflegte er wohl zu sagen: „Die Alten mag ich nicht; sie sind so grämlich“.

N o r r m a n n war von kleiner magerer Gestalt, „die Züge seines Gesichts waren durch eine hohe Stirn und eine stark gebogene Nase scharf geprägt . . . In dem unscheinbaren Körper wohnte aber ein lebendiger Geist.“²⁷⁾

Den Seinen war N o r r m a n n ein treuer Gatte und liebevoller Vater. Seine Frau schenkte ihm fünf Töchter²⁸⁾: H e n r i e t t e, P h i l i p p i n e, E l i s e, F r i e d e r i k e, A m a l i e. Und von der jüngsten Tochter Amalie, soll nun die Rede sein.

¹⁸⁾ F. R a t z e l, ADB 24 S. 21.

¹⁹⁾ A. F. B ü s c h i n g 1726 — 1793: ADB 3 S. 644 (L ö w e n b e r g).

²⁰⁾ Verleihungsurkunden von 1802 und 1818.

²¹⁾ Neuer Nekrolog der Deutschen 1837 Th. 1 S. 97.

²²⁾ ca. 1780 — 1819 († als Erbgroßherzog). O t t o V i t e n s e, Geschichte von Mecklenburg Gotha 1920 S. 438, Stammtafel S. 601.

²³⁾ 1779 — 1860. Großherzog: 1816 — 1860 (ADB 8 S. 680, L. F r o m m e).

²⁴⁾ H e n r i e t t e N o r r m a n n, Beytrag zu Norrmanns Biographie.

²⁵⁾ F r i e d r i c h R a t z e l, ADB 24 (1887) S. 21/22.

²⁶⁾ Neuer Nekrolog der Deutschen, 15. Jahrg. 1. Th. S. 99.

²⁷⁾ Neuer Nekrolog der Deutschen, 15. Jahrg. 1. Th. S. 99.



*Amalie Donnerberg
geb. Norrmann
geb. 1. 4. 1795 Rostock
gest. 10. 4. 1825 Hamburg*

Maria Amalie Norrmann wurde am 1. April 1795 in Rostock geboren. Ein anmutiges Bild, das sie als junges Mädchen darstellt, ist von ihr überliefert.²⁹⁾

Ihre Nichte, die spätere Frau Bertha Brandes geb. Scharenberg, hat ihr ein besonders freundliches Andenken bewahrt. Sie schreibt in ihren Erinnerungen³⁰⁾: „Tante Malchen, unser vielgeliebtes Tante Mäling, war in anderer Weise beanlagt“ als ihre älteste Schwester, die kluge, vielbelesene Tante Jette. „Sie zeichnete und malte, sie sang, spielte Gitarre und hatte so das rechte Verständnis für Kinderherzen. Immer bereit, mit uns zu spielen und bei allen Vorkommenheiten ratend und helfend zur Seite zu stehen, war sie uns sehr lieb, und ich, ihr Päschen, stand ihrem Herzen besonders nahe. Man sagte oft, ich sähe ihr ähnlich, was meiner kindlichen Eitelkeit sehr schmeichelte, weil mir Tante Malchen so überaus hübsch und liebenswert erschien.“

Zu den Jugendfreunden von Henriette, Philippine und Amalie Norrmann gehörte auch der Vetter Georg Heinrich Donnerberg³¹⁾ aus Hamburg. Man besuchte sich gern in Rostock und Hamburg und wechselte heitere Briefe. Noch Anfang September 1816 hatte er von Hamburg nach Rostock geschrieben.³²⁾ Gegen Ende des Jahres reiste er zu seinen Plantagen nach Havanna. Er wird Anfang des Jahres 1824 zurückgekehrt sein und sich mit Amalie verlobt haben. Bertha Brandes berichtet nämlich, daß

²⁸⁾ a) Henriette (Jette) 1784 — 1864.

b) Philippine 1787 — 1854.

Verh. 1808 mit Hofrat Joh. Friedr. Scharenberg (1781 — 1856)
Ururgroßeltern des Verf. dieses Berichts.

c) Elise 1789 — 1807.

d) Friederike 1791 — 1804.

e) Amalie 1795 — 1825 (verheiratete Donnerberg).

²⁹⁾ Im Besitze meines Bruders Rechtsanwalt Hans Heinrich Hall († Stuttgart 1960).

³⁰⁾ Bertha Brandes geb. Scharenberg (1815 — 1899), Erinnerungen der Großmutter Theil I S. 31 ff (ca. 1886/87 geschrieben).

³¹⁾ George Heinrich Donnerberg, geb. 1790 in Hamburg, † 1838 auf der Insel Madeira. Ein Sohn des Maklers Franz Hinrich Donnerberg (1753 — 1791), eines Bruders von Marg. El. Norrmann geb. Donnerberg.

³²⁾ Brief Hamburg 3. u. 4. Sept. 1816.

Amalie „8 Jahre die Liebe zu dem Vetter still im Herzen getragen und mehrere Anträge geachteter Männer ausgeschlagen hatte, sehr gegen den Wunsch der Eltern“. Jetzt ward nun gleich die Hochzeit festgesetzt und all die frohen Vorbereitungen begannen.

Seiner Braut hatte **Donnenberg** „Ketten und Schmuck, Panama-Hüte und Stoffe mitgebracht. Und den Scharenberg'schen Kindern schenkte der weitgereiste Onkel Federblumen, schöne Muscheln, Halsbänder“ und andere „Erzeugnisse des indianischen Kunstfleißes“. „Und dies alles hatte er selbst von den braunen Menschen eingehandelt für uns glückliche Kinder.“

So wurde am 20. und 21. Juni 1824³³⁾ die fröhliche Hochzeit gefeiert. „Ein Zug Landleute in der Tracht der Biestower Bauern eröffnete den Polterabend“ — „Chorgesang der Bauern, ländlicher Tanz, dann Anrede ans Brautpaar“. „Jeder brachte etwas in die Wirtschaft mit drolligen Worten die Gabe preisend.“ „Alles in Plattdeutsch.“ Die Aufführung hatte die Schwester der Braut, Frau **Philippine Scharenberg**, die eine „ergiebigste poetische Ader“ hatte, arrangiert. Dann überreichte eine Freundin einen Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht und sprach dabei Verse, „die sehr ergreifend sein mußten, weil alles weinte“, was die kleine **Bertha Scharenberg** „nicht entzückte“, denn sie „wollte nur heitere Gesichter“.

Auch damals schon wünschten die Verlobten keine große Hochzeit in der Stadt. Darum fuhr die Familie mit dem Brautpaar am nächsten Tag „nach Bentwisch, wo Pastor **Crull** die Trauung vollzog“.

„Es war ein reizendes Fest. Das schönste Wetter begünstigte es und erst spät abends kehrten wir heim. Am Petritor, was nach damaliger Sitte verschlossen war, schlief der Wächter so fest, daß wir erst nach halbstündigem Klopfen Einlaß fanden.“ — Daß die Stadttore am Abend geschlossen wurden, „das war eine gute alte Sitte, beruhigend für alle guten Bürger. Bließ dann der Türmer: ‚Die Stadt ist schon in guter Ruh‘ so verhielt es sich so. Um 10 Uhr war jedes Lokal geschlossen, während jetzt mit den offenen Toren nur Nachtschwärmer und die Unsitte, die Nacht zum Tage zu machen, eingezogen ist.“³⁴⁾

So endete der Tag und der Abschied kam. „Der Wagen, in welchem die Hochzeitsreise nach Wiesbaden unternommen ward, gehörte dem Onkel. Wie stattlich machte es sich mit Postillon und dem Diener Andres auf dem Bocke, wie sie im (offenen) Wagen dahinrollten.“

Donnenberg führte seine junge Frau in ein Haus am Rödingsmarkt in Hamburg, das er gekauft und für sie eingerichtet hatte.³⁵⁾ — Sie waren glücklich.

Als die junge Frau im April 1825 Mutter werden sollte, und der Pflege bedurfte, eilte die treue Schwester Jette nach Hamburg. Doch die Entbindung war langwierig und bange, besorgte Briefe gingen nach Rostock. Amalie schenkte

³³⁾ Nachruf auf Amalie **Donnenberg**, der am Sonntag, d. 17. April 1825, in allen Hamburgischen Hauptkirchen, in der Pfarrkirche zu Ritzebüttel und in der Marienkirche zu Rostock verlesen wurde.

³⁴⁾ Erinnerungen der Großmutter Theil I S. 37 ff, 41 ff.

³⁵⁾ Erinnerungen der Großmutter Theil I S. 37.

einem Mädchen das Leben. Aber das Kind war schwach und starb.³⁶⁾ So sehr man es beklagte, daß die Mutter umsonst hatte leiden müssen und weiter um sie bangte, so glaubte man doch, daß sie gerettet würde. Da trat am 10. April³⁷⁾ plötzlich eine Verschlimmerung ein. Der wieder herbeigerufene Arzt wußte keine Hilfe mehr. Anderthalb Stunden dauerte der Todeskampf. Gatte und Schwester suchten ihre erkalteten Hände vergebens in den ihrigen zu erwärmen. Während die Sprache vergangen war, bot sie einmal nur noch „die matten Lippen zum Kusse“ und verschied „das wehmütige Auge unverwandt auf *Donnenberg* geheftet“.³⁸⁾

Dem Schwiegersohn, Advocat Hofrat *Friedrich Scharenberg* in Rostock, ward nun die schwere Aufgabe, die Trauerkunde den alten Eltern *Norrmann* zu überbringen. Er berichtete darüber in einem Brief an *Henriette* nach Hamburg³⁹⁾, wie er den alten Herrn langsam vorzubereiten suchte: „Mir fehlte der Mut, ihn nach vagen Hoffnungen ganz zu Boden zu schlagen.“ Er deutete an, daß der letzte hoffnungsvolle Brief von *Jette* schon etwas zurückläge. „Das veranlaßte ihn zu der Frage, ob ich vielleicht spätere Briefe erhalten habe. Und so konnte und mußte ich ihm das Härteste ankündigen. Wie er auch nach dieser Vorbereitung erschrak, darf ich Dir nicht sagen. Doch faßte er sich, soweit es nach einer solchen Nachricht möglich.“ Der Schwiegersohn ließ ihn für eine halbe Stunde allein und kehrte dann zurück. „Bei ihm fand ich Mutter, welche jetzt auch schon ihren Verlust erfahren hatte. Beide alten Leute hatten eine bewundernswerte Fassung, und so ging ich mit schwerem Herzen zu meiner *Pine*.“

Scharenberg kann nicht dazu raten, daß der Vater nach Hamburg reisen sollte, um *Jette* zu holen. Die Anwesenheit in Hamburg würde ihn zu sehr erschüttern und die Mutter würde unter der Trennung unendlich leiden. „Die beiden alten Leute finden in sich und durch sich Trost in ihrem schweren Leide und die können jetzt nicht getrennt werden.“

Davon zeugt auch ein Brief, den *Norrmann* am Pfingstmorgen 1825 an seine Tochter *Jette* nach Hamburg schrieb.⁴⁰⁾ Er hätte anfangs gefürchtet, Mutter würde das Fest in Gedanken an den letzten schönen Frühling vor einem Jahr schwer fallen. „Sie ist oft wehmütig aber gefaßt und beruhigt wie ich. Wir erinnern uns des Vergangenen mit der größten Herzlichkeit, härmten uns aber nicht ab“, „sehnen uns nach der Verklärten, doch eingedenk unseren Pflichten gegen die Lebenden.“ „Sei unbesorgt um uns; wir werden uns halten, und wir wissen uns zu halten.“ Er unterschreibt „Dein treuergau Väting“. So nannten ihn seine Töchter.

³⁶⁾ *Philippine Scharenberg* an *Henriette Norrmann* Rostock 14. 4. 1825.

³⁷⁾ Nachruf auf *Amalie Donnenberg* v. 17. 4. 1825.

³⁸⁾ *Henriette Norrmann* an *Philippine Scharenberg* Hamburg ca. 12. 4. 1825.

³⁹⁾ Brief Rostock 17. 4. 1825.

⁴⁰⁾ Brief Rostock 22. 5. 1825 (Sperrung von mir H.).

Inzwischen ging das Leben in Hamburg weiter. *Donnenberg* schrieb im Juli an seinen Schwiegervater⁴¹): „Ihnen, mein Vater kann ich leider eine Aufregung noch nicht ersparen. Sie betrifft die Erbschaftsangelegenheit . . . Zur Sache also.“

Ein Geschäftsfreund habe ihm mitgeteilt, daß nach Hamburger Gesetzen „ein Drittel nicht nur *Malchens*, sondern auch meiner *Habe*, Ihnen als Erbteil zufalle.“ Sein Freund sei „von mehreren befragt worden, ob es wahr sei, daß Sie das Gesetz geltend zu machen gesonnen und schon einen Prozeß gegen mich eingeleitet hätten.“ — *Scharenberg* hätte ihm bei seinem Besuch in Hamburg erklärt, dieses Gesetz sei „himmelschreiend hart“ und gemeint, „Sie würden gar keinen Gebrauch davon machen.“ Wenn er ein Drittel seines Vermögens abgeben müsse, würde er in Hamburg „nicht mehr mit dem Anstande dort leben können“ wie er „nach seiner Rückkehr von *Havanna* als Junggeselle dort lebte.“ „Vater, wäre ich der reiche Mann, für den mich so mancher hält, ich würde auch gegen Ihren Wunsch zu *Heller* und *Pfennig* mich dem Gesetze unterwerfen. . . . Keineswegs aber will ich die Bitte an Sie richten, gänzlich auf Ihre Ansprüche zu verzichten, keinesfalls will ich durch juristische Spitzfindigkeiten mich denselben ganz zu entziehen suchen . . . Ich nehme daher *Scharenbergs* Äußerung nicht als in Vollmacht von Ihnen gesprochen an, sondern bitte Sie hiermit: Bestimmen Sie, welche Summe zu Ihrem Frieden dient oder Sie billig erachten, um mir dagegen eine Entsagungsakte zukommen zu lassen, die mich wieder zum Herrn meines übrigen Vermögens einsetzt . . . Um von meinem Schmerz über den Verlust von Frau und Kind schleunig alles wieder zu trennen, was sanfter Wehmut störend ist, wird recht baldige Antwort von Ihnen, mein Vater, mir lieb sein.“

Generös hat *Hofrat Norrman* seinem Schwiegersohn geantwortet⁴²): „Herzlich beklage ich, daß die gesagte Bestimmung, die ich so wenig kannte wie Du, Dich bis dahin beunruhigt hat. Sei unbesorgt! Du wolltest mein gutes Kind glücklich machen und damit Dein Glück begründen ohne alle Nebenrücksichten. Da ein hartes Geschick die uns allen gleich teure Verklärte uns so bald entriß und Dein Glück zerstörte, sollten wir dies benutzen, um Dir einen Theil Deines Vermögens zu entziehen? Das sei ferne. Mein Leben ist frei vom Makel des Eigennutzes. Spräche auch alles entschieden für uns, könntest auch Du selbst dem Buchstaben des Gesetzes ein solches Opfer bringen wollen, nie würde ich mich doch zur Annahme desselben verstehen. — Sei unbesorgt kein Geld und Wertberechnung soll unser Verhältnis im geringsten trüben. Ungern und nur mit größter Wehmut schreibe ich jetzt über diesen Gegenstand, um Dich zu beruhigen . . .“

Dann folgte sein Vorschlag, und er schließt: „Die herzlichsten Grüße von *Blaumütting* und *Jetting* und ebenso innig wie immer von

Deinem
treugrau Vätting
Norrman“

⁴¹) Brief *Pyrmont* 25. 7. 1825 (Sperrung von mir H.).

Noch weitere Schicksalsschläge sollten ihn treffen. Nach zwei Jahren folgte der Tochter die Frau. „Groß war ihres Gatten Schmerz“. Aber er arbeitete unermüdlich weiter. Während der beiden letzten Winter konnte er, der sonst raschen Schrittes durch die Stadt und auf dem Wall gegangen war, das Haus nicht mehr verlassen. Um sich Bewegung zu machen, marschierte der alte Herr täglich in dem sehr geräumigen nach dem Blücherplatz gelegenen Wohnzimmer fleißig auf und ab und nannte das „meine grand voyage autour de ma chambre.“ Zu Neujahr 1837 packte ihn eine böse Grippe. „Mit der größten Ruhe sah er den Tod sich nahen, und deutete freundlich darauf hin, daß er dessen Annäherung wohl erkenne. Der Geist blieb bis zum letzten Augenblick sich seiner völlig bewußt und so entschlummerte der edle Greis sanft am 13. Januar . . . im Beyseyn seiner beiden Töchter und seiner jüngsten Enkelin.“⁴³⁾

Wenn im Unendlichen dasselbe
sich wiederholend ewig fließt,
das tausendfältige Gewölbe
sich kräftig ineinander schließt,
strömt Lebenslust aus allen Dingen
dem kleinsten wie dem größten Stern,
und alles Drängen, alles Ringen
ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.

Goethe

⁴²⁾ Brief Rostock 7. 8. 1825, Abschrift von der Hand der Bertha Brandes geb. Scharenberg.

⁴³⁾ Henriette Norrmann, Beyträge zu Norrmanns Biographie. — Die jüngste Enkelin war Auguste Scharenberg (1818 — 1904) verh. 1841 mit Hofrat Dr. iur. Ferdinand Klitzing (1807 — 1883) Bürgermeister und Stadtrichter in Plau.

Das Herz der Artemis geweiht Lebenserinnerungen einer bedeutenden Engländerin

Von Hermann Rößler

Die Zeit der Regierung von Königin Viktoria (1837 — 1901) wird von den Briten gern als das „goldene Zeitalter“ bezeichnet. Gewiß war es für die Oberschicht des Landes, nachdem eine Kolonie nach der anderen in britischen Besitz gekommen war, eine Zeit von unerhörter Fülle, die sich mit beendeter Industrialisierung des Königreiches noch steigerte. Wie immer: wo viel Licht, da ist auch viel Schatten. Das zeigen die bitter-satirischen Kritiken von Shaw, Wells und Oscar Wilde. Die spätere Generation, zu Beginn des ersten Weltkrieges gerade herangewachsen und von Hemingway „die verlorene“ genannt, lebte ähnlich wie bei uns von der Hoffnung und dem Traum, der Krieg 1914 — 1918 sei nur ein vorübergehender Alpdruck gewesen und könnte sich, da jetzt die Vernunft zu Wort kommen würde, nie mehr wiederholen. Die Proteste kamen erst mit dem Schwinden dieser verfänglichen Illusion. Einer solchen Selbsttäuschung erlag auch die englische Historikerin und Novellistin Winifred Bryher, über deren Persönlichkeit und Werke bereits in Heft 34 berichtet wurde. Sie war am Ende des ersten Weltkrieges 24 Jahre alt. Ihr erging es wie vielen von uns: das Chaos der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts riß sie aus einer wohlbehüteten Kindheit in eine stürmische Jugend. Ihr wurde klar, daß selbst in Großbritannien, das damals noch die Welt beherrschte, ein großer Umbruch im sozialen Leben bevorstand. Seine Ursachen waren tief liegend. Die vor kurzem unter dem Titel „The Heart to Artemis“ in New York erschienenen Lebenserinnerungen Winifred Bryhers gehen all dem, was auch unter uns Carolinern die Älteren miterlebt und wohl auch mitgefragt haben, tief auf den Grund. Daß sie „ihr Herz der Artemis“ geweiht hat, bedeutet im Sinne von Mrs. Bryher soviel wie „immer streitbar“, dies nicht in kriegerischem, sondern im polemisch-kämpferischen Sinne. Sie will Wunden heilen, indem sie die Tragödie des ersten Weltkrieges beleuchtet und ihre Folgen für die ab 1890 geborenen Generationen enthüllt. Mrs. Bryher ist jedoch Geschichtsforscherin und sieht die Geschichte ihres eigenen Lebens im Rahmen des historischen Geschehens; es ist für sie ein Zeitereignis, an dem sie selbst teilgenommen hat. Für uns, ihre Vettern jenseits des Kanals, auf der anderen Seite der Nordsee, sind deshalb diese Erinnerungen ein ergreifendes Schicksal und in vielfachem Sinne „Fleisch von unserem Fleisch“ und „Blut von unserem Blut“. Mrs. Bryher sagt das mit den Worten:

„Wir können nicht von unserer Generation flüchten, wenn wir auch noch so sehr von ihr losgelöst sein sollten. Es ist eine universale Bewegung, und wir müssen mit ihr im Strudel treiben — oder mit ihr untergehen.“

Was für die eine Epoche (die viktorianische) eine Tugend war, das, so meint Mrs. Bryher, ist für die nächste Generation ein Verbrechen. Ende 1918 kommt sie deshalb zu der bemerkenswertesten Erkenntnis:

„Ich habe immer gefühlt, daß der Tod von Tausenden in den Schützengräben dennoch eine geringere Tragödie war als die Tatsache, daß diesen Leuten vor ihrem Tode niemals die Möglichkeit einer rein menschlichen Erfahrung und Betätigung gegeben wurde. Ich könnte mir denken, daß in Britannien wie in ganz Europa diese Unterdrückung der menschlichen Natur die wahre, tiefer liegende Ursache des Krieges gewesen ist.“

Wie die meisten von uns, erhebt Mrs. Bryher gegen die ältere Generation bittere Vorwürfe:

„Allen von uns war eingepflichtet worden, daß, sobald wir sprechen gelernt hatten, Selbstverleugnung und harte Arbeit uns Frieden, Sicherheit

und Glück bringen würden. Die Geschehnisse auf den Schlachtfeldern haben diesen Mythos von einem bis zum anderen Ende Europas zerstört. Was brachte uns der Waffenstillstand? Influenza und Grippe, Entwertung und Verluste aller Werte.“

Wie kam Winifred Bryher zu diesen für eine junge Engländerin damals höchst rebellischen Ansichten, wie entspann sich dieser Schicksalsroman und wie tief geht das Vorspiel in die Vergangenheit zurück? Ich möchte sagen, über 200 Jahre. Mrs. Bryher hat deutsche Vorfahren. Im Jahre 1726 heiratete ein Johann Jürgen Ellermann in Hitzacker, Niedersachsen, eine Marie Dorothea Kelsen. Beide lebten auf einer Elbinsel in einer aus Familienbesitz ererbten Mühle. Als diese Mühle eine Generation später durch eine Überschwemmung hinweggespült war, zogen die Ellermanns nach Hamburg und von dort nach Hull, England. Einer ihrer Nachkommen, bereits wohlhabend und deutscher Konsul in Hull, heiratete ein Mädchen aus Yorkshire, Anne Elisabeth Reeves. Ihr 1862 geborener Sohn John wurde als Gründer der Ellermann-Linie ein bedeutender Schiffsreeder und war in England das, was in Deutschland Albert Ballin, der Leiter der Hapag und Freund Kaiser Wilhelms, gewesen ist. Ballins Freitod nach dem Zusammenbruch 1918 erschütterte auch Ellermann, nachdem er im Sommer 1914 noch gesagt hatte:

„Ich verstehe nicht, für was die Deutschen kämpfen wollen. Sie werden den Welthandel in ein paar Jahren in der Hand haben, ohne daß sie einen Schuß abzufeuern brauchen.“

Alle Ellermanns hatten seltsame Schicksale. Johns Tochter Winifred Ellermann, die später ihr ursprüngliches Pseudonym Bryher, nach ihrem Liebingsort in Cornwall, zum gesetzlichen Namen genommen hatte, wurde 1894 geboren. Sie wuchs in England und Frankreich auf und verbrachte einen Teil ihrer Jugend in Ägypten. Der Orient ist alt und jung zugleich, und da er, so wie Winifred ihn sah, noch im Kindesalter ist, standen ihr als Zehnjährige die Menschen dort sehr nahe. Sie verstand sie besser als die Erwachsenen die Ägypter verstanden, und auch der Islam mit seiner ganz anderen Weltanschauung beeinflusste sie in ihrem Denken. Mrs. Bryher hat den Glauben ihrer Väter, die der evangelisch-lutherischen Kirche angehörten, stets behalten und auch in christlichem Sinne danach gehandelt, aber ihr Weitblick sowie die kosmopolitische Einstellung sind zum großen Teil den Jugenderlebnissen im geheimnisvollen Lande der Sphinx und der Ammonssäule zu danken. Um so schwerer empfindet die Herangewachsene während des ersten Krieges die Einstellung ihrer Landsleute daheim. Deshalb erscheint ihr der zweite Weltkrieg, trotz seiner größeren Schrecken, in vielem nicht so furchtbar wie der erste Weltkrieg mit seiner geistigen Mauer und seinen noch aus dem 19., ja 18. Jahrhundert stammenden und keineswegs beseitigten Vorurteilen. Sie hat liberale, großzügig denkende Eltern. Ihr Vater, vielgereist, ist in Frankreich aufgewachsen und liebt das Land Rousseaus und Voltaires, in dem er auch gestorben ist. Aber auch in den Nachkriegsjahren ab 1920 fühlt Winifred, wie die englisch-viktorianische Erziehung sie an der eigentlichen Reife und fortschreitenden Erkenntnis überall hemmt. Ihr Kampf und Aufruhr gegen das Althergebrachte, soweit es in unzeitgemäßen Formen versteift war, beginnt und hat nie aufgehört. „Die eigentliche britische Revolution begann im Ernst 1914“. Dazwischen vernimmt Winifred als fernen Klang im geistigen Ohr die Stimme Ägyptens, wo sie als Kind ihr zweites Ich gefunden hat, vielleicht als Gegengewicht gegen englische Langeweile und heuchlerische Moral im angeblich goldenen Zeitalter. Im Orient wurde ihr als Kind die Lust zum Erforschen geboren. Da Studium oder ein Brotberuf nach den damaligen Anschauungen nicht vereinbar war mit der Würde einer jungen Lady in jener

begüterten Schicht, strebt sie nach Erkenntnis durch die Kunst, nach ihrer Meinung das einzig Feststehende im Chaos der Zeiten. Die Schönheit, wie sie die Venus von Milo im Louvre durch alle Jahrhunderte ausstrahlt, beglückt sie, wie auch ganz Italien. Auch die neue Welt mit der enormen Weite und den Perspektiven Amerikas sagt ihr viel. Der eigentliche Wendepunkt wird jedoch, vielleicht ungewollt, eine Reise nach Berlin um 1927. Dort wird Winifred, vielbelesen in modernen Zeitrichtungen, mehr und mehr eine Anhängerin Sigmund Freuds und beschließt, die Psychoanalyse an sich selbst zu erproben. Sie hat den großen Meister, der zu ihr in seinem Heim weit heiterer und weniger zurückhaltend gewesen ist, als man sich gemeinhin vorstellt, einige Male in Wien besucht. Nur wirkt es wie eine Ironie des Schicksals, daß der Mann, der jetzt in Berlin ihr psychoanalytischer Seelenarzt wird, den Namen des fröhlich-ernsten Meistersingers von Nürnberg trägt: Dr. Hanns Sachs. Die Psychoanalyse ist kein Zeitvertreib. Sie ist seelisch schmerzvoll und durchaus nicht ungefährlich. Vielen Menschen, die sonst mutig sind, graut vor den Tiefen ihres eigenen Unterbewußtseins. Anders Winifred. Sie hat immer die Gefahr geliebt und fühlt, hier schließen sich ihr verborgene Pforten auf. Was sie betrat, war jedoch wie bei jedem, der über diese geheimnisvolle Schwelle geschritten ist, kein mystisch verborgenes Niemandland, sondern die eigene Kindheit. Eine Wiedergeburt? Die Psychoanalyse ist kein Jungbrunnen. Winifred findet bei dieser Selbsterforschung jedoch, daß, wie sie immer geahnt hat, die alte viktorianische Erziehung trotz äußeren Glanzes, formeller Ordnung und steifer Liebenswürdigkeit von einer inneren Grausamkeit durchdrungen war. Das eigentliche „Trauma“, wie der Psychoanalytiker die seelische Wunde bezeichnet, begann, wie sie jetzt erkennt, für sie am 6. Mai 1910. Das war der Tag, an dem Georg V. zum König proklamiert wurde, für Winifred Bryher jedoch der Eintritt in die High School (Lyzeum) in Queenswood in Südengland, wo sie mit ihren Eltern lebt. Sie hatte bisher nur Privatunterricht gehabt, und an sich war es für die Fünfzehnjährige eine lang-ersehnte Gelegenheit, unter Kameradinnen zu sein und Freundschaften fürs Leben zu schließen. Queenswood war bei allem ein britisches Sparta, und alle Schulmädchen fühlten sich wie in einer geistigen Zwangsjacke. Ähnliche Vorwürfe, daß die damalige Schulung das Individuum unterdrückt hat, statt es zu entwickeln, sind ja bei uns auch erhoben worden. Nur fragt man sich: wie ist das in England möglich, das sich immer mit der größten Freiheit des Bürgers gebrüstet hat? Wohl weil, wie Winifred ganz sine ira et studio und in einem unnachahmlich schönen Englisch beschreibt, Queenswood keine eigentliche Pflegestätte des Humanismus war. Eher paßt in unserem Sinne hier das Wort Goethes hin „hier wird der Geist euch wohl dressiert, in spanische Stiefel eingeschnürt“, oder wie Winifred meint:

„Es war nicht gerade kalkulierte Grausamkeit, wohl aber entsprach es dem Geist des Zeitalters, daß Zweck und Sinn der Schule darin bestand, den Geist des Schülers zu brechen.“

Bryher, schon damals die künftige Geschichtsforscherin, denkt dabei an die im Steinbruch von Syrakus eingeschlossenen Athener; wahrscheinlich kommt sie sich ebenso hilflos gefangen vor. „Was ist Ihr Ziel in Queenswood?“ erkühnt sie sich die gestrenge Rektorin, Miß Chudleigh, eines Tages zu fragen, und erhält die Antwort: „Unser Ziel? Eine möglichst große Anzahl von euch in ein Durchschnitts-Schema umzumodeln.“ Das heißt also, Dutzendmenschen züchten, und als Winifred, soweit sie es vermag, erschrocken dagegen protestiert, erwidert die Lehrerin kopfschüttelnd, das Individuum sei weniger wichtig als die Gruppe. – Auch die Kirche entspricht keineswegs Winifreds christlichen Idealen:

„England hat heute, nach zwei Kriegen, die bedrohliche Macht der

viktorianischen Kirche vergessen. Die Haltung der Schule zur Religion erschreckte als Kind meine vom Orient geprägte Seele. Religion war die einzige uns Mädchen erlaubte Flucht ins Gefühlsmäßige, aber sie wurde zu einem wirbelnden Maelstrom von Furcht und Sentimentalität. Gott kümmerte sich nur um die Guten, die der Obrigkeit untertan waren und sonntags zur Kirche gingen. Dort betete man demütig und unentwegt, als drehte man eine Gebetsmühle, dies aber ohne den ersten Glauben eines Tibetaners.“

Als Winifred ein naturwissenschaftliches Buch in die Schule mitbringt, wird es von Miß Chudleigh beschlagnahmt, weil auf einer Seite eine Fußnote auf Darwin hinweist. Nur während der Ferien wurde es ihr gnädigst wieder zurückgegeben. Winifred gehörte zu den wenigen, die außerhalb der Schule im Elternhaus lebten. Im zweiten Jahr wohnte sie jedoch in der Schule, was ihr, entgegen der im Ausland verbreiteten Ansicht, leichter erscheint, weil der Zögling nicht zwischen Schule und Heim gespalten wird. Auch äußerlich wurden die Mädchen spartanisch gehalten und genossen keineswegs den auf dem Kontinent oft bespöttelten Luxus der englischen Oberklasse. Alles war auf Abhärtung eingestellt: geöffnete Fenster fast den ganzen feuchten Winter hindurch, Spaziergänge, Spiel und Sport in Regen und Sturm, Kamine mit offenem Feuer, von dem die dort Sitzende an der einen Seite geröstet wird, während die anderen vor Kälte beben, weil sie nicht nahe am Kamin sind. Kein Wunder, daß die armen Mädchen ihre Hände heimlich an in den Taschen versteckten kleinen Medizinflaschen, mit warmem Wasser gefüllt, erwärmen, oder daß sie von behutsamen Müttern unter ihren Uniformen Flanellstreifen eingenäht bekamen. Diese Uniformen, noch heute in den englischen Mädchenschulen üblich und meist sehr kleidsam, hatte einen vernünftigen Sinn: es soll keinen Klassenunterschied in der Kleidung zwischen den mehr oder weniger Begüterten geben. Im Sommer trugen alle weiße Blusen und blaue Röcke. Ich kann mir vorstellen, wie anmutig diese jungen englischen „Teenagers“ von 14 bis 17 Jahren ausgesehen haben, und ich muß unwillkürlich an das im Carolinum veröffentlichte Bild der Lyzeums-Schülerinnen von 1912 denken, die, wenn auch nicht uniformiert, sich in ähnlicher Anmut um ihren getreuen Hirten Rat Präfcke scharen. Das war in Queenswood anders. Kein männliches Wesen außer dem Arzt, dem Geistlichen und dem alten Musiklehrer kam über die Schwelle. Nur ein vierzehnjähriger Bursch servierte beim Essen. Als dieser einst das Pech hatte, ein Hammelbein auf den Boden fallen zu lassen, wurden die Mädchen, weil sie dabei gekichert hatten, von der Tyrannin Miß Chudleigh aufs strengste getadelt und zitterten vor Angst mehr als der arme Junge. Aber das Schicksal sorgt für ausgleichende Gerechtigkeit. Am nächsten Tage hatte der Musiklehrer seinen Zug verpaßt und nahm in Queenswood mit allen die Mahlzeit ein. Tiefer Ernst im Speisesaal. Während Miß Chudleigh mit dem Musiklehrer über Händel spricht, hat der junge Bursche eine viel zu hohe Pyramide von Suppentellern im Arm, verliert – vielleicht aus Angst vor der gefürchteten Rektorin – das Gleichgewicht und läßt, als die Pyramide klirrend fällt, eine volle Suppenterrine ungewollt auf den Schoß von Miß Chudleigh fallen. Das köstliche Naß ergießt sich über ihren Rock, während der Musiklehrer sorgenvoll unter dem Tisch seine gleichfalls durchnästen Hosenbeine befühlt. Alle sind versteinert, niemand wagt zu lachen, bis endlich Miß Chudleigh, bisher zwischen Tisch und Geschirrtrümmern eingeklemmt, sich aufrafft und den Raum verläßt. Erst als eine der Lehrerinnen geistesgegenwärtig „Ich glaube, es wird heute regnen“ sagt, erhebt sich ein etwas hysterisches Gekicher, aber kein lautes Gelächter, denn, obwohl man sich die Komik dieser Szene vorstellen kann, stehen noch alle unter dem Bann der Tyrannin. Auch die Lehrerinnen und Auf-

sichtsdamen sind ähnliche Opfer des Systems. Jeder Umgang mit ihren Schülerinnen außerhalb von Unterricht und Sport wurde aufs strengste kontrolliert, und wenn eine von dieser Leibwache die Tyrannin um Erlaubnis fragte, abends vom Essen fernbleiben und mit einem ehrsamem Mitglied der Kirchengemeinde ausgehen zu dürfen, so geschah dies in demütiger, unterwürfiger Art. Diese Schule war für Winifred „eine vollkommene Vorbereitung für Freud“, und sie war nicht die einzige, die damals gegen die intellektuelle Unterernährung, zuweilen schlimmer als physischer Hunger, unter einem äußerlich korrekten und innerlich grausamen System anzukämpfen hatte. Dazu die Prüderie. „Die Viktorianer gaben nach außen hin das Geschlechtsleben auf und tauschten es gegen ein Weltreich ein. — Wir waren tausende von massen-produzierten kleinen Viktorias und Alberts, voller Convention als Ersatz für Verständnis und Mitgefühl.“

Trotz der rigiden Disziplin und aller Mißbräuche ist aus Queenswood manche Begabung in Kunst, Forschung, Literatur und Sport hervorgegangen, darunter Winifreds Schulfreundin Martita Hunt, die kürzlich in dem bedeutenden Film über die Welt der Brüder Grimm in einer wichtigen Rolle zu sehen war. In der englischen Erziehung wurde übrigens der Grundsatz „Mens sana in copore sano“ noch höher gehalten als bei uns. Leistungen in Sport und Spiel galten auch in Queenswood höher als solche in Wissen und Lernen, und diese Wertschätzung besteht heute noch in England und Amerika. Auch konnte trotz aller einschneidenden Zensur die reiche Literatur Englands nicht unterdrückt werden, auch nicht die alte keltische Sagenwelt, die später für Mrs. Bryher ein besonderes Forschungsgebiet geworden ist. Ihr Verdienst ist, entdeckt zu haben, daß die Religion der heidnischen Kelten Britanniens in ihrem Jenseitsglauben weit höher stand als andere Kulte Europas, darunter der aufs rein Fleischliche gerichtete, nach den ewigen Tafelfreuden Walhalls dürstende teutonische Wodanglaube. Die alten Briten hatten, nach der Beschreibung von Mrs. Bryher, eine höhere Vorstellung vom Jenseits und glaubten an eine fortdauernde, läuternde und zur Vollkommenheit führende Seelenwanderung. Die Einwohner Albions hatten eine nähere Verbindung mit dem Orient, die auch geistiger Art gewesen sein muß und kulturell wie religiös einen solchen idealen Glauben gefördert hat. Die Kindheit in Ägypten hat Mrs. Bryher für diese geheimnisvollen Dinge hellhörig gemacht und ihrer Forschung genützt. Sie verließ die Schule in Queenswood nach zwei Jahren, und wenn das auch noch nicht bedeutete, daß sie „das Paradies wiedergefunden hatte“, so war sie doch durch die Willensschulung zur Reife und durch die folgenden Reisen und Erlebnisse zu einer echten Europäerin geworden. Als sie in den kritischen Jahren vor dem zweiten Weltkriege in England vor den aggressiven Absichten Hitlers und seines Regimes warnte, nannten viele ihrer Landsleute sie in ihrem eigenen Vaterland eine Kriegshetzerin, und sie entdeckte, daß mehr englische Behörden, als man glaubte, den Nazis wohlgesinnt waren. Mrs. Bryher hat vielen deutschen Flüchtlingen geholfen und betont sogar, daß diese keineswegs, wie allgemein geglaubt wird, nur aus Juden bestanden. 30 % ihrer Schützlinge waren „arische Deutsche“. Viele von ihnen, Deutsche wie Juden, erschienen Mrs. Bryher gleichsam „überzivilisiert“. Ihre Bildung war so hoch, daß nach Mrs. Bryhers Ansicht „dieser Überschuß von akademischen Kenntnissen in gewissem Sinne beitrug zu jenem irrationalen Ausbruch von roher Gewalt im dritten Reich“. Mrs. Bryher zieht aus diesen persönlichen Erfahrungen mit landflüchtigen Deutschen den Schluß, daß etwas Wahres ist an der alten englischen Doktrin, nach welcher Sport der Göttlichkeit am nächsten kommt. Jede scharfe Trennung von Körper und Geist schwächt die Nation. Bei den Griechen, wie auch im England Elisabeths und Shakespeares, schuf die Vereinigung von Leib und Seele eine gesunde Zivilisation und kulturelle Harmonie.

Keine psychoanalytische Behandlung befreit vollkommen. Der Komplex schlummert weiter in der Tiefe, und als Mrs. Bryher im zweiten Weltkrieg in London bei einem Bombeneinschlag vor ihrem Luftschutzkeller um ein Haar dem Tode entgeht, hat sie noch immer den alten Schrecktraum:

„Die Bombe krachte, wir lagen auf dem Boden, die Wände schwankten und drohten auf uns niederzustürzen. ‚Wenn dies das Ende sein soll, so ist es noch nicht so schlimm wie die Schule‘ ging es mir durch den Kopf. Obwohl sich unter den Fenstern ein tiefer Krater befand, hielt das Haus stand — aber ich wußte jetzt, was mein letzter Gedanke gewesen wäre — weder ein nachträglich vorüberziehendes Leben, noch Freunde oder glückliche Stunden, sondern einzig allein . . . die Schule in Queenswood.“

Das Trauma ist noch da. Die teilweise Rückwanderung in die eigene Vergangenheit, zwischen 1928 und 1932 bewirkt durch jenen deutschen Hanns Sachs redivivus, hat jedoch das einstmalige englische Schulmädchen Winifred, später die große Historikerin und Novellistin Bryher, zu jener Reife erweckt, an der die alte Erziehung sie hindern wollte. Mit Goethe: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“. Die neue Erkenntnis, so bekennt Mrs. Bryher, lüftete für sie den Schleier von einer Ecke der viktorianischen Welt, die oft tief grausam war unter ihrem scheinbar ausgeglichenen Antlitz. Aber auch diese hat sich zum Glück verwandelt:

„Wir haben Fortschritte gemacht. Um 1900 befanden wir uns bereits an der Schwelle eines neuen Zeitalters in Bildung und Erziehung. Wenn nicht puritanischer Übereifer die „Chudleighschen“ Seelen geprägt hätte, dann wären wir schon damals weiter gelangt. Ich glaube immer noch, wenn die Führer und Wegweiser meiner Generation nicht im ersten Kriege zugrunde gegangen wären, dann würde in England heute ein noch größerer Fortschritt, größere Freiheit und ein allgemeinerer Wohlstand herrschen als der, dessen das Land heute sich erfreut.“

Mrs. Bryher, die Vielgereiste, liebt wie wir alle, die wir humanistischer Schulung sind, die südlichen Kulturländer und fühlt sich in Italien, Frankreich und Ägypten wie zu Hause. Nicht so in Spanien. Dort, wo bei ihrem ersten Besuch die Wunden des spanisch-amerikanischen Krieges um das heute so unheilvoll aktuelle Kuba noch nicht geheilt waren, erkennt sie die unter einer höflichen Maske versteckte Grausamkeit, wie sie sich später im Bürgerkrieg gezeigt hat und wie sie hundert Jahre vorher von dem amerikanischen Dichter Longfellow in seinen unvergeßlichen Reisebriefen geschildert worden ist. Mrs. Bryher liebt auch das Berlin von 1928 bis 1932. Sie zieht es dem damaligen Wien vor, das sie in ihrer scharfen Beobachtungsgabe in seiner althergebrachten-reaktionären Art melancholisch findet. Ihrer praktischen englischen Art gefällt in Berlin die Initiative und die an Amerika erinnernde Unternehmungslust; sie braucht dort auch nicht, wie in manchen anderen Ländern, aus ihren Gefühlen ein Hehl zu machen. Der Wirrwarr, um nicht den harten Ausdruck „Edelkitsch“ zu gebrauchen, in den Ufa-Filmateliers mit ihren phantastisch-reißerischen Filmen belustigt sie. Bei aller heiteren Satire und wohlwollender Ironie ist „Das Herz der Artemis geweiht“ in seinem tiefsten Grunde ein aufrichtiges und erschütterndes Bekenntnis, geschrieben mit dem Herzblut einer Frau, die ihre Generation und die nachfolgenden versteht und mit ihnen fühlt. Keiner, der es mit Verstand liest, kann sich diesem Bekenntnis entziehen, und auch wer England nicht geliebt hat, wird es danach mit seinen längst bekannten Fehlern lieben. Bryhers Stil ist ein Labsal und sticht wohltuend ab von dem oft vulgären oder brutal-gekünstelten Stil moderner amerikanischer Autoren, die dafür mit dem Nobelpreis belohnt wurden. Und damit habe ich auch einen Weg gewiesen, wie man die Weltbürgerin Winifred Bryher ehren könnte.

Hochsommer

Die Glut des Tages ist versunken,
der See hat sie hineingetrunknen.
Nun fächelt er den leisen Wind
Fohlen, die auf der Koppel sind.

Das Haupt aufs Koppelrick gelehnt,
die Glieder langgestreckt, gedehnt,
schnuppern sie mit den Nüstern ein
die Nacht – so frisch und feucht und rein.

Der Dommel dunkler, dumpfer Ton
schwingt her von fremden Ufern schon.
Die Himmelssichel leuchtet fern,
in zartem Silber schwebt
ein erster Stern.

G. H.

Vogelwelt am Zierker See

Zwischen Prälank und dem Witt Pohl gehe ich vorsichtig, um jedes Geräusch zu vermeiden, durch ein Birkengehölz. Zwischen diesem und dem Zierker See liegt der Beobachtungsstand.

Gebogene und zusammengebundene Zweige sind mit Heu überdeckt, so ist der Stand geschützt und gut getarnt.

Wartend hocke ich auf dem mit Heu gepolsterten Boden. Noch liegt dunkle Nacht über Wäldern und Wiesen. An zwei Stellen drücke ich das Heu auseinander, um mit dem Glas beobachten zu können.

Hinter mir höre ich das Hu-hu-hu eines Waldkauzes und aus fernen Schilfdickichten das dumpfe Prump-prump-prump der Großen Rohrdommel.

Eine Viertelstunde mag vergangen sein, da ertönt schon das Tschui-tschui eines Birkhahnes.

Die Sterne verblassen und langsam steigt die Dämmerung herauf, leichte Nebelstreifen liegen noch über den Wiesen.

Einzelheiten werden schon erkennbar. Noch ist es ein Hahn, der balzt. Dann fallen drei Hennen und ein Hahn ein. Beide Hähne kollern erregt. Die Flügelspitzen streifen fast den Boden, weit gefächert sind die Schwanzsicheln. In der aufgehenden Sonne schillert das Gefieder stahlblau, hell leuchten die weißen Unterschwanzfedern, rot glühen die Rosen über den Augen.

Mit geduckten Köpfen gehen sie aufeinander los, zurück und wieder vor, springen gegeneinander hoch. So geht das Balzspiel hin und her. Unbeteiligt grasen die Hennen. Ein Hahn streicht ab, der verbleibende balzt weiter.

Ein Fuchs schnürt durch die Wiesen. Das Birkwild hat ihn erspäht und fliegt weg. Hier und da mäuselnd, verschwindet der Fuchs hinter Büschen.

Und dann höre ich das melodische Flöten des Großen Brachvogels, unseres größten europäischen Watvogels. Eingefallen, stochert er mit seinem langen gebogenen Stecher im Boden, fast bis an die Schnabelwurzel ist er eingedrungen. Er erhebt sich in die Luft und flötet, abstreichend, tläuh-tläüh träüih.

Auf dem Rückmarsch gehe ich den Feldweg am Bullenstall entlang, und höre das Tiköp-tiköp der Bekassine. Heimlich ist dieser kleine Schnepfenvogel mit dem langen Stecher. Eingefallen, verschwindet er immer schnell zwischen den Gräsern. Unverkennbar ist der rasante Zickzack-Flug des Männchens in der Balzzeit. Schräg niederstoßend ertönt es, schnell und kurz gesprochen, huhuhuhu, das „Meckern“. Daher auch Himmelsziege.

Hervorgerufen werden diese brummenden Töne durch das Vibrieren der weit gespreizten Schwanzfedern, durch die im Flug, schrägabwärts, die Luft streicht.

Zeitig am Morgen sitze ich auf dem Bootssteg des Segelklubs. Aus dem Röhricht neben diesem erhebt sich eine Zwergrohrdommel und streicht über den See. Hell und durchdringend tönt es tiht-tiht-tiht. Von den Fischerstangen her fliegt ein Eisvogel nach dem Holzhafen, an der weißen Brücke. Man muß flinke Augen haben, wenn man diesen heimlichen Gesellen, der sehr selten ist am See, sehen will.

Wie ein schillernder Opal leuchtet das blaugrüne Gefieder, mit der rotbraunen Brust, in der Sonne auf.

Ich habe einmal sieben Stunden benötigt, um eine gute Eisvogelaufnahme zu machen.

Nebeneinander schwimmt ein Haubentaucherpaar. Unter orr-orr-orr legen sie sich voreinander, knicken die Hälse ein, die Köpfe nach hinten drehend und fast auf den Rücken legend. Der Hahn streckt, mit angelegtem Gefieder, Kopf und Hals waagrecht aus, so, daß diese fast auf dem Wasser liegen, umschwimmt langsam das Weibchen und schießt, vollkommen gestreckt, aus dem Wasser heraus und über dieses hin.

Das Paar taucht, aufgetaucht liegen beide Brust an Brust voreinander. Der Hahn hat Wasserpflanzen im Schnabel. Die rostroten Federkrausen an den Backen sind abgespreizt, die schwarzen Hörnchen steil aufgerichtet. Beide wenden die Köpfe hin und her, plötzlich richtet sich der Hahn steil aus dem Wasser auf, so daß der atlasweiße Bauch vollkommen sichtbar wird. Wassertretend hält er sich so eine Weile in dieser Stellung, sinkt auf das Wasser zurück, läßt die Pflanzen fallen und beide tauchen weg.

Nordamerikanische Rothalstaucher können, vollkommen aufgerichtet, über das Wasser laufen.

Heller Sonnenschein liegt über der Landschaft, einzelne Wolken ziehen dahin und leichter Wind schwellt die Segel der Hevella. (Mit meiner Hevella II segelte ich im vergangenen Sommer nach Dänemark.)

In der Höhe zieht ein Roter Milan seine Kreise, niedrig über dem Schilf, zwischen Zierke und Torwitz, fliegt mit weichen Flügelschlägen eine Rohrweihe und fern streicht ein Graureiher über das Wasser.

Südlich von Torwitz läuft das Boot an das schwankende Ufer. Kie-wit, kie-wit tönt der Ruf des Kiebitzes. Durch das Glas sehe ich einen Vogel am Boden, und merke mir die Stelle. Um nicht durch die schwankende Grasnarbe zu brechen, lege ich ein Bodenbrett vor das andere, bis der Untergrund fester wird. Jetzt wird das Kiebitzmännchen munter. Man erkennt das Männchen an dem wuchteln den Geräusch im Fluge. Wie ein schwarz-weißer Lappen, mit breiten abgerundeten Flügeln, gaukelt es durch die Luft. Wirft sich steil hoch, fliegt einen Haken, überfliegt mich niedrig mit kie-wit, kie-wit, stößt wieder hoch, überschlägt sich. Unberechenbar sind die Flugrichtungen, nie weiß man, wohin die nächste Bewegung führen wird.

Das Weibchen hat sein Gelege verlassen. Es läuft vor mir her, hält an, läuft weiter, immer die Fluchtdistanz einhaltend. Grün schillert das Gefieder, stahlblau und leicht rot gehaucht die Flügeldecken, weiß ist die Unterseite, fuchsrot sind die Unterschwanzfedern, und im Wind bewegt sich die Kopfhaube. Suchend finde ich das Gelege. Drei grünschwarz gesprenkelte Eier liegen in der einfachen Nestmulde.

Ich kehre zum Boot zurück. Unter kie-wit, kie-wit und tollen Kapriolen begleitet mich das Männchen, bis ich weit genug vom Nest entfernt bin.

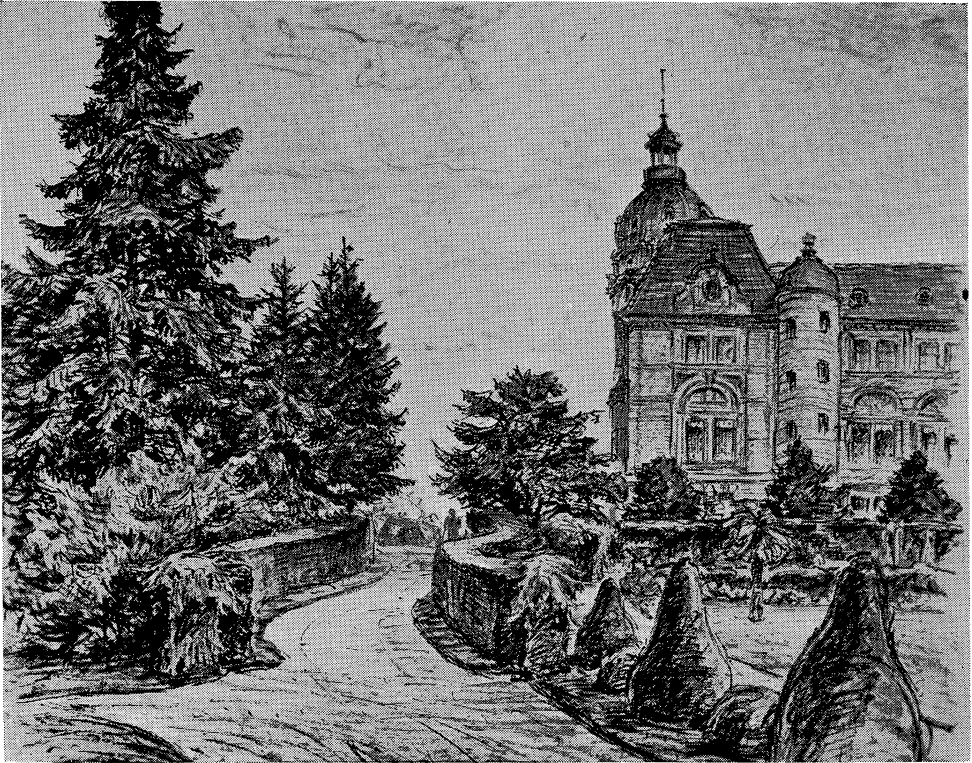
Kreuzend segle ich zum Klubhafen zurück.

Viele Jahre sind inzwischen vergangen, aber diese Stunden am Zierker See werden unvergessen bleiben.

Hermann Groth

... es gibt keine verkannten Genies. Jeder findet im Leben den ihm angemessenen Platz.

Ernst Jünger (Gärten und Straßen)



Neustrelitz, Weg am Schloß

Walter. Gotsmann



Zeichnung: „Tröstung“, Sepia

Otto Flath

Ist Krebs heilbar?

Bericht über 5000 in der Universitäts-Frauenklinik Heidelberg behandelte Krebsfälle
der Jahre 1935—1961

von Professor Dr. Hans Runge, Dr. Hugo Zeitz, Oberarzt*).

Das Wissen um die Krebszunahme während der letzten Jahrzehnte hat zu einer weit verbreiteten Krebsangst geführt. Diese kann nicht durch Verschweigen des ganzen Krebsproblems, sondern allein durch Hinweise auf die Vorbeugungsmöglichkeiten und auf die Erfolge der ärztlichen Behandlung verhütet bzw. überwunden werden. Das gilt für das gesamte Gebiet des Krebses beim Menschen; bei der Frau vor allem für den Unterleibskrebs, die Krebsform, die bei ihr am häufigsten auftritt und rein zahlenmäßig eine besondere Bedeutung besitzt. Der prozentuale Anteil der weiblichen Unterleibskrebse beträgt, bezogen auf die Gesamtzahl der beim Menschen vorkommenden Krebserkrankungen, etwa 25 Prozent. In der Heidelberger Frauenklinik wurden von 1935—1961 5043 Frauen mit Unterleibskrebs erfaßt. Anhand dieses Krankengutes, das einen lückenlosen Überblick über 27 Jahre intensiver Arbeit auf dem Gebiet der Krebserkrankungen erlaubt, soll aus der Sicht des Frauenarztes die Frage der Krebsvorsorge und Heilbarkeit erörtert werden.

Daß der Unterleibskrebs kein eigentlicher Alterskrebs ist, zeigt die prozentuale Verteilung auf die verschiedenen Altersgruppen.

Aus beiden Zusammenstellungen geht hervor, daß von den Unterleibskrebsen der Gebärmutterhalskrebs das weibliche Geschlecht am meisten bedroht: er ist der weitaus häufigste, und er befällt die Frauen früher als alle anderen Krebsformen, zu 56 Prozent schon in einem Alter, in dem sie sich noch in der Geschlechtsreife befinden, das heißt vor Erreichen des 50. Lebensjahres.

Wie steht es mit den Heilchancen bei diesem Krebs? Ebenso wie bei allen anderen Krebsgeschwülsten sind auch beim Gebärmutterhalskrebs der Frau Operation und Bestrahlung die einzigen Verfahren, durch die eine Heilung erzielt werden kann. In der Heidelberger Frauenklinik wurden von jeher beide Methoden angewandt, einzeln oder in sinnvoller Kombination.

Aus der nachstehenden Zusammenstellung geht hervor, daß durch Operation und Bestrahlung von den an Gebärmutterhalskrebs erkrankten Frauen in den Jahren 1913—1935 28 Prozent (Menge-Eymer), von 1935—1947 44 Prozent, von 1948—1955 54 Prozent geheilt werden konnten, das heißt, daß sich die Heilungsziffer im Verlauf von etwa drei Jahrzehnten praktisch hat verdoppeln lassen.

Diese eindrucksvolle Verbesserung der Heilungsziffer resultiert im wesentlichen aus einer fortschreitenden Verfeinerung der Behandlungsmethoden sowie einer durch Einführung der Antibiotica und Embolieprophylaxe erzielten Senkung der Sterblichkeit unter bzw. nach der Behandlung. Heute verlieren wir von den Frauen, die wegen eines Gebärmutterhalskrebses operiert oder bestrahlt werden, nicht einmal ein Prozent durch postoperative Komplikationen.

*) Sonderdruck aus „Ruperto-Carola“. Mitteilungen der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg E. V. XIV. Jahrgang — Band 31 — Juni 1962.

Daß wir heute von allen Frauen, die an Gebärmutterhalskrebs erkrankt sind, über die Hälfte heilen können, ist ein durchaus erfreuliches Ergebnis. Und doch gehen nach wie vor alle unsere Bemühungen dahin, immer mehr Frauen ihrem tragischen Schicksal zu entreißen, und wir haben uns jetzt zu fragen, womit dies zu erreichen ist.

Die Behandlung des Gebärmutterhalskrebses scheint zweifellos ihr Optimum erreicht zu haben, das heißt, eine entscheidende Verbesserung der Heilungsergebnisse wird weder durch Operation noch Bestrahlung, sondern einzig und allein durch eine zunehmende Früherfassung der Krebse zu erzielen sein.

Von den Frauen, bei denen sich der Krebs bei Behandlungen im Anfangsstadium befand, konnten wir 80 Prozent heilen, während die Heilungschancen der Frauen mit fortgeschrittenem Krebs weit geringer waren. Das heißt mit anderen Worten: die Heilungsaussichten verschlechtern sich mit fortschreitender Krebsausbreitung rapide.

Im Hinblick auf diese Feststellung wirkt die Beobachtung, daß die überwiegende Mehrzahl der an Gebärmutterhalskrebs erkrankten Frauen sich erst dann in eine sachgemäße Behandlung begab, als der Krebs bereits fortgeschritten war, besonders erschütternd. Und die ganze Tragik wird deutlich, wenn man sich die von den Frauen bezüglich der Dauer ihrer Symptome angegebenen Daten vor Augen führt.

Nur ein Viertel der an Gebärmutterhalskrebs erkrankten Frauen haben weniger, drei Viertel länger als 6 Wochen Beschwerden bzw. auffällige Symptome

Tabelle 1 **Befall der verschiedenen Organe / 5043 Fälle
Unterleibskrebs der Frau / 1935 — 1961**

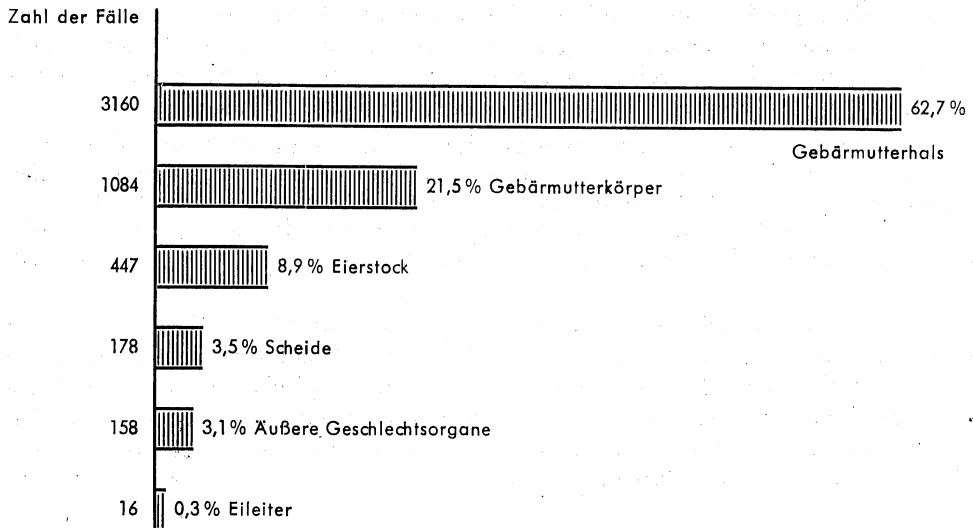


Tabelle 2 **Unterleibskrebs der Frau / Altersverteilung**
1935 — 1955 / 3431 Fälle

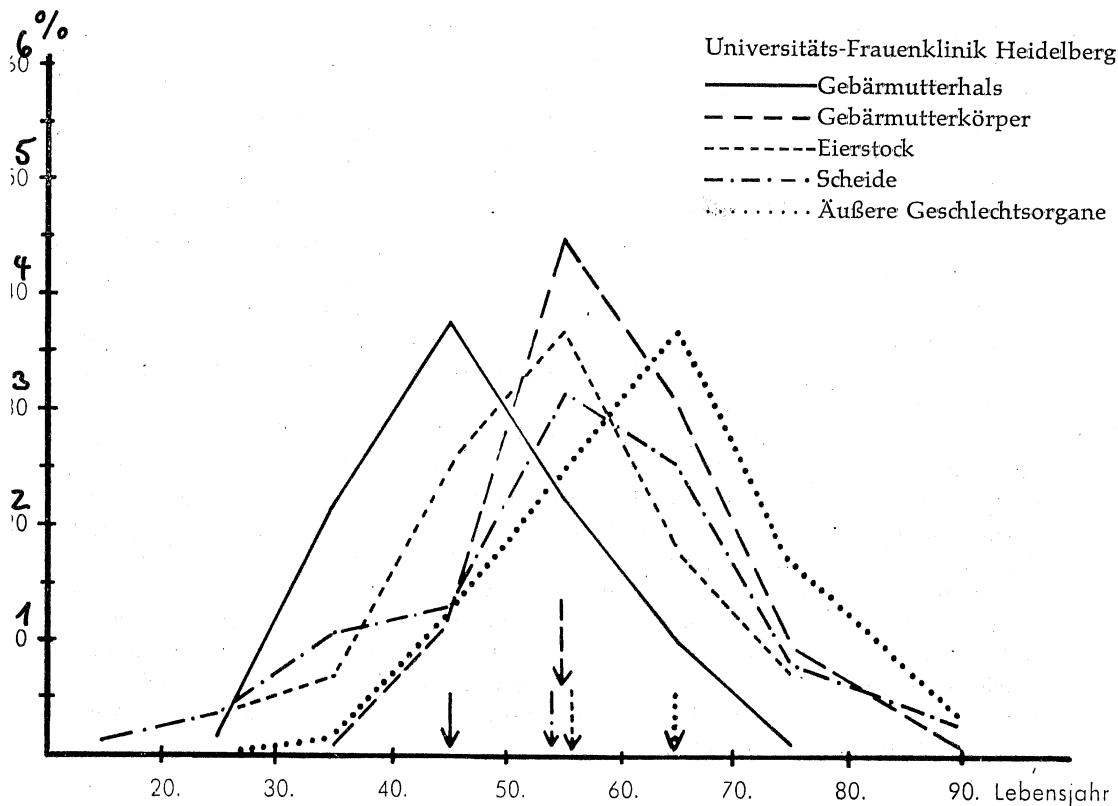


Tabelle 3

Heilerggebnisse
beim Gebärmutterhalskrebs / 1914 — 1955

Tabelle 4

Heilerggebnisse
beim Gebärmutterhalskrebs / 1951 — 1955

Behandlungs- jahre	Zahl der Fälle	absolute Heilungsziffer	Stadium	Zahl der Fälle	geheilt
1913 — 1934	1250	28,7 %	I	211	79,1 %
			II	309	60,5 %
1935 — 1947	1129	44,6 %	III	161	28,5 %
			IV	28	10,7 %
1948 — 1955	1107	53,9 %	Stad. I - IV	709	56,8 % absolute Heilungsziffer

Universitäts-Frauenklinik Heidelberg

bemerkt, ehe sie einen Arzt aufsuchten. Die durchschnittliche Symptomzeit beträgt leider auch heute noch 6 Monate.

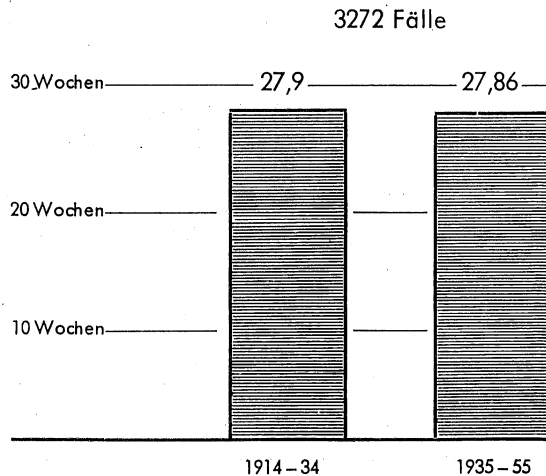
Unverständlicherweise nehmen nicht nur Frauen sozial niederer, für eine gesundheitliche Belehrung relativ unempfindlicher bzw. indolenter Bevölkerungsschichten über lange Wochen und Monate Beschwerden in Kauf, ehe sie den Weg zum Arzt finden, sondern in gleichem Maße Frauen, bei denen man eigentlich ein Verantwortungsbewußtsein bezüglich der eigenen Gesundheit voraussetzen müßte.

Es soll in diesem Zusammenhang nicht verhehlt werden, daß nicht jede Krebsgeschwulst frühzeitig erfaßt und dementsprechend frühzeitig einer Behandlung zugeführt werden kann.

Der Gebärmutterhalskrebs ist jedoch dem Arzt mit Hilfe besonderer Untersuchungsmethoden schon in den allerersten Anfängen zugänglich, zu einem Zeitpunkt, zu dem er mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit durch eine entsprechende Behandlung zu heilen ist.

Im Hinblick auf die Frage „ist Krebs heilbar?“ dürfen wir also feststellen, daß beim Gebärmutterhalskrebs im Vergleich zu anderen Krebslokalisationen die besten Voraussetzungen für eine Heilung gegeben sind. Wir müssen aber hinzufügen, daß der Heilungsmöglichkeit durch den Arzt Grenzen gesetzt sind, und diese Grenzen können nur durch die Frau selbst überwunden werden. Beim Auftreten irgendwelcher gynäkologischer Symptome sollte sie sich ohne Zögern zum Arzt begeben oder eine Krebsberatungsstelle aufsuchen. Und darüber hinaus sollte jede Frau im krebgefährdeten Alter von der Notwendigkeit regelmäßig wiederholter Vorsichtsuntersuchungen überzeugt sein und im Bewußtsein der Eigenverantwortlichkeit für ihr Schicksal entsprechend handeln, denn Früherkennung des Krebses bedeutet Heilung.

Tabelle 5 Gebärmutterhalbskrebs / Symptomzeit



Universitäts-Frauenklinik Heidelberg

Warum ist der Fudschijama so schön?

Versuch eines Glasperlenspiels – Von Hans-Dieter Schäfer

Man kann dieser Frage weder besondere Aktualität noch außergewöhnliche Wichtigkeit beimessen. Wenn es dennoch geschehen soll, so mag es dem Andenken Hermann Hesses gewidmet sein. Doch davon später. Der Gedanke, daß die Verehrung des heiligen Berges der Japaner eine besondere Ursache haben müsse, drängt sich jedem auf, der eine Ausstellung japanischer Malerei besucht. Ist es nur die Ebenmäßigkeit oder die zarte Silhouette, daß dieser Berg so vielfach bildlich dargestellt wird? Oder sind es gewisse Unwägbarkeiten, denen man nachspüren muß? Daß er so oft durch eine Überhöhung des Schwunges seiner Flanken einprägsam charakterisiert wird, wie in den Holzschnitten Hokusais, kennzeichnet, wie man annehmen darf, daß ein besonderes formales Prinzip die so formbegabte japanische Seele anrührt.



Holzschnitt v. Hokusai (1760-1849)

Es läßt sich nicht leugnen: Jeder den Naturwissenschaften Nahestehende wird den Verdacht nicht los, daß der Seitenriß dieses zunächst steil abfallenden, nach unten zu immer flacher auslaufenden Berges einer ganz bestimmten Kurve ähnelt, die in der Mathematik „Exponentialfunktion“ genannt wird. In dieser Kurve, der eine seltsame Naturkonstante, nämlich die Zahl „e“ (2,718) zugrunde liegt, spiegeln sich vielfältige Vorgänge in der belebten und unbelebten Natur. Sie ist damit im Gegensatz zur Geraden, zum Kreis, der Parabel und Ellipse, die nur in kosmischen Räumen wirklich vorkommen und ansonsten ein künstliches Dasein in mathematischen Lehrbüchern und in der Technik führen, ein geheimes, ordnendes Gesetz in der Natur, die uns umgibt.

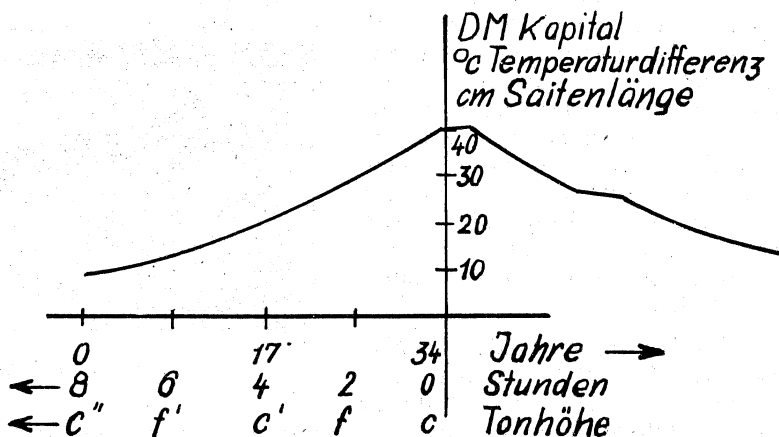
Man mag nun Theorien darüber ersinnen, ob überhaupt, wann und unter welchen Umständen es geschehen kann, daß eine geologische Erscheinung, ein Berg, seine Formen in dieser Art darbietet. Gleichmäßige Verteilung von Gestein und Erdreich verschiedener Körnung und eine über Hunderttausende von Jahren sich erstreckende ungestörte Erosion mögen dies Ergebnis zustande gebracht haben.

Kurz und gut, was man auch darüber denken mag, die Untersuchung des Schwunges der Bergflanken bringt in der Tat das Ergebnis zutage, daß er weitgehend mit einer mathematisch exakten „Exponentialfunktion“ übereinstimmt.

Der mathematisch Interessierte mag diese Behauptung, die der dieser spröden Materie Fernstehende glauben muß, anhand der konstanten Subtangenten, dem untrüglichen Identitätsnachweis, selbst nachprüfen. Doch wen interessiert ein solcher Sachverhalt schon? Ich möchte mich des Beistandes möglichst Vieler versichern; beginnen wir einmal bei den Nationalökonomern. Deren Metier, nicht wahr, geht mehr oder weniger sogar jeden an, doch was soll's?

Gesetzt den Fall, jemand gäbe heute zehn DM auf Zins- und Zinseszins einer Bank zu treuen Händen, zu einem Zinssatz von 5 %. Diese Rechnung ist sicher sehr geläufig, und man wird mir ein müdes Achselzucken entgegenbringen, wenn ich darauf hinweise, daß dieses Kapital sich in rund 17 Jahren jeweils verdoppelt — sofern der Vorgang der Zinseszinsbildung ungestört ablaufen kann.

Stellt man das Wachstum des Guthabens jedoch in einer Kurve dar, so ergibt sich wieder eine Exponentialfunktion. Es ist nur noch eine Frage des richtigen Maßstabes, um die Identität der Flanken des Fudschijama in der trivalen Zinseszinsrechnung wiederzufinden.



Doch wenden wir uns an die Musiker. Der barocke Schwung der Pfeifen der Orgel, der Flanken des Konzertflügels oder der Harfe steht in einem mehr oder weniger deutlich empfundenen Zusammenhang mit der Musik selbst. Er erscheint fast als die dem Auge wahrnehmbare Entsprechung der Welt der Töne. Seit Pythagoras wissen wir, daß eine Saite, auf einen bestimmten Ton gestimmt, eine Oktave höher tönt, wenn man ihre Länge halbiert. Genau so ist es mit der Länge der Orgelpfeifen oder dem Zug der Posaune. Wollte man etwa alle Töne einiger Oktaven nur auf einer einzigen Saite erzeugen, so würden die Endpunkte dieser Saite, nebeneinander gereiht, wieder die Silhouette des Fudschijama ergeben.

Die naturwissenschaftlich interessierten Freunde werden spätestens in diesem Augenblick einwerfen: „Da könnte man ohne zu zögern mit einem Dutzend weiterer Beispiele aufwarten“.

Nehmen wir einmal ein solches aus dem Bereich der Alltagsphysik. Der fürsorgliche Hausvater stellt an einem kalten Winterabend, bevor er sich zu Bett begibt, die Heizung ab. Sein Sohn, allen technischen Fragen zugetan, möchte gern wissen, nach welchem Gesetz die Temperatur in der Wohnung abnimmt. Er sieht nach jeder Stunde auf das Thermometer und zeichnet sich am nächsten Morgen das Meßergebnis auf. Er wird feststellen, daß die Temperatur zunächst ziemlich rasch gesunken ist, daß aber, je mehr sich die Temperatur in der Wohnung der Temperatur der kalten Winternacht nähert, auch der Temperaturabfall geringer wird.

Es wird nicht mehr überraschen, daß das tiefschürfende Forschungsergebnis des hoffnungsvollen Knaben sich in keiner Weise von dem unterscheidet, was unser Nationalökonom und der Musiker bereits als Gemeinsames mit dem erkannt haben, was die Natur am heiligen Berg der Japaner vollbracht hat. Genug der Beispiele. Sie ließen sich beliebig vermehren. Es mag nur noch erwähnt werden, daß die Exponentialfunktion jeden natürlich ablaufenden Wachstumsprozeß kennzeichnet. So würde etwa der Bevölkerungsstatistiker eine Prognose über das Wachstum der Zahl der Menschen geben können, sofern nicht Kriege, Fortschritte der Medizin oder Naturkatastrophen die natürliche Vermehrung stören.

Sollte es nun gar so abwegig sein, daß diese, in der Natur eine so übertragende Rolle spielende Kurvenform auch eine ästhetische Qualität besitzt, daß sie das in der Seele des Menschen schlummernde Formgefühl besonders anspricht? Ist es nicht vielleicht denkbar, daß gerade das sehr formbegabte japanische Volk diese besondere Qualität der Fudschijama-Silhouette erfühlt und dem Berg selbst aus diesem Grunde eine besondere Bedeutung beigemessen hat? Man mag in diesem Zusammenhang an Platons Ideenlehre oder an C. G. Jungs „Archetypen“ erinnern. Man mag an das Kalkül des Leibniz und Descartes denken, die beide, wie viele vor und nach ihnen, der Meinung waren, alle Erscheinungen der Welt seien auf mathematische Formeln reduzierbar. Ihre Gedanken finden in H. Hesses letztem großen Roman, dem „Glasperlenspiel“, einen neuen, zeitgerechten Ausdruck. Eine Schar von Denkern versucht in reiner zweckloser Forschung eine Ausdrucksform in der Natur oder Kunst auf ihren kristallisch reinen mathematischen Kern zurückzuführen, um entsprechende Ausdrucksformen, Aequivalente und Entsprechungen in anderen Bereichen wiederzufinden. Damit wird das in goethischem Sinne Gleichnishafte aller Erscheinungen – „alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“ – konkret gedeutet und bewußt gemacht, der Analyse folgt die Synthese, die Einheit in der Vielheit.

Daß hier der Versuch eines freilich sehr einfachen „Glasperlenspiels“ gewagt wurde, indem aus einer geologischen Form, die unter besonders günstigen Umständen von der Natur gestaltet wurde, unter Abstrahierung der äußeren Erscheinungsform die mathematische Essenz destilliert wurde, die sich dann als formendes Prinzip vieler Naturerscheinungen erweist, soll eine Huldigung an den vor einem Jahr verstorbenen Dichter sein.

Es gibt kein Genie, bei dem Vision und Sendung abgetrennt, bei dem nur eins von beiden entwickelt und vorhanden wäre: wer einer höheren Macht dient, er dient zugleich einer niederen Macht – er muß für Andere unter ihm gestalten und aussprechen, was er von einem andern über ihm erfuhr und empfing. Er ist so undenkbar ohne sein Volk, wie er undenkbar ist ohne seinen Gott – beide Bindungen sind in ihm enthalten, sind in ihm jedesmal neu gesetzt.

Richard Benz, „Die ewigen Meister“

Der Forscher und Archivar Friedrich Lisch 1801-1883*

Von Annalise Wagner

Das Leben und Werk dieses großen Mecklenburgers ist in Mecklenburg-Strelitz in Vergessenheit geraten. Nur die Fachkollegen wissen um ihn. Da Altstrelitz seine Vaterstadt ist, wollen wir ihn heute in die Reihe großer Mecklenburger in unserer engeren Heimat mit aufnehmen.

Mecklenburg ist das erste Land Deutschlands, daß Grabhügel der Vorzeit öffnen ließ. Bereits gegen Anfang des 16. Jahrhunderts ließ Heinrich V. Grabhügel in Mecklenburg untersuchen. „Daß er möge schauen seiner Vorfahren Altheit mit seinen Augen“ berichtet der Reimchronist Marschalk Thurius um 1510. Im 18. Jhd. werden dann schon Sammlungen von Bodenfunden, z. B. im Schloß zu Schwerin in einer Kammer, wo die Urnen stehen“, angelegt. Der erste Erlaß, alle Bodenfunde, heidnische Gräber unter Schutz zu stellen, ein Bodendenkmalspflegegesetz datiert von 1804. Es geht ein Schreiben an alle Landwirte, Funde und Gräber zu melden, und etwaige Steine nicht für Bauzwecke fortzuschaffen. Die ernsthaftesten Bestrebungen vaterländische Altertümer zu sammeln, wurden durch die napoleonischen Kriege und später durch die Befreiungskriege leider unterbrochen. Immerhin hatte die deutsche Altertumskunde durch die Romantikerbewegung einen solchen Auftrieb bekommen, daß sie als Geschichtswissenschaft gerade nach der Franzosenzeit eine derartige Belebung erfuhr, daß sie die führende aller Wissenschaften wurde und große deutsche Historiker, nicht zuletzt durch Freiherr vom Stein beeinflusst, auf den Plan rief. Einer der großen Vorkämpfer für die deutsche Altertumskunde war nun Friedrich Lisch, der am 29. III. 1801 in Altstrelitz als Sohn eines Bedienten geboren wurde. Die Familie lebte in Güstrow, wo der Vater sich zu einem Copiisten am Landgericht hochgearbeitet hatte. Da in der Familie Schmalhans Küchenmeister war, mußte der Sohn den Besuch des Gymnasiums unterbrechen und sich als Schreiber bei einem Notar Geld verdienen, um die Geschwister mit ernähren zu helfen. Doch holte er den Schulbesuch nach und verließ 1821 das Gymnasium mit Auszeichnung. Die Schreibertätigkeit und peinliche Ordnungsliebe kam ihm später als Archivar zugute. So war er z. B. 1863 stolz, als bei einem Brande im Archiv die von ihm gebündelten Akten den Wurf gut überstanden. — Dann folgte der Universitätsbesuch in Rostock und Berlin. Hervorragende Dozenten legten hier bei ihm den Keim zu seinen späteren Forschungen. 1827 wurde er Lehrer am Schweriner Gymnasium und 1834 wird er als Archivar an das Geheim- und Hauptarchiv in Schwerin berufen, in dem er fast ein halbes Jahrhundert gearbeitet hat. Hier gründete er den Verein für Geschichte und Altertumskunde und von 1836 an gab er die Jahrbücher für die Historiker heraus, die über 100 Jahre erschienen. Sie bilden noch heute eine Quelle für jeden meckl. Historiker und umfassen alle Sachgebiete der Geschichte, sei es Genealogie, politische oder Wirtschaftsgeschichte, sei es Topographie oder Landeskunde sowie Kunstgeschichte und Numismatik u. a. m.

Die Fülle der eigenen Beiträge aus der Feder von Lisch ist in jedem Jahresband groß. Lisch konnte aufgrund seines universalen Wissens über alle Gebiete der Geschichte von der Urzeit bis in die Gegenwart, sei es als Autor oder Redakteur,

*) Eine eingehende Würdigung der Persönlichkeit und Leistung von Friedrich Lisch aus der Feder von Ernst Meyer finden wir in Hammaburg, Vor- und frühgeschichtliche Forschungen aus dem niederelbischen Raum, Heft 11, 5. Jahrgang, 1957, S. 1—8.
Die Schr.

hier Bestes geben und vermitteln. Besonderen Wert legte er auf urkundliche Quellen. Mit großem Eifer beschäftigte er sich dazwischen auch mit genealogischen Studien. So schrieb er u. a. die Geschichte der Adelsgeschlechter von Hahn, von Behr, von Malzan und von Oertzen in mehreren Bänden, nach alten urkundlichen Quellen aufgezeichnet. Überall war er bestrebt, den slawischen Ursprung der Geschlechter nachzuweisen. — Sein einziges Volksbuch wurde sein „Mecklenburg in Bildern“. Weiter verdanken wir ihm auch die Durchsetzung und Mitherausgabe des 25bändigen meckl. Urkundenbuches vom Jahre 756 — 1400, dessen erster Band 1863 erschien. Unter seiner Leitung wurde es vom Verein für meckl. Geschichte und Altertumskunde herausgegeben. Es ist eine Zusammenfassung aller meckl. Urkunden und bildet die Grundlage für jede Geschichtsforschung in Mecklenburg.

Fortschrittlich und weitsichtig plante und realisierte er schon 1852 die Gründung eines Gesamtvereins aller deutschen Geschichtsvereine. Heute ist an diese Stelle die Gesellschaft der Historiker getreten. Die Arbeitskraft dieses forschenden Erneuerers deutscher Geschichte und Altertumskunde war unfaßlich. Als er 1883 in Schwerin starb, mußte ein ganzer Stab von Sonderbearbeitern für seine vielen von ihm bearbeiteten Sachgebiete eingesetzt werden.

Seine beginnende „Gräberkunde“ war eine Pioniertat ersten Ranges, da sie auf Fundortangabe bestand. Er hat sich sein umfassendes Wissen um Mecklenburg buchstäblich erwandert, (ohne Rad, Wagen oder Auto). Bald ist er in Dobeban, bald in Neustrelitz. Den berühmten Peckateler Wagen *) (aufgestellt im Schweriner Museum für Ur- und Frühgeschichte) grub er selbst aus. Er ordnete die große Ludwigscluster vorgeschichtliche Sammlung und all die durch seine lebhafteste Vortrags- und Publikationstätigkeit hereinkommenden privaten Sammlungen und Funde und machte aus einem Raritätenkabinett eine wissenschaftliche Altertumssammlung, die in einem Gebäude in der Amtsstraße in Schwerin damals zur Aufstellung kam als „Antiquarium“. Das Dreiperiodensystem entdeckte er gleichzeitig und unabhängig von einem dänischen Gelehrten und einem aus Salzwedel. Er teilte die Funde nach dem Material ein und teilte die drei großen Entwicklungsstufen der Vorzeit ein in Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit. Nicht die Form der Gräber war für ihn ausschlaggebend, wohl aber das Material der Funde. Später erfuhren diese drei Epochen noch Unterteilungen, wie z. B. jüngere, mittlere und ältere Bronzezeit etc.

Die mittelalterlichen Sammlungen von Lisch, auch die der Glasgemälde, bilden heute noch den Grundstock dieser Abteilungen im Schweriner Landesmuseum.

1845 nahm sein „Antiquarium“ die erste Stelle unter den deutschen Sammlungen der Ur- und Frühgeschichte ein, weil es auf die wissenschaftliche Fundhebung begründet war. In der Fundgeographie ging Lisch von den Volks- und Kulturkreisen der Germanen und Slawen aus. Besuch der Nachbarinstitute half dem kritischen Forscher oft bei der Bestimmung seiner Funde.

Es war auch Lisch, der auf Grund seiner Forschungen feststellte, daß bis zum 7. Jahrhundert die Ostseeprovinzen von Germanen und danach bis zum 12. Jahrhundert von Slawen besiedelt waren.

Der „Knakenpurrer“ Lisch, wie ihn das Volk nannte, wurde auch wie Ernst Boll, von dem wir schon hörten, in Fritz Reuters Urgeschichte von Mecklenburg verewigt.

*) Kesselwagen aus der mittleren Bronzezeit.

Sein Ziel, „eine Alttertumskunde Mecklenburgs im Mitteleuropäischen Rahmen“ zu schreiben, erreichte er nicht mehr. Ein Schweizer Gelehrter versuchte dies nach seinen Arbeiten, aber er kam nicht über den 1. Teil der Steinzeit hinaus. Dieser erschien in französischer Sprache.

Als Bahnbrecher deutscher Alttertumskunde und wissenschaftlicher Historiker war dieser Sohn der Stadt Altstrelitz, Friedrich Lisch, der berühmteste Mecklenburger seiner Zeit.

Es ist höchst bedauerlich, daß 1958 die Friedrich-Lisch-Straße in dem Stadtteil Strelitz in Mühlenstraße umbenannt wurde. Man kannte die Bedeutung dieses großen Wissenschaftlers wohl nicht mehr.

Aus Land Stargard in die weite Welt

V o n * * *

Der Trieb zum Vorwärtskommen hat manchen Mecklenburger im 19. Jahrhundert veranlaßt, zeitweise — leider oft auch für immer — der Heimat den Rücken zu kehren. Von den Dörfern erfolgte in den 80er Jahren die große Auswanderung nach Nordamerika. Wer Stadtschulen besuchen konnte, kam auch weiter, ohne auszuwandern, wobei der Seemannsberuf nahelag.

So konnte sich ein Dorfjunge aus der Nähe von „Altenstargard“ z. B. in Neustrelitz das Schulwissen holen, um in der Seefahrt seinen Beruf zu finden. Von einem solchen Schüler der Neustrelitzer Realschule soll hier die Rede sein; verzichten wir auf seinen Namen und lassen wir diesen Caroliner denen, die es angeht, einiges aus seinem Leben berichten, was ihm bemerkenswert erscheint:

Mit neun Jahren sah ich, in der Neustrelitzer Schloßstraße spalierbildend, den Altreichskanzler in der historischen Kürassier-Uniform vorüberfahren, als er den Kaiser bei einem Besuch unseres Großherzogs begleitete — für uns alle eine einmalige Erinnerung, da doch ein Jahr später die Ära vorüber war, in der dieser große Mann dann und wann, nach seinen eigenen Worten, „Europa vierelang vom Bock“ zu fahren vermochte.

Von 1894 bis 1898 habe ich in der Realschule frisch-froh gearbeitet und die mittlere Reife erreicht. Zwei Volantärjahre in einer Maschinenfabrik und 13 Monate Seefahrt als Maschinistenassistent auf Hamburger Dampfern ergaben, da ich nun zur seemännischen Bevölkerung gehörte, die sichere Voraussetzung für den Marinedienst. Das Jahr als Assistent war hart. Von New York oder Batum wurde Petroleum geholt. Einmal gab es auf der Elbe durch Stromversetzung einen Zusammenstoß. Dampfer Lemnos von der deutschen Levante-Linie sank in fünf Minuten, glücklicherweise ohne Menschenverluste, da alle zu uns überstiegen oder aufgefischt wurden. Wir hatten das Glück, das eingebeulte Vorschiff drei Wochen lang in Tynemouth flicken zu lassen; Steven neu, Kollisionsschott hatte nicht gelitten. Man konnte fast jeden Abend an Land gehen, u. a. einen schönen Park, der ungefähr bis Newcastle reichte, genießen. In South-Shields gab es sogar ein Theater, in dem eine Londoner Truppe „The Bells of Corneville“ spielte, nicht so schön, wie man es von Neustrelitz kannte, sondern mehr possenhaft; aber das liebt der Engländer.

In New York traf man viele Deutsche, auch Mecklenburger. Einen alten Schmiedemeister aus Gr. Miltzow konnte ich in Brooklyn besuchen. Aus dem Diadem der Freiheitsstatue hat man einen herrlichen Ausblick auf die Riesenstadt; der Aufstieg bis in die Fackel war wegen Unsicherheit gesperrt. Durch die Sommerhitze kam es damals zu zwei schweren Brandkatastrophen: An der Lloydpier in Hoboken brannten zwei Lloyd dampfer völlig aus, ein dritter (Kaiser Wilhelm d. Gr.) erlitt erheblichen Schaden. Ferner brannten, auch in Jersey-City, 30 große Oltanks aus, wobei das ausfließende Öl noch weithin auf dem Wasser brannte. Die zweite Eastriver-Brücke nach Brooklyn war gerade fertig geworden, und wir sahen auf einem der dicken Hängeseile (etwa 60 cm dick) eine Varietéakrobatin von einem Brückenturm zum anderen hinübergehen.

Tunnel unter dem Hudson von Manhattan nach Jersey-City gab es damals noch nicht. Die Elevated (Dampfhochbahn) mutete veraltet an; denn sie streute, besonders bei Regenwetter, viel Schmutz auf die Straße; man wird sie wohl sehr bald elektrifiziert haben.

Eine Ölladung brachten wir nach Savona unweit Genua. In Malta wurden gute englische Kohlen genommen, in Konstantinopel wurde nur Post abgegeben und dann von Batum am Kaukasus Öl geholt. Unter der buntscheckigen Bevölkerung waren blutige Streitigkeiten infolge von Alkohol an der Tagesordnung. Die Patrouillen des russischen Militärs bestanden immer aus fünf Mann. Tscherkesen hatten das Recht, Waffen zu tragen.

Auf der Heimfahrt im Schwarzen Meer folgten uns viele Delphine. Einer wurde von der Back aus harpuniert und schmeckte uns ähnlich wie Rindfleisch, jedoch etwas tranig. Im März 1901 hatten wir bei der Ausreise, etwa Mitte Atlantik einen Äquinoktiumsturm aus W zu überstehen, so daß der Kapitän 24 Stunden beidrehte, damit die Brückenaufbauten und die Boote heil blieben. Dem Hapag-Viermastfrachter Belgravia brach in diesem Wetter der Ruderschaft, und der Red-Star-Liner St. Paul verlor die Schraube nebst Schwanzwelle. Beide Schiffe trieben tagelang schwer rollend, bis sie endlich aufgefunden und eingeschleppt wurden. Die Funkentelegrafie kam einige Jahre später zur Entwicklung, und erst dann war allgemeine Standort- und Schadensmeldung möglich.

Ich verließ die Petroleumfahrt im September 1901, meldete mich zum freiwilligen Dienst in Kiel und wurde am 1. Oktober 1901 in die Kaiserliche Marine eingestellt. Als Einjähriger tat ich Maschinendienst auf dem Minenschiff Pelikan, als Maat auf dem Kanonenboot Habicht, als Maat und Obermaat auf dem Linienschiff Kaiser Wilhelm d. Gr., als Ingenieur aspirant auf Linienschiff Schwaben, als Wachingenieur auf dem Panzerkreuzer York und als Leitender Ingenieur auf dem Kanonenboot Jaguar.

An der Westafrikaküste mit dem Kbt. Habicht erlitt ich bei übermäßiger Hitze (über 60° im Maschinenraum) auf dem Calabar-Fluß im Urwald einen Hitzschlag und erlebte mit der Dampfpinasse eine Fahrt in schwerem Seegang, die Jolle schleppend; aber beides lief glücklich ab. Die Ausreise und Heimfahrt auf schönen Wörmann-Dampfern waren herrlich. Madeira und Las Palmas wurden dabei angelaufen. Auf der Ausreise beobachteten wir, etwa querab von Liberia eine mächtige Wasserhose, breit und wild drehend, dann abnehmend und in halber Höhe abreißend. Das Schiff versuchte der schwarzen Wolke auszuweichen, so daß wir von dem darauf niedergehenden Regen wenig abbekamen. Etwas weiter ostwärts gab es noch ein seltenes Schauspiel: Wale, darunter Mutter und Kind, miteinander spielend; das habe ich nie wieder erlebt.

Der Fritz-Reuter-Verein in Kapstadt, der mich zu einem Picknick einlud, war von einem alten Güstrower gegründet, der als Senior noch mitmachte. In der

Messe der Irma Wörmann trat mit einem bauchigen Gefäß kalter Bowle (wir hatten sonst nur Bier von 25–28°) der Schiffskoch ein – und der war bei meinen Eltern als Schwedter Dragoner im Manöver in Quartier und auf D. Helios unser Kochmaat gewesen; hier, beim dritten Zusammentreffen war er chief-cook! Fast entfiel ihm, als er mich sichtete, vor Überraschung die Terrine. Stand nicht dann – 10 Jahre später – im Klub Germania in Hongkong hinter der Theke als Klubökonom auch ein Heliosgast von 1902, nämlich unser derzeitiger Steward Drescher aus Salzwedel! Fürwahr, die Welt ist wie ein Dorf! Männertrunk und Wiedersehenspalaver ohne Ende. –

Die Kommandos auf der „Kaiser Wilhelm d. Gr.“, „Schwaben“ und „York“ folgten. Auf der Aspiranten- und Ingenieurschule, die ich zwischendurch je ein Jahr besuchen mußte, hatte ich in den Sommerferien Gelegenheit, schöne Reisen zu machen, z. B. zum Königssee, in die Schweiz, nach Holland, nach Nürnberg, Ulm, Straßburg; Münchens Kunstschätze, das Ryksmuseum in Amsterdam, auch Köln und Dresden konnte ich würdigen; im Reich fuhren wir als Soldat überall für e i n e n Pfennig pro km.

Die Fahrten unserer Flotte nach Kopenhagen, Onsala, Oslo, Bergen, Molde, den Shetlandinseln, Vlissingen und Plymouth brachten unvergeßliche Erinnerungen. Nach zwei Jahren auf York als Leitender Ingenieur qualifiziert, wurde ich Anfang Oktober 1912 über Sibirien nach Hankou hinausgesandt, um als Nachfolger des Kameraden Lindstroem Leitender Ingenieur des Kanonenbootes Jaguar zu werden.

Mit einem vom russischen Generalkonsul in Lübeck visierten Paß und einem Kreditbrief über 1300 M ging die Reise von Berlin über Moskau, Irkutsk und Peking nach Hankou, 12000 km in 19 Tagen, vonstatten. In Moskau war die Tretjakoff-Galerie und das 1812-Museum zu besichtigen. Eine „platzkarti“, für die man am Kursker Bahnhof stundenlang anstehen mußte, sicherte das Mitgenommenwerden im passagierskipojest. Den schnelleren „internationalen“ Zug, der jede Woche außer den zwei russischen fuhr, vermied ich, um echt russisch zu reisen. Jedes Abteil nahm vier Fahrgäste auf, teils auch Damen. Die Rücklehnen wurden als 3. und 4. Bett nachts hochgeklappt. Zum Zubettgehen traten die Herren auf den Gang, ebenso zum Aufstehen, bis die Dame sich eingerichtet hatte; Waschraum vorne, Heizkessel hinten in jedem Wagen, Holzheizung. Ufa (Baschkirenland), Tscheljabinsk (Ural), Westsibirien (Kornfelder, Birkengruppen); bei Omsk wird der Irtisch, bei Novosibirsk der Ob und bei Krasnojarsk der Jenissei überquert. Der Zug hielt auf diesen großen Stationen so lange, daß man in den Bahnhofsrestaurants bequem seinen Teller Kohlsuppe genießen, Kaviar und Geräuchertes mitnehmen konnte. Auf kleineren Stationen wurde manchmal auch gehalten, wo fliegende Tafeln mit frisch gebratenen Hühnchen und Fischgerichten spottbillig zu haben waren. Man hörte fast überall deutsch sprechen, meist wohl von Balten, Polen und Juden. Deutsch spielte damals in Sibirien als Geschäftssprache eine ähnliche Rolle wie sonst auf dem Globus das Englische. Nach acht Tagen, von Moskau ab gerechnet, war Irkutsk erreicht, die alte Hauptstadt Sibiriens; die Häuser meist Holzbau, ähnlich wie in Norwegen, praktisch für die Winterzeit. Universität, Bank, Zentralhotel, Kirchen (auch eine kleine lutherische) waren Steinbauten. Die Angara, blau, tief, mit scharfer Strömung, kommt hier aus dem Baikalsee, der ein großes Einzugsgebiet hat und wie ein Meer wirkt. Die Bahn umging ihn, damals noch eingleisig, mit über 30 Tunneln, der steilen Felsufer und des häufigen Steinschlags halber. Mit bedeutenden Steigungen wurde erst das Jablonoi-Gebirge überwunden, dann nach Passieren der russischen Grenze bei Mandschuria mit weiteren starken Steigungen in einem

1000-m-Tunnel 1500 m ü. d. M. das mongolische Randgebirge. Bei völlig stiller Luft waren auf der Station danach 16^o Kälte. Allgemein kurzer Erleichterungs-spaziergang in der „Freiheit“. Vor Erfrieren von Ohren und Nase wurde gewarnt. Dann ging es in rasender Fahrt bergab. In zwei Tagen nach Irkutsk war Charbin und nach weiteren zwei Tagen Mukden und Shanhaiguan erreicht, wo die große über 3000 km lange chinesische Mauer am Meer endigt.

Übernachtung im Hotel, deutsche Wirtsleute. Einen Tag später über Tientsin bis Peking. Im Zug mehrere Deutsche, u. a. Baurat Dorpmüller, der die Tientsin-Pukou-Bahn baute. In Peking zwei Tage im Hotel Trendel (Wagon-lits) gewohnt, mit Rickscha 16 km NW zum Sommerpalast. Stadtmauer 24 km lang, 16 Tore. Nach weiteren 1200 km Fahrt dann am 27. Oktober in Hankou, dort abends an Bord der Jaguar. Am 28. Oktober flußabwärts. 600 sm nach Shanghai. Der Vertragslotse der Kaiserlichen Marine für den Yangtse, Herr Kley, war ein Mecklenburger, der Bankdirektor Mirow in Hankou auch. Die Stationierung von Kanonenbooten und flachgehenden Flußkanonenbooten wurde wie von England, Amerika und Japan auch vom Deutschen Reich für notwendig erachtet, um den Handel vor Flußpiraten zu schützen. Die beiden „Kleinen“, Vaterland und Tsingtou, befuhren den oberen Yangtse bzw. den Sikiang oberhalb Kanton; Iltis, Jaguar, Tiger, Luchs wechselten ihren Bereich um Hongkong, Schanghai, Hankou und Tientsin. Fahrten nach Korea, Japan und den Philippinen konnte man Erholungsreisen nennen.

Wie von den anderen Seemächten in aller Welt, gab es auch von deutscher Seite hier große Schiffe: Panzerkreuzer Scharnhorst und Gneisenau, kleine Kreuzer Emden und Nürnberg. Stützpunkt für Instandhaltung aller deutschen Schiffe war die Tsingtauwerft mit Dock. Mit den deutschen Botschaften, Generalkonsuln und Konsuln standen die Kommandanten laufend in Verbindung.

Die 600 sm (rd. 1000 km) des Yangtseunterlaufes legten wir in drei Tagen zurück, da nachts meist einige Stunden geankert werden mußte; denn Untiefen gibt es genug, dagegen keine Fahrwasserbojen. In Schanghai sahen wir uns um: Klub Konkordia, Iltisdenkmal am Land (im Weltkrieg beseitigt), Bubbling Well-Road als Hauptstraße, Weihnachtseinkäufe und Postversand. Am 6. November in See, Ziel Hongkong; Amoy und Swatou wurden angelaufen. Hongkong: Ankunft 13. November, dort stießen wir auf den Lloyd-Dampfer Princess Alice mit dem Fähnrichtransport, er brachte auch meine zwei schweren Kisten Ausrüstung mit.

Hongkong hat subtropisches Klima und war anfangs ein Seuchenherd (acht Friedhöfe im happy valley); aber die Engländer haben die Insel saniert. Die Europäer wohnten zumeist auf dem peak (ca. 600 m), Zahnradbahn führt hinauf. Klub Germania in halber Höhe. Konsul Vorretsch (Schwabe) wohnte auch oben. Besuche, Einkäufe, mit der Mannschaft Ausflug zum Baden nach Deep-water-bay.

1. 12. in See, 7. 12. vor der Yangtsemündung (Wusung), Scharnhorst und Gneisenau dort. Dienstantrittsmeldung beim Geschwader-Chef Kontre-Admiral Graf Spee. Dann den Wangpu hinauf nach Schanghai: Chinesisches Theater (hist. Dramen mit burleskem Zwischenspiel), chinesisches Diner (viele Leckereien, Reis); zuletzt sing song girls, ein teurer Spaß für den Gastgeber, der Schiffshändler für die Marine war. Deutsche Medizin- und Ingenieurschule dort besucht, viele Schüler, die in Deutschland studieren wollen.

Von Dezember 1912 bis Hochsommer 1914 habe ich an vielen Fahrten und Landbesuchen und hochinteressanten Besichtigungen teilgenommen.

Am 25. 7. 1914 erhielten wir wegen der gespannten politischen Lage den Befehl, beschleunigt yangtseabwärts zu fahren. Dabei gab es einen kleinen Zusammenstoß mit einem großen chinesischen Holzfloß, so daß wir in Schanghai einen Tag ins Dock mußten. An diesem 31. 7. 1914 fuhr das englische Kanonenboot „Thistle“ schon ohne Relingketten, gefechtsklar vorbei. Wir wurden am selben Abend ausgedockt; ohne Lichter seewärts, nachts durch die Norddurchfahrt unter „Klarschiff“ nordwärts mit hoher Fahrt, kein Feind — nach Tsingtau. 1. 8. 1914, 7 Uhr früh an Tsingtau. Cormoran, Iltis, Luchs, Tiger, „Kaiserin Elisabeth“ waren schon dort. Emden war am 31. 7. bereits ausgelaufen. Wir erwarteten Befehle.

Am 2. 8. kommt das Telegramm: Kriegszustand mit Rußland und Frankreich! Ll. D. „Prinz Eitel Friedrich“, von Schanghai zurückgerufen, läuft ein, wird von Iltis-, Tiger-, Luchs-Besatzungen als Hilfskreuzer besetzt und ausgerüstet.

Am 5. 8. erhält die Deutsche Bank Telegramm: England mobil!

6. 8. 1914: Emden hat den Dampfer „Rjasan“ der russisch-freiwilligen Flotte gekapert und läuft mit ihm ein. Cormoran-Besatzung geht auf ihn über und macht ihn zum Hilfskreuzer. Emden und Prinz Eitel Friedrich voll Kohlen, laufen aus. Bis zum Endkampf schädigten die „Emden“ und „Prinz Eitel Friedrich“, später in den USA interniert, den Feind durch Versenkung von Handelsschiffen.

Aus China, Sibirien, Japan trafen laufend Reservisten in Tsingtau ein. Telegrafische Verbindung nach der Heimat war vorläufig unterbrochen. Japan stellte am 15. 8. Ultimatum betr. Übergabe Tsingtaus und aller deutschen Schiffe. Frist 23. 8.

Krieg. Frauen und Kinder wurden fast alle nach Tientsin und Schanghai evakuiert. Über die Verteidigung Tsingtaus, die Versenkung der Schiffe außer Jaguar sind Bücher geschrieben worden. Bis zum 6. November hat Jaguar von der Kiautschou-Bucht aus häufig auf japanische Batterien, die Anmarschstraße und Schützengräben geschossen. Am 7. November früh, als zwei von den fünf Infanteriewerken gefallen waren und der Kampf an Land eingestellt wurde, ging die Besatzung auf den Polizeidampfer über, als letzte der Artillerieoffizier und ich, nachdem wir die Bodenventile geöffnet und Sprengladungen vorbereitet hatten. Kurz vor 5 Uhr sank das treue Schiff im tiefen Fahrwasser — wie ein Mensch stirbt.

9. 11. 1914: Totenfeier auf dem Friedhof, 101 Mann in zwei Massengräbern. Etwa 60 Mann waren schon vorher gefallen bei der Verteidigung und dem Ausfall, darunter eine Anzahl Österreicher und ein Marine-Oberingenieur d. R., der mir nahestand.

Wir hatten es als Kriegsgefangene nur mit japanischen Offizieren zu tun, und die waren ritterlich eingestellt infolge ihrer Samurai-Überlieferung. Der Kommandeur, ein hoher Adliger, Marquis Saigo Torataro, war in Deutschland ausgebildet worden. Wir wurden in den vier Jahren gleichmäßig gut behandelt. Bei unserem Transport mit der Bahn von Kobe bis Tokio wurden wir auf mehreren Stationen mit Höflichkeit und Fürsorge behandelt. Im Lager erhielt jeder Weihnachten ein kleines Geschenk von den Japanern, dazu viele Pakete von den Chinadeutschen (ich noch bes. vom V. D. I. in Schanghai), vom Reich erhielt jeder Soldat 2 Yen (4 M). Später, Weihnachten 1918, brachte uns eine Deputation japanischer Damen 10 kunstvolle Körbe mit Blumen und etwa 500 farbige Postkarten nebst einer langen Gruß- und Trost-Adresse in gutem Deutsch. Es waren Angehörige der Gefallenen und Gefangenen von Hitatschi Maru, dem Schiff, das Hilfskreuzer Wolf beschossen und versenkt hatte. Der Kapitän der

Hataschi Maru hat sich später angesichts der Heimat erschossen als Opfer und Entgelt für den Tod der bei der Gegenwehr Gefallenen (Yamatodamaschii, Japans Ehrenpflichtkodex).

In Kobe wurden wir durch einen Vertreter des Reiches (Schweizer Konsul) vom Fahneid entbunden und als Soldaten zur Republik übernommen. Der Dampfer Hofaku Maru brachte uns heim. Von Sabang nahe Sumatra, Kohlenstation, bis Aden 10 Tage, Rotes Meer, Suezkanal, 6. Februar Port Said, 26. Februar Wilhelmshaven, in der Nordsee mit deutschem Lotsen durch Minenfelder, 28. Februar Neubrandenburg und 2. März 1920 bei den Eltern.

Ich war nicht — wie jene zwei in Rostock bzw. Parchim geborenen nordischen Kornetts „bei den Preußen“ zu höchsten militärischen Würden aufgestiegen, hatte nicht wie jene in Menzendorf bei Ratzeburg aufgewachsenen Brüder Siemens große Erfindungen gemacht, auch nicht wie jener Rostocker Behm etwas dem Echolot Ähnliches erfunden, war vielmehr als Seemann in meinem ganzen Lebenslauf bemüht, alle sich bildenden Schwierigkeiten zu überwinden und damit dem Ganzen zu dienen, gemäß dem von Prof. Haberland in der Tertia zitierten Schiller-Distichon:

Immer strebe zum Ganzen! Und kannst du selber kein Ganzes
werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!

Wilhelm Unger 1775-1855*)

Neffe von Wilhelm Tischbein
Hofmaler und Professor in Neustrelitz
von Eckhard Unger

Anhang III Literatur, Auszüge und Abkürzungen

Alten, Friedrich von, J. H. W. Tischbein, Leben und Briefwechsel, Leipzig, 1872:
II, 1—6, 10

Andresen, Andreas s. Heller

Apell, David von, Cassel und die umliegende Gegend, Cassel, 1792¹, S. 1, 7, 41, 44,
88, 99 = K 1 bis 6

B: Breite

Berlin: Kunstausstellung, 1820, S. 19, Nr. 117: „Herr Ungar“ (!). — Der obere Teil von
Raffaels Transfiguration, Sepiazeichnung (= Z 28)

Kunstausstellung, 1828, S. 49, Nr. 487: „Porträt eines Kindes, Miniaturbild,
W. Unger, in Neustrelitz.“ (= M 22)

Kupferstichkabinett: K 7, 16

Kaiser Friedrich Museum, Verz. Gemälde 1931⁹, S. 544 ff. (= M 5,7 bis 10)

Nationalgalerie, Katalog der Handzeichnungen (L. v. Donop), 1902, S. 531, Nr. 79
(= E 1), Nr. 81 (= E 2)

Biehler, T., Über Miniaturmalereien, Wien, 1861, S. 89: „Unger, Christian
Wilhelm Jacob, gewöhnlich Wilhelm Unger genannt, Maler und
Kupferstecher, wurde 1775 zu Kirchlotheim im Großherzogtum Darm-
stadt geboren und von seinen Oheimen Johann Heinrich und Hein-
rich Wilhelm Tischbein in Cassel unterrichtet. Hierauf wurde er Hof-
maler des Fürsten von Waldeck in Arolsen, verließ aber nach einiger Zeit

*) Vgl. „Das Carolinum“ Nr. 33, S. 16 ff; Nr. 34, S. 4 ff; Nr. 35, S. 62 ff; Nr. 36, S. 30 ff.



Pauline Bahlcke, geb. Dautwitz
(1807, Berlin - 1880, Neustrelitz)
um 1845, unsigniert: Familienüber-
lieferung Bahlcke: von Prof. Unger.
Privatbesitz (Ö 39)



Hermann Bahlcke
(1802, Lindow - 1886, Neustrelitz)
Hofrat (1826), Regierungssekretär
(1832), Neustrelitz. Um 1845 (Ö 38)
Gegenstück zu Ö 39, Privatbesitz

diese Dienste und begab sich nach Paris, wo er noch 1815 lebte. Später arbeitete der Künstler einige Jahre in Hamburg und zuletzt in Neustrelitz. Er malte Bildnisse in Öl und Miniatur. F. Ruschewey stach 1834 nach seinem Gemälde (= Ö 10) das Bildnis des großherzoglichen mecklenburgisch-strelitz'schen Staatsministers A. von Oertzen." (= E 3).

Brieger, Lothar, Das Pastell, seine Geschichte und seine Meister, 1921, S. 339: „Wilhelm Unger. Mecklenburg-Strelitz hat an der nord-deutschen Pastellgeschichte einen nicht unerheblichen Anteil. Der Hofmaler Wilhelm Zeller hat pastelliert und der aus dem Darmstädtischen stammende Wilhem Unger, der Schüler Isabey's, ist nicht nur ein sehr guter Miniaturmaler, sondern auch ein feiner Pastellist gewesen.“

Brinckmann, A. E., Kestner Gesellschaft, Bildnisminiaturen aus niedersächsischem Privatbesitz; XIX. Sonderausstellung, 8. IX.—13. X. 1918: S. 126 ff. (Nr. 667 = M 12—13), (Nr. 668 = 14), Nr. 669 = 19), (Nr. 670 = M 21), (Nr. 778 = M 24).

Brückner, Erich, Die Woldegker Stadttore: MSH I, 1925, S. 31 (= Z 9—11).

Buttel, Friedrich Wilhelm (I. XII. 1796, Zielenzig — 4. XI. 1869, Neustrelitz) Oberbaurat. — „Erinnerungen an F. W. Buttel“, Berlin, Gustav Lange, 1870 (unbekannter Verfasser)

Müther, Hans, „Friedrich Wilhelm Buttels Leben und seine Kirchenbauten“, Neubrandenburg, Feller, 1936 (Dissertation der Technischen Hochschule, Braunschweig, I. III. 1935), S. 8, S. 42 (= Ö 12), vgl. III: Wulkenzin

Cicerone X, 1918, S. 292

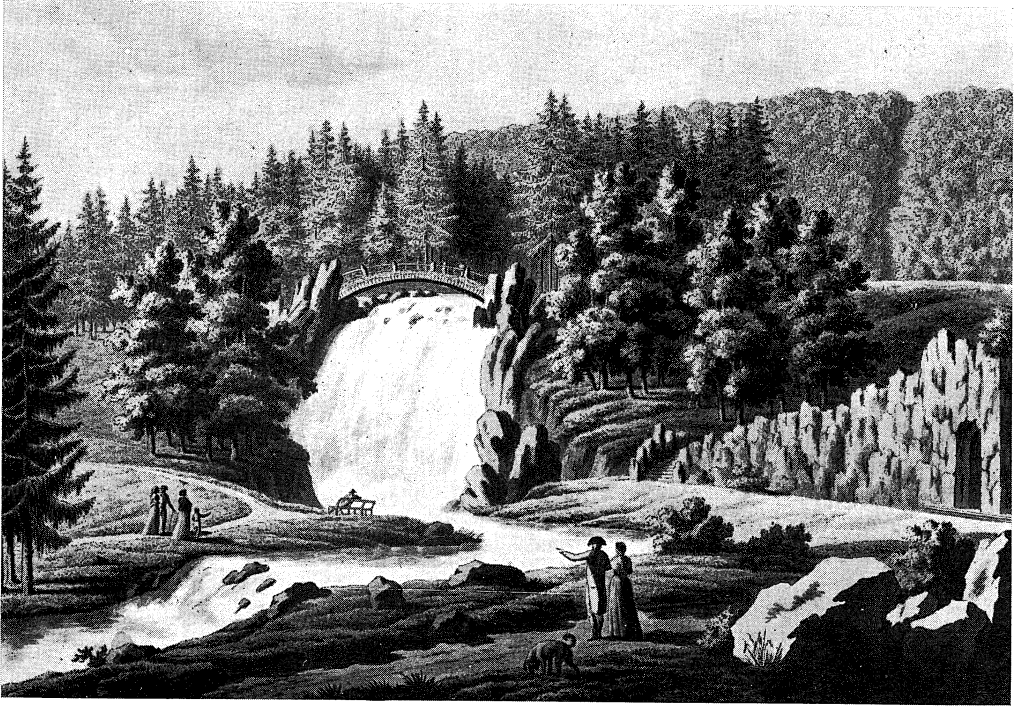
D: Durchmesser

E: Ergänzungsbild s. IV (Werke)

Eggers Friedrich und Karl, Christian Daniel Rauch, Band III, S. 51 f.: „Die Großherzogin Marie, eine Tochter des Landgrafen Friedrich zu Hessen-Kassel, hatte nämlich eine hervorragende Begabung für Ausübung der Malerei.



Theodor von Scheve auf Canzow, Kammerdirektor
Ölgemälde von W. Unger in Privatbesitz (Ö 11).



Teufelsbrücke auf dem Weissenstein bei Kassel
Kupferstich von W. Unger, 1795. Kupferstichkabinett Berlin (K 7).

Als sie in dem jugendlichen Alter von kaum 21 Jahren dem Gemahl in die neue Heimat folgte, brachte sie ihren Lehrer, den Professor Wilhelm U n g e r mit dorthin, der einer der begabtesten Schüler des Miniaturmalers I s a b e y in P a r i s gewesen war. Unter seiner Leitung hatte die Großherzogin diese Gattung der Malerei zuerst geübt. Eine Anzahl Miniatur-Kopien nach alten Gemälden von ihrer Hand im Schlosse zu Neustrelitz, sowie nach der Natur gemalte Porträts von Familienangehörigen bezeugen ihr Talent. Demnächst leistete sie Vortreffliches in Sepia-Kopien nach R a f f a e l s c h e n Gemälden, bis sie endlich mit ihrem alten Lehrer U n g e r zusammen, unter Leitung von K a r l E g g e r s nach dessen Rückkehr aus R o m, in Öl zu malen begann. Dies hat sie bis zu ihrem unlängst im 85. Lebensjahre erfolgten Tode, also zwei volle Menschenalter hindurch, fortgesetzt mit einem Ernst, ja mit einer Berufsfreudigkeit, welche sie mit größter Regelmäßigkeit viele Stunden des Tages an die Staffelei bannte. So entstand eine so beträchtliche Anzahl von Gemälden, wie kaum je von andrer Frauenhand, vorzugsweise unter strenger Selbstkritik der Grenzen des eigenen Talents, Kopien nach anderen Meistern, oft von überraschender Ausführung.“

Fischer, Pfarrer in Kirchlotheim: I, 2, Nr. 1, 2, 7

Füeßli, H. H., Künstlerlexikon, 1806—1821; 1819 = II, 10, S. 4010

H: Höhe

Hecker, Pfarrer in Kirchlotheim; 1, 2

Heeß, Wilhelm, GBM = „Geschichtliche Bibliographie von Mecklenburg“, Rostock, Hinstorff, 1945

Heller Josef, und Andresen, Andreas, Handbuch für Kupferstichsammler, II, 1873, S. 626. — vgl. Heller, a. a. O. 1850², S. 751

H e u s s n e r, Friedrich, Johann Heinrich Voß als Schulmann in Eutin, 1882, S. 22: „Ein später (1817) von T i s c h b e i n gemaltes Bild (von V o ß) zeigt uns ebenso,



*St. Georg zu Pferd, den Drachen tötend,
am Meeresufer, rechts sein Kahn, um 1825,
Neustrelitz, Schloß (Ö 16)*

wie die von ihm vorhandene Büste einen streng geschlossenen Mund mit leicht aufgeworfener Oberlippe, ein edeles Längenprofil mit stark hervorragender sanft gekrümmter Nase, das lange Haar von der hohen zurückgehenden Stirn scharf nach hinten gekämmt. Von Bippen (Eutiner Skizzen, Weimar, 1859, S. 193) bezeichnet den Mund auf demselben als ‚streng geschlossen‘ und es stimmt dies mit der Büste im Archäologischen Institut zu Heidelberg, welche vielfältig ist, und wonach die Büste zu Otternsdorf abgeformt wurde. Auch die Charakterisierung Merckels (Garlieb M., Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche, 1812, S. 221) paßt gut dazu. Wo das Bild sich jetzt befindet, habe ich nicht ermitteln können. Eine Kopie desselben im Besitze der Familie Hellwag hier stimmt mit der Beschreibung Bippens überein, nur ist der Mund nicht geschlossen, sondern etwas geöffnet, wodurch der Ausdruck des Gesichtes wesentlich verändert wird. Die Kopie wurde, wie mir erzählt ward, von einem Schüler Tischbeins angefertigt, doch gab ihm der verstorbene Oberregierungsrat Hellwag Anweisung, Einiges zu ändern.“ (Vgl. L 3.)

Hoffmeisters, Jacob, gesammelte Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen, herausgegeben von G. Prior, Hannover, 1885, S. 126. Vgl. II, 9: „Unger, Wilhelm, zu Kassel, hat verschiedene sehr gute Radierungen und Kupferstiche geliefert, meist in Vignettenform, von Kassel und Weissenstein (Wilhelmshöhe) namentlich in den Jahren 1790 bis 1792 in den Apell'schen Schriften über Kassel. Er unterzeichnete seine Arbeiten mit W. Unger, meist aber nur mit W. U. Auf einigen größeren Blättern von Wilhelmshöhe steht Wil. Unger. Er hat zwar vorzugsweise Landschaften geliefert, doch hat man auch Tierstücke, darunter namentlich ein sehr gutes Kamel mit seinen Jungen (= K 10); nach A. von Ostade: Brustbild eines Bauern, welcher Münzen betrachtet (= K 13); ebenso hat er die verkehrte Welt von Paul Otter in Kupferstich geliefert (K 14 — 16). In einem eigenhändigen Brief von Wilhelm Tischbein an seinen Schüler Professor Ludwig Hummel (Richtig: Johann Erdmann Hummel!) zu Kassel, Eutin, den 10. Februar 1820 kommt die Stelle vor: ‚Von Unger habe ich lange keine Nachricht gehabt, Lescow und Flohr sind in Rom, Forstmann in München.‘ Danach hat Unger 1820 noch gelebt.“

Notiz von Herrn Direktor Dr. Luther: „Christ. W. J. Unger. Um 1790 bei seinem Oheim J. H. Tischbein in Kassel, seit 1795 in Arolsen als waldeck. Hofmaler. Lemberger, Miniaturmaler, S. 157.“

Hustaedt, Konrad: NZ vom 22. XII. 1912, Nr. 299, Beilage. — MSH III, 1927, S. 246. — MSH I, 1925, S. 31. — MSH IX, 1933, S. 49. — Mecklenburg. Monatshefte III, 1927, S. 246, 257. — Meckl. Monatshefte IX, 1933, S. 233.

K: Kupferstich s. IV (Werke)

Krüger, Georg, Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Mecklenburg-Strelitz I, 2, 1925, Woldegk, S. 197. — a. a. O. I, 3 Nbg., S. 231 (Wulkenzin). — Pastoren in Stargard, 1904, S. 226 (Hans Schinn): II, 12 bis 15

L: Lithographie s. IV (Werke)

Landeszeitung, Neustrelitz, 1926, Nr. 42

Landberger, Franz, Wilhelm Tischbein, Bücher der Kunst, III, 1908, S. 132, 136, 158 und 215

Le Blanc, Manuel de l'amateur d'est IV, 1890

Lemberger, Ernst, Beiträge zur Geschichte der Miniaturmalerei, 1907, S. 120 f. — Meisterminiaturen aus 5 Jahrhunderten, 1911.

Die Bildnismalerei in Deutschland, 1550—1850, 1909, S. 222:

„Ein bedeutender Miniaturist war Christian Wilhelm Jacob Unger, der 1775 in Kirchlotheim im Großherzogtum Hessen geboren wurde. Seine Oeime Johann Heinrich Tischbein (der Jüngere) und Wilhelm Tischbein in Kassel erteilten ihm den ersten Kunstunterricht. Nach 1815 arbeitete Unger einige Jahre in Hamburg. Er starb nach 1830. Unger ist einer der tüchtigsten Bildnismaler, die Deutschland aufzuweisen hat. Seine

Manier erinnert an die großen Wiener Miniaturisten. Am nächsten kommt er Robert Theer. Wir kennen einzelne Miniaturen, die qualitativ denen Robert Theers durchaus nicht nachstehen. So befanden sich unter den Miniaturen aus dem Bestande der Königlichen Museen in Berlin einige ganz vorzügliche Bilder des Malers.“ (= M 5,7–10.)

Luthmer, Die hessische Malerfamilie Tischbein, 1934, S. 7, s. Hoffmeister

M: Miniaturen s. IV (Werke)

Marie, Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz: MSL, 1889, S. 144, Nr. 138: Liste der Kunstwerke der Großherzogin Marie: „anno 1818, Engel Gabriel mit der Lilie nach Unger (Sepia)“ = Z 29. — „anno 1822, Madonna mit Christuskind nach Unger (Sepia)“ = Z 30

Meusel, Johann Georg, Teutsches Künstlerlexikon, 1809²), II, S. 467

Meyer, J., Conversationslexikon, Erste Auflage, 1852, 2. Abteilung, Band XIII, S. 124: „Christian Wilhelm Jakob Unger, Maler und Kupferstecher, 1775 zu Kirchlotheim im Großherzogtum Hessen geboren, Schüler seiner Oheime Joh. Heinr. und Heinr. Wilhelm Tischbein in Kassel, wurde Hofmaler des Fürsten von Waldeck in Arolsen, ließ sich aber später in Paris nieder, zog von da nach Hamburg und zuletzt nach Neustrelitz. Er malte Bildnisse in Öl und Miniatur, welche sich durch große Ähnlichkeit und schöne Behandlung auszeichnen.“

Michel, Edmond, Etude biographique sur les Tischbein, peintres allemands, 1881, S. 5, S. 36: „Christian-Guillaume Jacob Unger, né en 1775. Élève de son oncle Jean Henri II. qui lui enseigna la peinture et la gravure, il entra au service du prince de Waldeck, grâce à la générosité duquel il put se perfectionner à Paris.“

MSA: Mecklenburg-Strelitzische Anzeigen

MSG: Mecklenburg-Strelitzer Geschichtsblätter

MSH: Mecklenburg-Strelitzer Heimatblätter

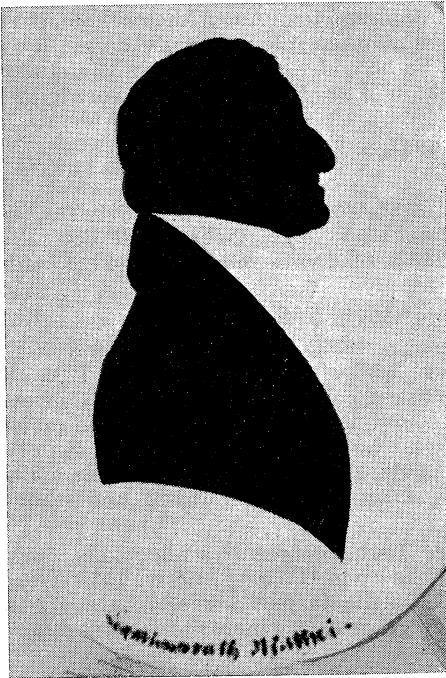
MSL: Mecklenburg-Strelitzer Landeszeitung = Landeszeitung

Müller und Singer, Allgemeines Künstlerlexikon, 1901³), IV, S. 464 = Biehler s. dort

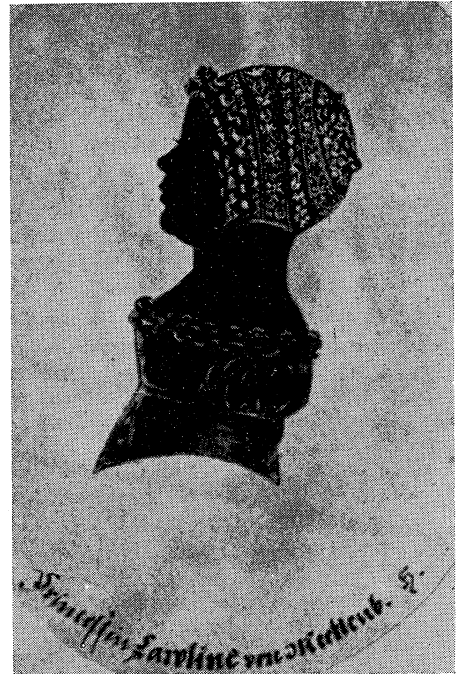
Müller-Wulkow s. Oldenburg

Nagler, Neues Allgemeines Künstlerlexikon, XIX, 1849, S. 241: „Unger, Christian Wilhelm Jacob, gewöhnlich Wilhelm Unger, Maler und Kupferstecher, wurde 1775 zu Kirchlotheim im Großherzogtum Darmstadt geboren und von seinen Oheimen Johann Heinrich und Heinrich Wilhelm Tischbein in Kassel unterrichtet. Hierauf wurde er Hofmaler des Fürsten von Waldeck in Arolsen, verließ aber nach einiger Zeit diese Dienste und begab sich nach Paris, wo er noch 1815 lebte. Später arbeitete der Künstler einige Jahre in Hamburg und zuletzt in Neustrelitz. Er malte Bildnisse in Öl und Miniatur, welche sich durch große Ähnlichkeit und schöne Behandlung auszeichnen. F. Ruschewey stach 1834 nach seinem Gemälde (= Ö 10) das Bildnis des Großherzogl. Meckl. Strelitz. Staatsministers A. von Oertzen, fol (= E 3). Unger radierte einige Blätter und führte sie mit dem Grabstichel weiter aus. Auch in der Lithographie leistete er Gutes. 1) Das Bildnis des Dichters Johann Heinrich Voß, nach Tischbein lithographiert, 1826, fol. (= L 3). 2) Das berühmte Pottersche Tierdrama in der Gallerie zu Kassel, den von den Tieren eingefangenen Jäger vorstellend (= K 14 — 16). Sie bringen ihn mit seinem Pferde und seinen Hunden vor den Löwen zur Bestrafung. Radiert und gestochen 1804. Schmal groß quer roy. fol. 3) Eine liegende Kuh nach rechts, gut radiert, quer 12 (= K 9.) 4) Ein Eber von vier Hunden angefallen, nach Potter und schön radiierter Kopie nach M. de Bye's Blatt. Unger fec. quer. 8 (= K 18).“ (Text fast wörtlich übernommen im „Hamburger Künstlerlexikon, 1854, S. 272.)

Nagler, die Monogrammisten V, 1879, S. 188, Nr. 930: „U“: Christian Wilhelm Jacob Unger, Maler, Kupferstecher und Lithograph. Er war ein Schü-



Legationsrath Matthei
(S. 48)



Prinzessin Caroline von Mecklenburg-Strelitz * 10. I. 1821 (S. 5) (1824)

ler seines Oheims Heinrich Wilhelm Tischbein in Kassel und arbeitete an verschiedenen Orten, wie Arolsen, Hamburg, Neustrelitz. Mit dem Buchstaben „U“ signierte er ein radiertes Blatt: „Vue de la grotte de Pluton et de la cascade à Weissenstein.“ quer 4. (= K 8). Nr. 956: „Außer des Buchstabens ‚U‘ bediente sich der Künstler zuweilen auch eines aus WU bestehenden Zeichens.“

Neuer Teutscher Merkur s. Wieland

NSA: Neustrelitzische Anzeigen

NZ: Neustrelitzer Zeitung

NZ: Neubrandenburger Zeitung

Ö: Ölbilder s. IV (Werke)

Oldenburg, Gedächtnisausstellung Wilhelm Tischbein, 1930, von Müller=Wulkow, S. 72, Nr. 537–538 (= L 1–2)

P: Porzellanmalerei s. IV (Werke)

Paris, Explication des ouvrages de peinture, sculpture etc. exposés au Musée Napoléon le 1^r novembre 1812, prix un Franc, Paris 1812, S. 98: „Unger, quai des Augustins Nr. 15. Nr. 908 — Un portrait de femme assise. Miniature.“ (= M 6). Vgl. M 27 (Ausstellung von 1814)

Piper, Max, Chronik der Familie Piper, Stettin, 1886, S. 28 f. (Geheimrat Anton Piper. — Sein Sohn heißt nicht Anton, sondern Carl Wilhelm Albert Piper, S. 33, Tafel V = Ö 23 — 24

R o s t o c k , Kunstausstellung, Kunstverein, das Bildnis in Mecklenburg von etwa 1850 bis zur Gegenwart, 1934, S. 16. — Rostocker Anzeiger, 10. XII. 1926

R u m p , Ernst, Lexikon der bildenden Künstler Hamburgs, Altonas und der näheren Umgebung, Hamburg, 1912, Otto Bröcker & Co., S. 144: „Unger, Christian Wilhelm Jacob, Maler, Kupferstecher, Lithograph, geb. 1775 Kirchlotheim bei Darmstadt, Schüler seiner Onkel Joh. Heinr. und Wilhelm Tischbein in Kassel, wird Hofmaler des Fürsten von Waldeck in Arolsen, geht dann nach Paris, wo er noch 1815 lebte. Hierauf einige Jahre in Hamburg und Neustrelitz tätig. Werke: Bildnis des Staatsministers A. v. Oertzen in Neustrelitz (= Ö 10), von F. Ruschewey gestochen (= E 3). Lithographie seines Oheims und Lehrers Heinr. Wilh. Tischbein 1824 (= L 2) und des Dichters Voß 1826 (= L 3). Radierungen nach Potter (aus der Galerie Kassel). (= K 14 — 16)

S: Silhouetten s. IV (Werke)

S c h i d l o f , Leo, Katalog der internationalen Miniaturen-Ausstellung in der Albertina in Wien, Mai — Juni 1924, S. 103, Nr. 909: „Unger, W. Bildnis eines Generals in blauer Uniform mit rotem, goldgesticktem Kragen und zahlreichen Ordensauszeichnungen. Rechts signiert: W. Unger 187 (wohl = 1817), elfenbein, oval, 4, 1:3,3 cm (nicht abgebildet) Besitzerin: Frau Alexandrine Brusselle, (Graz) (= M 15).

S c h i l l e r , Carl G. W., J. H. W. Tischbein, Aus meinem Leben, Braunschweig, 1861, Vorwort, S. XIX (vgl. auch I, 3): „Viele Hunderte (von Zeichnungen zu Homer) wurden teils von Tischbein selbst, teils von Hummel, Unger und Morgen in Kupfer gestochen.“ (= K 20)

S ö r r e n s e n , Wolfgang, J. H. W. Tischbein, 1910, S. 105

S t o l l , Adolf, Joh. Friedr. Aug. Tischbein, 1923, S. 211

S t r i e d e r , Friedrich Wilhelm, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-geschichte, 1812, XVI, S. 218: I, 2, Nr. 4, 5, 6, 7

T-B: Thieme — Becker, Künstlerlexikon

U n g e r , Eckhard, Wilhelm Unger: T-B, Band XXXIII, 1938, S. 1165 f.

V e l h a g e n und Klasings Monatshefte LXXIX, 35. VII. 1921, S. 504

W e i g e l , Rudolf, Kunstlager Katalog, XXXV, S. 30, Nr. 25 115

W i e l a n d : Neuer Teutscher Merkur, 1904, März, S. 251 f.

W i e n , Katalog der Miniaturen-Ausstellung, 1905, Nr. 1331 (= M 16)

W i e n , Katalog der Miniaturen-Ausstellung, 1924, s. S c h i d l o f .

W i n k e l , Friedrich: NZ 1905, S. 304

W u l k e n z i n , 1831, Altarbild, Christus segnend, signiert: W. Unger 1831. — Rückseite: H. B. B., Neustrelitz (hinten). — Rückseite unten: W. Beiersdorff, darunter: Holtz. — Kirchensockel, außen, rechts unten: 1820, 22. Juni (Grundsteinlegung). — Bibelpult, innen: H. T. W. 3, darunter: H (?). E. S., darunter: Neubrandenburg.

Z: Zeichnungen s. IV (Werke)

Zimmermann, E., Geschichte der Lithographie in Hamburg, 1896, S. 31

Ein anderes Gesicht trat an dem Toten hervor... Es zeugte von der Zucht der Sachlichkeit, durch die allein ein Mensch so frei von sich selbst wird. Es zeugte von dem großen Herzen, aus dem allein die echte Vornehmheit kommt.

Gertrud Bäumer (Der Park)

Über den Ursprung und die Geschichte Malchins

Von Ulrich Fischer

Die bekannte Malchiner Chronik von H. C. Gotthard, 1862, erweitert von Fritz Brockmann, 1902, berichtet lakonisch: „Über die erste Gründung Malchins läßt sich wohl schwerlich etwas Zuverlässiges berichten. Daß die Stadt im Fürstentum Wenden belegen, 1236 am 7. April von Herrn Nicolaus III. zu Werle das Schweriner Stadtrecht erhalten, 1316 bis 1375 der Parchimschen Linie gehörig, seit 1436 mecklenburgisch etc. — dies ist alles, was uns der Staatskalender über ihren Ursprung sagt . . .“ Die Chronik fährt dann etwas naiv fort: „sowie nach anderen Berichten Malchin anfänglich ein Dorf gewesen sein soll.“

Es folgen dann Spekulationen über die mutmaßliche Entstehung unserer Stadt Malchin, die als „Sagen“ bezeichnet werden, strengeren Anforderungen aber wohl kaum genügen.

Die Festschriften und Artikel anlässlich der „725-Jahr-Feier“ Malchins 1961 geben noch einige weitere nackte Daten. Doch wirkt das Ganze ziemlich farblos. Im folgenden soll versucht werden, die interessante Zeit der Stadtwerdung Malchins den Heutigen etwas näher zu bringen. Sie ist nur im Zusammenhang mit der Christianisierung des Wendenlandes und der Eindeutschung dieses Gebietes in der großen deutschen Ostkolonisation des 12. und 13. Jahrhunderts zu begreifen. Zuvor soll jedoch ein Blick auf die ältesten Zeiten unseres Heimatgebietes geworfen werden.

Die Steinzeit (15000—1600 v. Chr. Geb.)

Über die ältesten Bewohner Mecklenburg-Vorpommerns gibt es naturgemäß keine schriftlichen Aufzeichnungen aus jener Zeit. Man ist auf die Deutung zufälliger Funde und der Ergebnisse planmäßiger Grabungen der Archäologen angewiesen. Diese sind jedoch so reichlich, daß sie uns ein recht gutes Bild jener längst vergangenen Zeiten vermitteln können.

Schon während einer wärmeren Zwischeneiszeit sind wahrscheinlich nomadisierende Jäger dem zahlreich vorhandenen Wild arktischer Prägung gefolgt und bis in unser Gebiet vorgestoßen, wie Fundorte von Meiendorf bei Hamburg (Wehlener Gruppe) und neuerdings in der Lüneburger Heide zeigen, die die Möglichkeit ähnlicher Funde auch bei uns zulassen.

Nach dem Ende der Eiszeit und dem Abschmelzen des nordischen Inlandeises — also vor etwa 15 000 Jahren — wird Norddeutschland, Dänemark und Südkandinavien allmählich von Jägern und Fischern besiedelt, die aus dem eisfreien Mitteleuropa kommen. Zeugnisse aus der älteren Steinzeit sind in unserem Lande nur schwach vertreten, etwas zahlreicher schon solche aus der mittleren Steinzeit oder dem Mesolithikum (10 000 bis 3000 Jahre v. d. Z.), z. B. von Boizenburg, Schwerin usw. Auch in Malchins Umgebung wurden Feuersteinwerkzeuge aus dieser Epoche von der Oberfläche aufgelesen, namentlich am Südrande des „Kalenschen Holzes“, der schon ziemlich früh besiedelt worden zu sein scheint und es auch durch die Jahrhunderte blieb.

Der Rohstoff für die ersten menschlichen Werkzeuge war der Feuerstein, auch Flint genannt.

Dem um das Malchiner Heimatmuseum hochverdienten Lehrer Berg war es vorbehalten, aus den Steinen, die er von Schulkindern auf dem Bataillenberg bei Salem hatte sammeln lassen, einen prachtvollen Faustkeil zu entdecken, das spätere Prunkstück des Heimatmuseums.

Ein Laie würde den Stein für ein wertloses Zufallsprodukt der Natur halten. Man muß jedoch das herzförmig zurechtgeschlagene Werkstück einmal in die Hand genommen haben, um festzustellen, wie gut es sich der Hand anschmiegt und daß es für allerlei Arbeiten, wie Knochenzertrümmern, Bäumefällen und als Waffe gut zu gebrauchen ist.

Das Klima war zunächst mild-feucht, später mild-trocken. Die am meisten verbreitete Kiefer machte der Eiche Platz, die nun zum führenden Waldbaum wurde.

In der jüngeren Steinzeit (3000 bis 1600 v. d. Z.) hat die urwaldartige Ausbreitung der Eiche ihren Höhepunkt erreicht. Die Niederschläge vermehrten sich in dieser Zeit. Im 2. Jahrtausend v. d. Z. treten die ersten Buchen auf, die allmählich die Eichen überwogen. Durch das ständig steigende Grundwasser verlandeten unsere stehenden Gewässer und vertorfte die Täler und Becken, auch das Gebiet zwischen Kummerower und Malchiner See. Vorher hatte sich von Verchen bis Dahmen in einer einzigen Wasserfläche das einheitlich entstandene Gletscher-Zungenbecken erstreckt. Die Vertorfung wurde wahrscheinlich durch einige Untiefen und durch den Schlamm und Schutt begünstigt, den die „Ostpeene“ heranschaffte. Die Vertorfung muß sehr früh begonnen haben. Denn gegenüber dem Malchiner Bahnhof hat man beim Bau der dortigen Sägerei eine Torftiefe von 25 m gemessen. (Größte Tiefe des Kumerower Sees heute 30 m, des Malchiner Sees 16 m.)

Die Menschen hatten sich inzwischen weiterentwickelt. Aus den nomadisierenden Jägern und Fischern waren sesshaftere Gruppen geworden. Die Männer gingen zwar weiter der Jagd nach. Doch der Ackerbau — der wohl mehr den Frauen überlassen blieb — und die Viehzucht fanden Eingang. Die ersten Haustiere wurden gezüchtet. Die Entwicklung der Werkzeuge und Waffen machte Fortschritte. Sie sind zum Teil schon geschliffen, auch wohl mit Verzierungen versehen. Hämmer und Äxte wurden häufig durchbohrt. Man bediente sich des Speers und des Bogens. Das Auftreten der ersten Töpferwaren weist auf Dauer-siedlungen hin. Aus dem Nomaden und Sammler wurde ein Bauer.

Aus Siedlungen an vermoorenden Seen, z. B. bei Dargun, kann man aus den Knochenresten die Speisekarte der Menschen jener Tage ablesen. Die Reste von Fischen sind allerdings durch die Bodensäure restlos vernichtet.

Die heimischen Altertumsmuseen, v. a. das Schweriner, sind überfüllt von prächtigen dünn- und dicknackigen Beilen, von Meißeln, Dolchen usw. aus dieser Zeit.

Der Bernstein, der in den Winterstürmen an der Ostsee an den Strand geworfen wurde, diente als Schmuckstoff, später auch als Tauschartikel.

Einfache Handmühlen — ein knieförmig ausgehöhlter Feldstein und ein charakteristisch abgerundeter Handstein — die auch noch jahrhundertlang später in Gebrauch waren, findet man allerorten in der Malchiner Umgegend. Leider sind aus Unverstand große Mengen von ihnen zerschlagen worden. Eine Reihe alter Handmühlen war vor dem Basedower Schloß zusammengetragen worden. Ein großer Mühlenstein des Malchiner Heimatmuseums war unter dem Vorbau des Rathauses zu sehen.

Die Keramik jener Zeit zeugt schon von großem handwerklichen Geschick. Wegen der Verzierung durch Eindrücken von Holzstäben in den noch feuchten Ton hat man diese Gefäße als Tiefstichkeramik bezeichnet. Besonders schöne Tongefäße der jüngeren Steinzeit, Trichterrandbecher und Amphoren mit Tiefstichverzierung hat man u. a. bei Moltzow, dicht südlich des Malchiner Sees, gefunden.

Am auffallendsten sind die aus großen Steinblöcken, Relikten der Eiszeit, errichteten Grabkammern der Riesensteingräber, auch Megalith- oder volkstümlich H ü n e n g r ä b e r genannt.

Diese Anlagen, Sippengräber von Bauern, stehen heute meist frei in der Landschaft, waren jedoch ursprünglich mit einem Erdmantel umgeben, der bis an die Decksteine reichte und oft auch diese noch einschloß. (Die „schiefe Ebene“ beim Transport der schweren Felsbrocken.)

Hünengräber sind im Umkreis um Malchin recht zahlreich. Ein frei im Acker stehendes befindet sich in der Nähe von Faulenrost; ein weiteres sehr schönes und ein zerstörtes findet man am Parkrand von Basedow. Funde aus diesen Gräbern sind nicht bekannt.

Ein noch größeres steht unmittelbar neben der Chaussee nach Dahmen kurz vor dem Lupenbach bei km 11,4. Hier sieht man auf dem großen Deckstein mehrere kleine halbkugelige Eintiefungen von 3 bis 5 cm Durchmesser, die sogenannten Schalen. Sie haben wohl mit der Grablegung keinen direkten Zusammenhang. Der dänische Vorgeschichtsforscher Sophus Müller nimmt an, daß die Schälchen beim kultischen Feuerbohren zur Sonnenverehrung entstanden sind.

In der Nähe, etwas weiter nordöstlich im Saupark, sind bei dem Bau der Kunststraße nach Dahmen um 1900 mehrere Hünengräber, die auf dem geplanten Wege lagen, zerstört worden. Man konnte noch vor einigen Jahren nahe dem östlichen Chausseegraben auf dem Seitenstreifen das Viereck einer Steinkiste erkennen. Außer einer Amphore und einer Feuersteinspitze aus dem noch vorhandenen Grab sind keine Funde bekannt.

Nach dem ersten Weltkrieg wurde an der Grenze der Demziner und Faulenroster Äcker ein Grab mit Beigaben freigelegt. Da aber der Amateur-Ausgräber ein Lehrer aus der preußischen Exklave um Zettemin herum war, gab er die Fundsachen aus der Grabanlage dem Altertumsmuseum in der 40 km entfernten preußischen Kreisstadt Demmin. (Waren mit einem sehr guten Heimatmuseum ist nur 16 km, Malchin 11 km entfernt.)

Einige zerstörte Hünengräber befinden sich im Park von Remplin. Bei Pisede wurde vor vielen Jahren ein Grab untersucht, das neben Skeletten auch Feuersteinbeile enthielt. Erst 1958 wurde am Bahnhof Basedow ein Steinkammergrab beim Kiesfahren aufgefunden. Leider war es schon zum Teil zerstört und enthielt keine Beigaben, so daß sich das Alter nicht bestimmen läßt.

Der um Malchin verdiente und geachtete Rektor Bülich berichtet 1841, daß auf dem Kätelberg, 2,5 km südwestlich Malchins, einer kleinen Erhöhung in der Starkenkoppel, die durch einen Windschutzzaun schon von weitem sichtbar ist, „fünf bis sechs mit großen Steinen ausgesetzte Gräber, in denen unverbrannte Gebeine und allerlei Geräte gefunden sind“, entdeckt wurde.

Eine Reihe von Gräbern aus einer jüngeren Zeit, sogenannte Kegelgräber, befinden sich im Schwinkendorfer-Rittermannshäger Wald. Da eine alte Sage berichtet, daß halbwegs zwischen Malchin und Waren einmal „ein König mit einem goldenen Helm“ begraben sei, besteht die Möglichkeit, daß hier eines Tages bei sachgemäßer Ausgrabung ein Bronzehelm zum Vorschein kommt. Leider sind schon sehr viele Steine aus der Forst abgefahren und für den Bau von Wegen und Gebäuden verwendet worden.

Älteren Berichten zufolge gab es noch vor 130 Jahren in der Nähe des alten Feldweges, der gleich hinter Rothenmoor in südlicher Richtung nach Moltzow hinaufführt — der übrigens einen herrlichen Ausblick auf den Malchiner See gewährt — noch eine Reihe von Megalithgräbern, sogar einen „Steintanz“, ähnlich

denen von Boitin bei Bützow, d. h. weiträumig im Kreis angeordnet aufrecht stehende Felsbrocken von fast Mannesgröße. (Manche Sage knüpft sich an die „Steintänze“, manche Deutung wurde versucht — als Kultstätte oder sogar astronomische Beobachtungsstelle — wahrscheinlich deuten sie nur einen Bestattungsort aus der älteren Eisenzeit an.) Von all dem ist leider nichts mehr vorhanden. Sie fielen rücksichtslos dem Ackerbau zum Opfer. Vor 40 Jahren konnte man in dem Gebiet nur noch Urmengen von großen Findlingen, bis zu einem Kubikmeter Inhalt, dicht an dicht längs der Feldgrenzen gehäuft oder den quelligen Abhang hinuntergestoßen, vorfinden, von Unkraut und Brombeeren überwuchert. Man kann wohl vermuten, daß ein Teil der Steine einmal zum Bau von Riesengräbern verwendet worden war.

Wie sehr es vor gar nicht allzu langer Zeit an Verständnis für unsere Vorgeschichte und an Pietät gefehlt hat, ersieht man daraus, daß allein in Mecklenburg mehrere hundert Riesensteingräber bekannt waren, daß ihre Zahl aber jetzt auf unter hundert gesunken ist. Ein typisches Beispiel für den Verlust dieser uralten Kulturgüter bietet die Insel Rügen: 1829 gab es dort noch 229 Gräber, heute sind es noch 38.

Das Steingrab war nicht die einzige Bestattungsart des Steinzeitmenschen; es gibt auch Flachgräber, in denen der Tote einfach, ohne Steinschutz, unter Mitgabe seiner Habe, im Boden versenkt wurde. Doch kommt diese Form selten vor. Wohngruben mit Herdstellen oder Pfahlbauten mit Resten von Tierknochen, Tonscherben usw. hat man in der näheren Umgebung Malchins noch nicht gefunden. Häufiger sind schon Feuersteinwerkstätten, die sich durch zahlreiche Feuersteinsplinter, kleine Messer, Schaber usw. verraten. (Lehrer Berg hatte eine besondere Fähigkeit im Auffinden solcher Orte. Nach Prüfung des Geländes sagten ihm seine Erfahrung und sein Einfühlungsvermögen auf Anhieb, wo man mit Erfolg suchen konnte.)

Was den damaligen Menschen betrifft, so ist man zu folgendem Schluß gekommen: Die Mecklenburgische Steinzeit ist ein Glied eines einheitlichen großen Kulturkreises, des „urgermanischen“, dessen Raum bestimmt ist durch die Verbreitung der vollkommensten steinzeitlichen Waffe des Nordens, des Feuersteindolches. Er umfaßt ganz Dänemark und die Nord- und Ostseeküste von Holland bis zur Oder und zieht sich nach Süden etwa bis zur Höhe von Magdeburg hin. Alle Kulturerscheinungen sind in diesem Gebiet gleich. Ihr Träger kann nur ein im wesentlichen einheitlicher Stamm gewesen sein.

Dieser hat sich erst allmählich entwickelt. Die Großsteingräberleute waren Bauern und Viehzüchter, die sich aus den altansässigen Jägern und Fischern herausgebildet hatten. Sie waren überwiegend breitgesichtig und gehörten dem Cromagnon- oder fälischen Typ an. Gegen Ende der jüngeren Steinzeit bis in die ältere Bronzezeit fand dann eine Überlagerung durch schmalgesichtige Stämme statt, die die Kultur der „Schnurkeramik“ und den Brauch der Bestattung in Einzelgräbern mit sich brachten. Eine dritte Gruppe waren Fischer und Jäger, die an fisch- und wildreichen Orten sesshaft waren und ihre Toten in Einzelgräbern beisetzen.

All diese Menschen der jungsteinzeitlichen Kultur verschmelzen in der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends v. d. Z. zu einem neuen Volk mit der Kultur der Bronzezeit. Aus Einzelgräbern und Riesensteingräbern bildet sich das Hügelgrab der Bronzezeit. (Bronze kommt von der Stadt Brundisium, heute Brindisi.) Völlig abgeschlossen war dieser Kulturkreis jedoch nicht. Kulturpflanzen und Haustiere kamen aus dem Süden und Südosten ins Land, auch das älteste Nutzmessing, das Kupfer fand auf dem Handelswege Eingang.

Größere Bedeutung gewann jedoch erst die *Bronze*, die, aus 90 % Kupfer und 10 % Zinn bestehend, leichter schmilzt, sich gut gießen läßt und doch härter ist als das Kupfer.

Die Bronzezeit (etwa 2000 bis 750 v. d. Ztr.)

Es findet kein Bevölkerungswechsel statt. Die Bronzeleute sind die Nachkommen der Urgermanen der jüngeren Steinzeit. In der älteren Bronzezeit (2000 bis 1800) empfing die einheimische Bevölkerung in größerer Menge Geräte, die aus südlichen Ländern kamen, wo Kupfer und Zinn nebeneinander gewonnen wurden, und lernte sie auch schon bearbeiten. Der Handelsweg, der in unser Land führte, verlief längs der Elbe. Die Form, in der die Bronze befördert wurde, waren ringförmige Barren. Der Handel wurde dadurch ermöglicht, daß man den im Mittelmeergebiet hochgeschätzten Bernstein des eigenen Bodens als Gegengabe bieten konnte. Im eigenen Lande wurden nun Schmuckgegenstände hergestellt wie Hals- und Armringe, Ösen- und Spiralinge, Halsschmuckplatten u. ä. Als Waffe diente der Dolch, der allmählich immer größer wurde, so daß das Kurzschwert entstand.

Viele Zeugen der älteren Bronzezeitkultur hat auch der Boden der Malchiner Umgegend freigegeben. Am bekanntesten sind die drei schönen Malchiner Vollgriffdolche, die im Schweriner Museum aufbewahrt werden.

Leider ist uns nur die zufällige und unwesentliche Zeit der Auffindung, 1822, bekannt. Über den genauen Fundort und seine näheren Verhältnisse erfahren wir nichts. Es heißt nur: unter einem Stein gefunden.

Ihre Gestalt erinnert noch an die Form der früheren Feuersteindolche. Man setzt ihre Entstehungszeit daher sehr früh an. Man spricht von einem „Malchiner Typ“ der Bronzedolche.

Ähnliche Vollgriffdolche, Halskragen, Hals- und Handringe, Armstulpen, Armringe, Fußbergen, die oberhalb des Fußes um das Bein getragen wurden, Randbeile, Tüllenbeile usw. fand man in Hort- oder Depotfunden auf der Malchiner Feldmark, bei Stubbendorf, Ivenack, Pisede, Bristow, Basedow, Schwinkendorf, Demzin, Duckow und anderen Orten.

Die Bestattungssitten änderten sich im Laufe der Jahrhunderte. In der Jungsteinzeit begräbt man die Toten in den großen Steinkisten (Kiste ist im Dänischen auch das Wort für „Sarg“); in der älteren Bronzezeit in Steinpackungen oder Baumsärgen in den Hügelgräbern und gab ihnen reichlich Gaben mit. In der jüngeren Bronzezeit ging man zur Leichenverbrennung über und setzte den Leichenbrand in Urnen bei. Ob die Ursache für diese Änderung eine Umwandlung der religiösen Vorstellungen oder Einfluß fremden Volkstums ist, weiß man nicht.

Zuerst benutzte man noch alte Hügelgräber oder errichtete neue, wie Beispiele von Salem, Rothenmoor und Kittendorf zeigen. In der Folgezeit legte man Flachgräber — mit oder ohne Steinschutz — in Urnenfeldern an. Jungbronzezeitliche Urnenfelder sind von Remplin, Stavenhagen und Stubbendorf bekannt. Ein derartiges Urnenfeld wurde auch von Prof. Beltz und Lehrer Berg bei Gielow ausgegraben. Inzwischen hat man noch ein weiteres, durch Tiefpflügen leider zerstörtes, Urnenfeld bei Gielow aufgedeckt.

Auch eine Siedlung der jüngeren Bronzezeit verrät sich dort durch verschieden gefärbte „Pottschören“, Spinnwirtel und dergl.

An Importwaren fand man bei Basedow, Dahmen, Klein-Luckow getriebene Bronzetassen.

Daß die auswärtigen Beziehungen stärker geworden sind, erkennt man auch aus der Stiländerung der Töpfereiprodukte, die durch die hochentwickelte Lausitzer Kultur beeinflußt wird, und der Bronzegeräte, die schwerer, runder und in anderer Weise verziert, hergestellt werden.

Die Eisenzeit (600 vor d. Ztr. bis 600 nach der Ztr.)

Am Ende der Bronzezeit, die sich eines trockenen, heiteren warmen (etwa 2° Cels. wärmer als heute) Klimas erfreute, wird ab 800 v. d. Ztr. das Klima feucht-kühler. Es beginnt ein neuer Zeitabschnitt: die Eisenzeit. Die Bronzezeit stirbt langsam ab. Aber genau so, wie sich die Steinzeit noch neben der Bronzezeit fortsetzte, behauptet sich auch noch lange die Bronze neben dem jetzt aufkommenden Eisen. Aus dem Bronzegießer wird allmählich ein Schmied.

Metallimporte aus südlichen Ländern sind nun nicht mehr wichtig. Durch bessere Ackergeräte, z. B. Eisenspitzen an den Pflügen, wird der Ackerbau — Hafer, Hirse, Gerste, Flachs — erleichtert und verbessert. Unser Land ist zu dieser Zeit nicht weniger stark besiedelt als vorher. Es gab schon größere dorfähnliche Siedlungen.

Doch sind die Geräte dieser Zeit durch Rost vielfach zerstört und unansehnlich geworden und werden daher wenig beachtet. Nur durch eine Röntgenaufnahme konnte man z. B. feststellen, daß der Kern eines handgroßen Stückes zusammengebackener Kieselsteine eine schön geformte eiserne Lanzenspitze enthielt. (Landesmuseum Hannover.)

Das erste Eisenschwert unserer engeren Heimat wurde m. W. von Dr. med. Asmus, Teterow, auf der Spitze des Hoppenberges (hat mit Hopfen nichts zu tun; kommt vom Personennamen Hoppe) ausgegraben. (Der Hoppenberg fällt unter den Hügeln nördlich Gorschendorf durch seine schöne sinusförmige Kontur auf, besonders vom Wasser her.)

Urnenfelder kennen wir von Franzensberg, Gorschendorf, Dargun und anderen Orten. Leider sind sie z. T. zerpflegt. Die Scherben sind Reste einer sehr einfachen Keramik. Beigaben der zerstörten Urnen sind Gürtelhaken, Nadeln usw.

Zu dieser frühen Stufe der Eisenzeit gehört auch der Burgwall an dem „Bärberg“ (richtiger „Birberg“; das plattdeutsche „Bir“ bedeutet Eber.) bei Basedow.

Der Altertumsfreund Pastor Voss, Basedow, wußte Prof. Beltz dafür zu interessieren, dort den Spaten anzusetzen. Die ersten Grabungen wurden mit Hilfe einiger Schüler der Malchiner Oberschule vorgenommen, woran sich damalige Teilnehmer wohl noch mit Vergnügen erinnern werden. Die Forschungen sind bis in die neueste Zeit fortgeführt worden. Die Ausbeute ist nur gering. Man konnte feststellen, daß es sich um eine nur kurze Zeit bewohnte Fliehbürg auf steiler Anhöhe, durch Holzpallisaden und Erdwälle verstärkt, handelt.

An Hand der wenigen Tonscherben kann die Entstehungszeit mit Sicherheit in die frühe Eisenzeit verlegt werden.

Die germanische Bevölkerung in den ersten Jahrhunderten nach Beginn unserer Zeitrechnung (0 bis 600)

Im ersten Jahrhundert nach der Zeitwende wurden in Mecklenburg zahlreiche Urnenfriedhöfe angelegt. Aus ihrer Größe kann man Rückschlüsse auf die Bevölkerungsdichte ziehen: sie lassen unter Berücksichtigung der damaligen Ausdehnung des Ackerlandes auf eine Überbevölkerung schließen.

Neben der allgemein üblichen Leichenverbrennung (Urnenfriedhöfe z. B. bei Waren und Teterow) tritt die Sitte der Körperbestattung wieder auf.

Die Umgebung Malchins bietet nur spärliche Funde, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt wurden, z. B. auf der Malchiner Feldmark zwei mit Steinen bedeckte Urnen mit Leichenbrand, Spinnwirtel und Kämmen; eine Graburne bei Gorschendorf; bei Schwinkendorf aus einem Moderloch der Griff einer bronzenen Kelle und drei Fibeln (die Vorgänger unserer heutigen Broschen und Sicherheitsnadeln).

Von Skelettgräbern wurde eines bei Kittendorf beim Abräumen eines natürlichen Hügels freigelegt. Es war mit Steinen zugedeckt und enthielt als Beigaben ein eisernes Messer und Trinkhornbeschläge.

Skelettgräber dieser Zeit sind oft reich mit wertvollen Schmuckgegenständen in Frauen-, und Waffen und Geräten in Männergräbern ausgestattet, die z. T. römische Importware darstellen.

Von großer Bedeutung für die kulturelle Weiterentwicklung auch in unserem Lande wurde die Berührung der Germanen mit den Römern.

Es sind zwar nie römische Legionen bis nach Mecklenburg vorgedrungen. Doch so manches änderte sich auch hier. Der Handelsverkehr nach dem Süden längs Rhein und Donau wurde intensiviert. Römische Industrieprodukte kamen ins Land, nicht bloß Waffen und Geräte, sondern auch römisches Tafelgeschirr, Schalen, Krüge, Kessel, Siebe usw. aus Bronze, v. a. auch zierliche Fibeln, Glasperlen, Keramik. Zahlreiche römische Münzen zeigen an, daß die germanische Naturalwirtschaft mit der römischen Geldwirtschaft zusammengestoßen war.

Auch das einheimische Handwerk nahm einen Aufschwung. Das Geschäft der Waffenschmiede blühte.

Das Schweriner Landesmuseum weist eine stattliche Zahl von Funden aus dieser Zeit auf, die man auch die Römische Eisenzeit genannt hat.

Seit der Zeitenwende, mit der Berührung mit den Römern, tritt unsere Heimat in das Licht der Geschichte und der schriftlichen Überlieferungen.

Die ersten Nachrichten aus dieser Zeit sind zunächst noch sehr dürftig und unbestimmt, die Aufzeichnungen der Reisenden, Händler, Heerführer und Schriftsteller — es seien nur Ptolemäus, Tacitus, Caesar genannt — noch so lückenhaft und mehr auf die Berührungsgebiete der Römer und Germanen bezogen, daß man die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung auch weiterhin auf Jahrhunderte hinaus nicht entbehren kann.

Die Zeit der Völkerwanderung

Bevölkerungszunahme, Klimaverschlechterung und Landverlust durch Sturmfluten an der Nordsee und später die kriegerischen Auseinandersetzungen mit der römischen Welt waren die Ursachen, die die germanischen Stämme in Bewegung gerieten und nicht mehr zur Ruhe kommen ließen. Genaue Zeitpunkte lassen sich jedoch wegen der spärlichen Überlieferungen nicht immer festlegen, ebenso ist über die Herkunft vieler Stämme nichts Sicheres bekannt.

Eine große Wanderwelle aus Skandinavien führt um das Jahr 100 v. d. Ztr. die Vandalen, Rugier, Goten und andere Volksstämme zunächst über die Ostsee und in den folgenden Jahren weiter nach Süden. Dabei kam es zur Abspaltung von Stammesteilen und zur Bildung von neuen Stämmen.

Diese Welt germanischer Reiche, Stämme und Stammesverbände geriet erneut in Bewegung, als der Vorstoß des asiatischen Steppenvolkes der Hunnen um 375 n. d. Ztr. das Ostgotenreich am Nordwestufer des Schwarzen Meeres vernichtete. Den zurückweichenden Goten folgten in der „Völkerwanderung“ die anderen Stämme.

Im letzten Jahrzehnt des 4. Jahrhunderts sollen Teutonen unser Land bewohnt haben. Über die spätere germanische Bevölkerung sind wir wenig unterrichtet. Im Südwesten saßen Langobarden, im Nordwesten wahrscheinlich Sachsen. Den Osten scheint ein sonst dunkler Stamm, die Lemovier, eingenommen zu haben.

Vielleicht dürfen wir auch den schwer faßbaren Stamm der Warnen für Mecklenburg in Anspruch nehmen, der von der cimbrischen Halbinsel kommend, später nach Thüringen weiterzog. Einige Orts- und Flurnamen scheinen auf ihr Verweilen in unserem Lande hinzuweisen.

Es ist wohl anzunehmen, daß bei den vielfachen Wanderungen ein Teil der Bevölkerung im Lande geblieben ist und sich mit den Zugewanderten vermischt hat.

Im ganzen Raum zwischen der südlichen Ostsee und dem Schwarzen Meer haben durch mehrere Jahrhunderte germanische Siedlungen bestanden. Außer zahlreichen Bodenfunden haben sich auch viele Namen aus dieser Zeit erhalten.

Aus der nachrömischen Völkerwanderungszeit kommen noch einige Grabfunde in unserem engeren Gebiet vor. Die Beerdigung ist jetzt die übliche Bestattungsform. Aus dieser Zeit stammt auch ein glänzender Fund von Teterow: ein mächtiges silberbeschlagenes Schwert.

Im 5. Jahrhundert war nur noch ein Restteil der einstigen starken Bevölkerung in unserem Lande. Der Kern der Stämme und Völker hat es verlassen. Die kleinen Reste, die zurückgeblieben sein mögen, sind kulturell und politisch verkümmert und haben außer Sagen, die die Jahrhunderte überdauert haben, keine Andenken hinterlassen.

Als um 512 eine Schar von Herulern, die von den Langobarden in Pannonien (Ungarn) geschlagen waren, in ihre alte Heimat, die dänischen Inseln, zurückzogen, kamen sie durch weites Ödland, ehe sie die Küste der Ostsee erreichten.

Die Besiedlung der westlichen Ostseegebiete durch die germanischen Stämme, die sich dort in unendlichen Zeiträumen gebildet und zu großer kultureller Blüte entwickelt hatten, war damit zu Ende. Das fast ganz verlassene Land nahmen allmählich slawische Völker in Besitz.

Die Slawenzeit

Der mehrhundertjährigen germanischen Besiedlung Ostmitteleuropas folgte die slawische Besiedlung, die in den nördlichen Teilen ebenfalls einige Jahrhunderte andauerte. Die Stammsitze der Slawen liegen zwischen Dnjepr und oberer Weichsel in den fruchtbaren Landschaften am Übergang vom Wald zur Steppe (Parksteppe).

Die durch die Hunnen ausgelöste Abwanderung der Germanen und der Zerfall des Römischen Reiches ermöglichten ihnen die Ausbreitung nach Westen und Süden.

Sie schoben sich in die leeren Räume vor, drangen aber auch gleichzeitig nach Norden, Nordosten und Südosten vor, so daß sich der slawische Siedlungsboden in diesen Jahrhunderten um ein Vielfaches ausdehnte und schließlich vom Peloponnes bis zur Ostsee reichte.

Dies hatte zur Folge, daß die ungeheuren Gebiete teilweise nur sehr dünn von den Slawen besiedelt waren.

Um das Jahr 600 n. d. Ztr. begann die Inbesitznahme von Pommern, Brandenburg und Mecklenburg durch die am weitesten nach Nordwesten vorgedrungenen Teile der Slawen, die Wenden.

Die weiteste Linie des slawischen Vorrückens nach Westen war um das Jahr 800 erreicht. Sie verlief vom heutigen Kiel südwärts zur Elbe und westlich der Elbe und Saale entlang zum Böhmerwald.

Das inzwischen durch Eingliederung des Stammes der Sachsen festgefügte fränkische Reich setzte einem weiteren Vordringen der Slawen ein Ende. Es entstand der „*limes Saxonius*“.

Zwischen ihm und einer Linie, die vom Fulgenbach bei Brunshaupten an die Warnow oberhalb Bützow, sodann die Mildnitz aufwärts in Richtung zum Plauer See verläuft, wohnte das Volk der Obodriten, das, in mehrere Stämme aufgeteilt, politisch schon recht fest organisiert war.

Anschließend nach Osten und Süden bis tief in die Mark Brandenburg hinein war das Volk der Liutizen oder Wilzen sesshaft mit den Stämmen der Kessiner (um Rostock; s. Dorf Kessin 4 km SO Rostock), Circipaner (nach Osten etwa von der oberen Peene bis Demmin und der unteren Trebel begrenzt, sich westwärts bis in die Nähe Güstrows erstreckend), Tollenser (im Gebiet des Tollenseflusses), Redarier (im späteren Mecklenburg-Strelitz), Rienzer, Uckraner (in der Uckermark) und weitere Stämme.

Die Grenzen der einzelnen Stämme lassen sich natürlich nicht so fest umreißen wie die heutigen Kreisgrenzen. Das Malchiner Gebiet liegt an der Grenze zwischen Circipanern und Tollensern. Ein größeres Waldgebiet, das auf älteren Landkarten zwischen dem Kummerower See und Ivenack eingezeichnet ist, wird wohl der trennende Bannwald gewesen sein. Die Randlage ist für Malchin wegen der häufigen Streitigkeiten zwischen werleschen und pommerschen Fürsten in der Folgezeit oft recht ungünstig gewesen.

Die „Circipaner“ werden in den lateinischen Urkunden ab 950 häufig erwähnt als: *Zerezpani, sclavorum natio; Circipani, Leutici cis Panim fluvium* („cis“ vom Westen her gesehen, aber „trans“ oder slawisch *crez* vom Osten her); *Circipani usque ad Panem fluvium; Zcirizspani; Cyrcipanensis provincia; terra Circipanie; tota Circipen; in Scircipene; terra Cyrspanie* ist die Landschaft, nach der das Volk benannt wurde. Das Wort Peene (*Pene; Pana; Peanis; Panis* usw.) soll mit einem slawischen Wort *piana* oder *pena* zusammenhängen, das „Schaum“ bedeutet. Die Tollense (*Tolensa; Tholenze; Tolenz* usw.) wird abgeleitet von „besänftigen, stillen“.

Die Stammesgebiete waren unterteilt in Länder. Im Ostteil Circipaniens gab es z. B. die Länder Kalen (Alt-Kalen), Dargun, Malchin und das „Alte Land Hart“ zwischen Malchin, Neukalen und Teterow, ein hügeliges, bis zu 125 m Meereshöhe ansteigendes Waldland (Hart-Wald; vergl. Harz und Hart in der Pfalz), das in romantischer Übertreibung später „Mecklenburgische Schweiz“ genannt wurde.

Die Länder hatten als Verteidigungs- und Herrschaftsmittelpunkt Burgen, deren schwer zugängliche Lage auf Inseln, Halbinseln, Anhöhen im Moor oder auch auf Hügelspitzen sehr geschickt ausgesucht wurde und die dann durch mühselige Erdarbeiten, Baum- und Astverhaue, Zugbrücken und Wassergräben verstärkt wurden. Die Verbindung mit dem Festland, mit dem Wohndorf und den Begräbnis- und Kultstätten mußte durch Knüppeldämme hergestellt werden.

Über die Burg Otimars oder Chotimars im Teterower See, die 1171 durch die Dänen zerstört wurde, ist viel geschrieben worden.

Auch die Darguner Burgstelle unter dem späteren jüdischen Begräbnisplatz ist in ihrer vortrefflichen Anlage noch gut erkennbar.

Die Malchiner Burg liegt in den ehemals weit nasserem Wiesen zwischen Malchin und der Krebsmühle in der Nähe der Bahn nach Waren.

Man sieht heute eine fast kreisrunde flache Erhebung mit Steilrand zur Wiese hin. Der Kern ist wahrscheinlich ein Horst nach Art des nahen Königsberges. Der Rand ist aber aufgetragen. Beim Graben stieß man in 3 bis 4 m Tiefe wieder auf den zusammengepreßten Wiesengrund. Die Landverbindung bestand nur nach Süden. Ein gerader und zwei gekrümmte Dämme vereinigen sich dort vor einer tieferen Stelle, die auch heute noch im Winter unter Wasser steht; dort befand sich offenbar eine Brücke oder Zugbrücke.

Der Damm schlängelt sich durch die Wiesen zur Krebsmühle. Er wurde im vorigen Jahrhundert bei der absichtlichen Überschwemmung der Wiesen mitverwendet. Er berührt das Festland des Grimmortberges dort, wo später Abdekereiabfälle eingegraben wurden. Hierbei wurden häufig menschliche Gebeine freigelegt.

Eine Grabung im Jahr 1913 ergab, daß hier 3 verschiedene Begräbnisstellen übereinander liegen. In etwa 1 m Tiefe wurde ein Skelett der jüngeren Bronzezeit freigelegt. Der Kopf war nach oben abgeknickt. Man hatte dem Toten ein bronzenes Schmuckstück in den Mund gelegt. Zahlreiche durcheinander geworfene Knochen stammten sicher aus der Wendenzeit. Ein Teil der Knochen war erst wenig vergangen. Sie sollten aus der Zeit um 1830 stammen, als man hier einen Teil der Choleratoten beisetzte. Einer eingehenderen Untersuchung machte der Ausbruch des Krieges ein Ende.

Brockmann bemerkt dazu in seiner „Malchiner Chronik“: „Bei Gelegenheit der um die Mitte des 19. Jahrhunderts beschafften Ausrodung des nicht weit davon südlich belegenen Ellerngebüsches und Planirung der Wiesen wurden mehrere Todtengebeine von ungewöhnlicher Größe aus dem auf genanntem Platze befindlichen sogenannten alten Kirchhof ausgegraben und in eine eigens dazu gemachte Grube gelegt, woraus man schließen kann, daß dieser Kirchhof sowohl den Burgbewohnern, als auch den dabei befindlichen Insassen zum Begräbnisplatz gedient haben muß.“

Der Burgwall ist schon seit langem für den Acker- und Gartenbau eingeebnet. Reste von steinernen Gebäuden sind nicht zu erwarten, da die Wenden außer für Herdstellen keine Steine oder Ziegel zum Hausbau verwendeten.

Einige Stichgräben förderten nichts zutage. An der Oberfläche fand man neben vielen Topfscherben einen Netzbescherer und etwas „Hüttenbewurf“, d. h. Stücke festen Lehms mit den Abdrücken von Schilfrohr und Weidenruten.

In der „mittleren Wendenzeit“ (8. und 9. Jahrhundert) hat sich eine Kette von Siedlungen östlich der Peene aneinander gereiht, von Kummerow (= Mückenort, von slaw „komor“ = Mücke) über den „Lalaberg“ (bei Schmettau „Latheberg“, vielleicht von lat = weit entfernt, da er an der Grenze der Malchiner Feldmark liegt) über die Burgwallsiedlung, eine Siedlungsstelle in der Duckower Koppel bis zu den Gielower Kalksteingruben, wo man überall Topfscherben und dergleichen findet. (Gielow, früher Chylowe, Chilow, Gilow usw. wird abgeleitet vom slaw. chyle oder chilyj, das „krumm, unrecht, gebeugt, schwächlich“ bedeutet.)

Die ständig sprudelnde Quelle auf der Duckower Feldmark, Hauptlieferant für das Mahlwasser der Krebsmühle, ist wohl besonders beachtet und verehrt worden, denn sie wird in einigen Urkunden des 13. Jahrhunderts „Quelle Gidamer“ benannt (1229, Meckl. Urk. Buch I, 358 u. a. O. Herkunft dunkel, wohl nach einem auf -mer endigenden Personennamen).

Eine wendische Siedlung bestand weiterhin zwischen dem Viezerhöfer Weg und der Nachtkoppel. Eine gut erhaltene Urne wurde für das Malchiner Heimatmuseum geborgen. Von hier bis zu dem Kätelberg, der bereits bei den Hünengräbern erwähnt ist, und der später zu einer kleinen Fliehburg umgestaltet wurde, wie Bodenveränderungen zeigen, wurden Spinnwirtel, Pfrieme, Ringe, Kämmе aus Knochen und dergl. an der Oberfläche verstreut gefunden.

Die Reihe setzt sich fort nach Basedow, wo sich unter den Fundamenten der spätmittelalterlichen Schloßruine vermutlich eine wendische Anlage befunden hat; im Burgtal zwischen Sagel und Rothenmoor lag an steiler Böschung ebenfalls eine befestigte Siedlung; jenseits des Malchiner Sees, am Weißen Berg bei Bülow zeigt das Ufer deutliche Wohnspuren wendischer Fischer.

Es gibt wohl keinen Ort in der näheren Umgebung Malchins, der nicht Spuren spätwendischer Besiedlung aufweisen könnte, von Neukalen, Salem, Gorschendorf, Pisede, Remplin bis Bristow und weiter ebenso ostwärts der Peene-niederung.

Erst 1962 wurde in der Burgkoppel von Sukow nördlich des Teterower Sees eine Fliehburg, die den Bewohnern von Markow in Notzeiten als Zuflucht gedient hatte, näher untersucht. Sie stammt aus dem 8. Jahrhundert. Ein 6 m breiter und 1,6 km langer Bohlenweg führt durch das Bruch nach Klein-Markow. Die Art, wie die einzelnen Bohlen aneinander gefügt sind, zeigt schon ein fortgeschrittenes handwerkliches Können.

Eine planmäßige Durchforschung des Landes würde sicher noch mehr Hinterlassenschaften der wendischen Bewohner zutage fördern.

Die ersten Zeichen einer früher vorhandenen Siedlung sind meistens zahlreiche Topfscherben auf einer begrenzten Fläche. Sie sind von mannigfaltiger Art. Wegen der Zerbrechlichkeit der Tonwaren bestand ein starker Verbrauch. Töpfe, Tassen, Urnen usw., die ursprünglich wohl nur von Frauen mit der Hand geformt wurden, zeigen häufig eingeritzte wellenförmige Ornamente. Im 10. Jhdt. fand die Töpferscheibe Eingang; damit entstand das Töpferhandwerk. Aus Ton wurden auch Netzbeschwerer und Webegewichte hergestellt, ebenso Spinnwirtel, die in der Malchiner Gegend öfter anzufinden sind, nur oft nicht erkannt werden. (Die späteren deutschen Tonwaren sind von den wendischen durch eine charakteristische blaugraue Tönung zu unterscheiden, auch ist der Brand härter. Funde aus der Zeit der ältesten deutschen Siedlungszeit sind selten, z. B. von Faulenrost und Gielow. Das in Malchin gefundene Steingut ist erst dem 14. Jhdt. zuzuordnen.)

Von wendischen Handwerksgeräten hat man eiserne Messer, Knochenpfriemen zum Durchbohren von Leder, Breitäxte und Löffelbohrer für Zimmerleute gefunden. Das Schmiedehandwerk stellte Trensen und Sporen her und v. a. die wendischen Hufeisen, deren Form von der unseren charakteristisch abweicht.

Mittelpunkt des politischen und wirtschaftlichen Lebens der einzelnen kleinen „Länder“ war die Burg, die den Umwohnenden notfalls Schutz gewährte. Hier oder in der Nähe wurden die Volksversammlungen abgehalten, Feste gefeiert, Recht gesprochen und getauscht und gehandelt: die Produkte der Hauswirtschaft und importierte Schmuckwaren.

Leider hat in der Malchiner Gegend die prähistorische Zeit keinen Anschluß an die geschichtliche gefunden. Wir wissen nicht den Namen des Herrn der Malchiner Burg und können die Einwohner nicht mit speziellen geschichtlichen Begebenheiten in Verbindung bringen. Sie bleiben anonym.



Christoph Martin Wieland

(1733 Oberholzheim — 1813 Weimar). Gemälde von Ferd. Jagemann (1780 Weimar — 1820 ebenda), dem Weimarer Porträtisten der Goethezeit.

Aus: Gedenktage des mitteldeutschen Raumes, gesamtdeutsches Kalendarium für 1963, Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main.



Die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm

(1785—1863 bzw. 1784—1859) Zeitgenössische Daguerreotypie von
Biow-Hamburg.

Aus: Gedenktage des mitteldeutschen Raumes, gesamtdeutsches Kalendarium für 1963, Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main.

Der Wende war ein Viehzüchter (Rind, Pferd, Schwein, Schaf, Ziege) und Bauer. Mit dem primitiven wendischen Haken (lat. uncus) bestellte er leichte Böden. Er trieb außerhalb des Dorfes regen Handel mit den Erzeugnissen des Landes, handelte mit Pelzwerk, Leinwand (das russische Wort für Bezahlen: platit oder saplatit hängt mit pallatno = Leinwandballen zusammen!), Honig, Wachs, und tauschte Tiere. Auch ging er auf Raubzüge und Seeräubereien aus.

Eine lebhaftere Handelsstraße, in älteren Urkunden mit „via regia“ bezeichnet, verlief in Ost-West-Richtung von Stettin über Pasewalk und die starke Burg Demmin, die auf weite Entfernung den Peeneübergang beherrschte, zur Burg Dargun (am Nordweststrand der heutigen Stadt Dargun), von da weiter zur Burg Altkalen und schließlich über Bützow nach Lübeck. (Einige Forscher leiten den Namen Dargun vom slaw. doroguni = die Wege ab; andere allerdings auch von einem Personennamen).

Wendische Seefahrer handelten an allen Küsten der Ostsee. (Die obotritische Handelsstätte Rerik wurde 808 von den Dänen zerstört.) Auch die Flüsse und Binnenseen wurden von ihnen befahren. Hier mögen sie in späteren Jahren mit den normannischen Seefahrern oder Wikingern zusammengestoßen sein, die die Flüsse hinauffuhren, wie Wikingerfunde in der Warnow und der Peene bekunden.

Der Sklavenhandel war bei den Wenden weit verbreitet. Der Name Slawe oder Sklave bedeutete bei den Deutschen bald soviel wie ein für Geld gekaufter Knecht. Noch zu Heinrich des Löwen Zeit wurden auf den Mecklenburger Märkten Hunderte gefangener Dänen zum Kauf angeboten. Zahlreiche Münzfunde beweisen, daß die Wenden schon im 10. und 11. Jhd. in lebhafter Handelsverbindung mit den Sachsen standen. Wichtig war der Elbübergang bei Lenzen.

Die Einfuhr von Schmuckgegenständen aus Silber war ziemlich groß. Meistens findet man jetzt die Gegenstände nur im zerhackten Zustande. Hacksilber war Zahlungsmittel. Auf dem slawischen Burgwall von Neu-Nieköhr, Kr. Malchin, wurde eine kleine Waage gefunden, mit der das zerhackte Silber gewogen wurde.

Die Wenden bestatteten ihre Toten in einem gewöhnlichen Brettersarg oder in Leinenlaken. Die Körpergräber überwogen. Auf den Friedhöfen in der Nähe der Siedlungen wurden die Gräber meist reihenweise angelegt. Nur wenige Beigaben waren üblich: meist Messer in Männer- und silberne Schläfenringe in Frauengräbern. Öfter findet man um das Haupt des Toten eiserne Nägel senkrecht in den Boden gesteckt; es sollte damit wohl die Wiederkehr des Toten verhindert werden.

Die wendische Religion war anfangs eine Naturreligion. Man verehrte Gottheiten in Bäumen, Wäldern, Seen, Quellen oder Steinen. Später entstanden besondere Kultstätten mit hölzernen Götterbildern an einem schwer zugänglichen heiligen Ort, mit einer Priesterschaft, die mit Abgaben und Opfergeschenken reichlich dotiert war und einen großen politischen Einfluß ausübte.

Besonders zwei wendische Heiligtümer sind geschichtlich in Erscheinung getreten: der Swantewit-Tempel bei Arcona auf Rügen, der erst 1168 endgültig zerstört wurde, und Rethra, das dem Gott Radegast oder Zuari geweiht war, im Lande der Redarier. Es wurde wiederholt zerstört, zuletzt durch Kaiser Lothar 1124/25. Heute weiß man nicht einmal den genauen Standort (Schloßberg bei Feldberg?).

Bei den Kessinern wurde Goderac verehrt. Im Circipanerland befand sich sicher auch ein Heiligtum der Wenden. Es wird vermutet, daß der Zug der Dänen

unter Waldemar d. Gr. 1171, der zur Zerstörung der Burg im Teterower See führte, auch der Zerstörung dieser Kultstätte diente.

Die Rivalität unter den einzelnen Priesterschaften war groß. Es wird z. B. von blutigen Auseinandersetzungen um 1059 zwischen den Redariern (im Bunde mit den Tollensern) und den Circipaniern (im Bunde mit den Kessinern) berichtet, die von den Priestern angestiftet waren und zu großen Blutverlusten führten. Nach dreimaligem Sieg unterlagen die Circipaner „an der Berührungslinie beider Stammesgruppen“, d. h. in der Nähe Malchins. Der alte Bund der vier liutizischen Stämme brach für immer auseinander, und das Land der Circipaner und Kessiner ging im Obodritenreich auf.

Allgemeine Verehrung genoß bei uns auch wohl die polabische Siwa, die Göttin der Ernte, die der Stadt Schwaan ihren Namen gegeben haben soll. Sie war die Lebenspendende und pflegte sich im Frühling in einen Kuckuck zu verwandeln, der im Volksglauben auch heute noch dem Menschen seine Lebensjahre zumißt. In der Zeit der Wendenbekehrung galt sie als die größte Feindin des Christentums; sie wurde „die böse Siwa“, woraus aus Nichtverstehen „die böse Sieben“ wurde.

Die Siwa wäre hier nicht erwähnt worden, wenn nicht der Kuckucksberg bei Basedow die Erinnerung an sie wachhielte.

Überhaupt gibt es noch eine Reihe anderer Flurnamen, meistens Bezeichnungen von Höhen, die an die „heidnischen Zeiten“ erinnern.

So zeigen z. B. die Meßtischblätter in einer Entfernung von Malchin bis zu 20 km folgende Punkte, denen man eine frühere kultische oder geschichtliche Bedeutung zumißt: 3mal Silberberg (Matgendorf, Teschow, Schwinkendorf); 2mal Tonnenberg (Thürkow, Schwinkendorf); 2mal Rauhe Berge (Matgendorf, Ivenack); 2mal Bocksberg (Warsow, Remplin), Bocksbergsweg bei Teterow; Hellberg, Hellgrund bei Klein-Rehberg, Heller Mühle bei Dahmen, Hellberg bei Schwinkendorf; 2mal Hollerberg (Teterow, Verchen) und Harkenberg bei Malchin. Frau Harke ist nämlich nur ein anderer Ausdruck für Frau Holle. Sie wurde unter beiden Bezeichnungen namentlich auch im Westhavelland verehrt. (Siehe Gollenberg = Hollenberg, wo der Flugpionier Lilienthal abstürzte.)

Hinzutreten: der Hilgenberg bei Thürkow; der Schimmelsberg bei Nienhagen. Einen Rabensberg gibt es bei Kölpin, einen Ravensberg bei Gielow.

Hierher gehören auch vielleicht: 2mal Wahrenscher Berg (Gessin, Neusaps-hagen), Warsberg (Großen-Luckow), denn slaw. „waran“ oder „woran“ bedeutet „Rabe“. Nach mündlicher Überlieferung soll im Kalenschen Holz eine Kultstätte auf dem „Hexenberg“ bestanden haben, der erst bei der Christianisierung diesen abschreckenden Namen erhielt, während das christliche „Konkurrenzenunternehmen“ auf der Nachbarhöhe den freundlicheren Namen „Sonnenberg“ bekam, wie Ähnliches auch von anderen Orten berichtet wird.

Örtlichkeiten, an die sich Sagen knüpfen, wie z. B. der Jungfernstein im Kalenschen Holz, oder Stellen, wo „es spukt“, z. B. der unheimliche Kreuzweg bei Kummerow, die alten Schloßstätten von Kummerow und Ulrichshusen, die „Wunderburg“ am Malchiner Schratweg usw. erregen mit Recht die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher, da in den Spukgeschichten und Sagen meistens ein reller Kern steckt, dessen Beschreibung im Laufe vieler Generationen nur entstellt ist oder seine besondere Ausdrucksform gefunden hat, die man erst wieder entziffern muß.

So zeigt die Geschichte des „Königsgrabes“ von Seddin i. d. Mark, daß die Kette der mündlichen Überlieferung von der Bronzezeit bis heute nicht abgerissen

ist, ein Beweis, daß seit der Urgermanenzeit das Land nie ganz ohne Bevölkerungsreste geblieben ist, die ihr Wissen weitergeben konnten.

Es wäre eine schwierige aber dankbare Aufgabe, den Ansätzen, die die Malchiner Umgebung bietet, weiter nachzuforschen. Möglicherweise könnte man rückwärts durch die Wendenzeit den Anschluß an die germanische Zeit gewinnen.

Seit dem Erscheinen der Slawen zwischen Oder und Elbe-Saale-Linie im 6. Jhdt. bis zur Zeit Karls des Großen waren ihre Stämme mehr „unter sich“, was natürlich nicht bedeutet, daß sie ruhig dahinlebten.

Die Nachrichten über sie verdanken wir den Berichten ihrer Nachbarn und einiger Reisender, die ihr Land besucht hatten, vor allem aber der Arbeit der Vorgeschichtsforscher. Sie sind mehr oder minder ungenau oder unbestimmt.

Mit den Nachbarn, den Sachsen im Westen und den Dänen im Norden traten die Wenden in teils friedliche, teils kriegerische Beziehungen.

Eine geschichtliche Wende trat ein, als Karl der Große nach der Unterwerfung der Sachsen und Festigung seines fränkischen Reiches daran ging, die Ostgrenze seines Reiches durch Gewinnung der Slawenländer links der Oder zu sichern.

Damit tritt Mecklenburg in das Licht der Geschichte, da von jetzt ab in steigendem Maße wichtige Ereignisse durch Urkunden festgehalten werden, die bis auf den heutigen Tag erhalten sind. Das wichtigste Werk dieser Art ist für Mecklenburg das 25bändige „Mecklenburgische Urkundenbuch“ (abgekürzt M. U. B.), das ab 1862 herausgegeben wurde.

Eine ganze Reihe, meist in mittelalterlichem Mönchsatein geschriebener Urkunden betrifft auch Malchin. Sie sollen im folgenden besonders beachtet werden.

Das Carolinum

Blätter für Kultur und Heimat

Die historisch-literarische Zeitschrift des Mecklenburgers

Einzelheft 6,— DM

Neudrusedom

Erinnerungen von Niklas Nothnagel *

„Das Leben ist ein Phantasiespiel der Natur.“

Es ist der Ausspruch einer längst verstorbenen Dame, welchen N. N. für passend erachtete, diesen Seiten vorangestellt zu werden. Als Persönlichkeit war sie ihm nicht mehr selbst bekannt — obwohl noch zu seinen frühen Lebzeiten auf der Welt, zumal auch er in Hinblick auf sein jugendliches Alter damals noch nicht den Anspruch erheben konnte, seinerseits eine solche zu sein (ob er heute eine ist, wird von ihm ebenfalls bezweifelt). So ist er denn ganz auf spärliche mündliche und gedruckte Überlieferungen angewiesen, was die Kenntnis der Lebensumstände der Erwähnten betrifft. Sie war jedenfalls eine Bürgerin jener Stadt, in welcher auch er aufwuchs und muß wohl keinen ausgeprägten Einzelberuf, sondern deren mehrere gehabt haben. Einmal stand sie einer Katzenpension als Leiterin vor, ferner handelte sie mit als Antiquitäten deklariertem wertlosen Krimskrams und betätigte sich des weiteren als Kartenlegerin. Allgemein wurde ihr nachgesagt, etwas krausen Geistes zu sein, und dennoch müssen sie gewisse innere Kräfte befähigt haben, anhand besonders liegender Spielkarten mehr oder minder erfolgreiche Blicke in die Zukunft und solche Aussprüche wie den eingangs zitierten zu tun. Man wird diesem übrigens, ungeachtet der etwas seltsam anmutenden Formulierung, einen tiefen Einblick in das Naturgeschehen nicht absprechen können (genau betrachtet, ist es nicht wirklich an dem?). Die Wahl N. N.s fiel auch deshalb auf ihn, weil er ihm in mancher Hinsicht für die Stadt Neudrusedom in der Erinnerung seiner Jugendjahre typisch zu sein schien. Wie überhaupt für manche Städte weniger die Aussprüche ihrer ernstzunehmenden Bürger als die der irgendwie vom Normalen abweichenden Einwohner, eben ihrer „Originale“ charakteristisch sind.

Der Leser mag vergeblich wohl nach einem Ort dieses Namens in Atlanten und geographischen Werken forschen. Er existiert aber, wenngleich auch unter einem anderen Namen. Berücksichtigt man ferner die Tatsache, seiner Lage im rechtselbischen Norddeutschland, könnte man sogar sagen, daß dieser Deckname besser zu ihm paßt als sein wirklicher. Es ist also nicht allein der Zwang zur Rücksichtnahme auf noch Lebende oder öffentliche Interessen gewesen, welcher zu einer solchen Verschleierung des Schauplatzes der nachfolgend beschriebenen Vorkommnisse Anlaß gab. Herrschte doch ferner in jenen Landschaften seit langem der Brauch, den Städten und Städtchen bestimmte Zweitnamen zuzulegen. Jenachdem diese von den Einwohnern noch als Spott- oder schon als Ehrennamen empfunden wurden, ließ sich auch deren Alter bestimmen, und da sie alle in der Freundlichen und Boshafte gleichermaßen lebenswürdig benennenden niederdeutschen Sprache geprägt waren, ergab sich für einen Landfremden die Notwendigkeit, hierbei etwas Zurückhaltung zu üben. Anzunehmen ist, daß diese „Nennamen“ sicher häufig auf historische Ereignisse Bezug nahmen, wiewohl deren Ursprung meist schon lange ins Dunkel der Geschichte entschwunden war. Doch gleichviel, „Neudrusedom“ gehört nicht zu ihnen, ist also „erdichtete Wirklichkeit.“ Und sollte sich gar eine handelnde Figur in etwa mit den Zügen einer historischen Persönlichkeit gleich der Verfasserin des Leitspruches decken, so kann es nur ein purer Zufall sein.

Dynastisches

Wie es einstmal im Deutschen Reiche Sitte war, wurden seine einzelnen Länder von Fürsten der verschiedenen Rangstufen regiert. Es gab Könige, Groß- und einfache Herzöge, Kurfürsten (welcher Titel indes mehr einer Dienststellung

als einer Rangbezeichnung gleichkam), dann die Schar der Pfalz- und Landgrafen (mit denen es sich meist ähnlich verhielt) und schließlich die „gewöhnlichen“ Fürsten.

Neudrusedom war einem regierenden Großherzog insofern verbunden, als es ihm zur Residenz diente, welchen Umstand es hauptsächlich einem schon vor ihm vorhandenen Jagdschloß zu verdanken hatte. Ursprünglich residierte nämlich der für das Land als Herrscher zuständige Fürst, damals noch einfacher Herzog, im nahen Alt-Drusedom, wo jedoch das dortige Schloß bei einem Brande derartige Schäden davontrug, daß man in besagtes Jagdschloß umzuziehen gezwungen war, während das erstere in späterer Zeit als Zwangspension für gestrauchelte Untertanen diente. Aber nicht diesem Zusammenhang allein war es zuzuschreiben, wenn seit je eine permanent schwelende Mißhelligkeit zwischen Neudrusedom und Alt-Drusedom bestand. Denn als der geschilderte Residenzwechsel vonstatten ging, markierten lediglich ein Gasthaus, eine Schmiede und einige Hütten die Stelle der künftigen Hauptstadt. Doch im Laufe langer Jahrzehnte änderte sich das und gegen Ende des ersten Drittels unseres Jahrhunderts hatte Neudrusedom die nachbarliche Muttersiedlung bereits um ein Mehrfaches der Einwohnerzahl übertroffen. Man scheute dann auch keine Aufwendungen, um das just fällige zweihundertjährige Jubiläum der Gründung festlich zu begehen. Nun waren zu jener Zeit gerade Leute am Regierungsruder, die es besonders liebten, geschichtliche Zufälligkeiten sich als eigene Verdienste anzustreichen. Und das waren keine Fürsten mehr, ganz im Gegenteil! Ihre Vorgänger hatten jene überdies schon vor anderthalb Jahrzehnten der Herrschaft beraubt, weil man meinte, ihnen die Schuld an dem verlorenen großen Krieg zuschieben zu müssen. Immerhin waren die Fürsten im großen ganzen glimpflich weggekommen, denn sie konnten fortan ein geruhames Leben als Schloß- und Großgrundbesitzer verbringen, ohne störende Verdrießlichkeiten, was die große Politik und Hofintrigen betraf.

Doch zurück zur in Neudrusedom beheimateten Dynastie. Regieren tat diese, wie schon gesagt, nicht mehr. Als Zeugen ihres Wirkens waren die Broncestatuen zweier ihrer hervorragendsten Vertreter übrig geblieben. Was die gleichfalls nachgelassenen Schlösser betrifft, wäre noch einiges zu bemerken. Wenn anlässlich der Übersiedlung von Alt- nach Neudrusedom von dem hier befindlichen Jagdschloß die Rede war, so hatte die Bezeichnung bald nur mehr historische Bedeutung. Denn um als ständiger Fürstensitz zu dienen, hatte dieses einen umfangreichen Um- und Erweiterungsbau erfahren, wie auf zeitgenössischen Stichen ersichtlich ist. Auf diesen stellt es sich als zweigeschossiges Gebäude mit zwei Seitenflügeln dar, mit der Front des Querbaues in den Schloßpark weisend, während die einen Innenhof bildenden Flügel in sogenannten Kavalierräumen ihre Fortsetzung fanden. Späteren Generationen blieb es vorbehalten, am südlichen Seitentrakt einen ebenfalls dreiflügeligen Bau anzufügen, dergestalt, daß ein weiterer, aber abgeschlossener Innenhof entstand, welcher außer einer lichtgebenden keine nennenswerte Funktion hatte. Dazwischen ragte noch ein großer Schloßturm auf, dem es, obwohl die Kopie eines gleichen Bauwerkes der Reichshauptstadt, leider nicht ganz gelang, die aneinanderggebauten Teile zu einer architektonisch befriedigenden Einheit zusammenzuführen.

Doch die Herrscher hatten noch mehrere Schlösser im Lande. So auch in der nördlich gelegenen Nachbarstadt, wo, um das ziemlich schmucklose Gebäude an der Seite des Marktplatzes vom mitten darauf gelegenen Rathaus hoheitsbegrifflich abzugrenzen, nur vom „Paleh“ gesprochen wurde. Ein weiteres Schloß, zu einem gleichnamigen Gute gehörend und etwa in mittlerer Entfernung

von beiden Orten gelegen, hatte wiederum als Schauplatz einer lange zurückreichenden traurigen Begebenheit eine gewisse geschichtliche Bedeutung für das benachbarte Königreich. Trotzdem diente es der großherzoglichen Familie seiner schönen landschaftlichen Lage wegen als bevorzugter Sommeraufenthalt. Es ist nicht verbürgt, ob die nachfolgende kleine Geschichte wirklich hier stattgefunden hat oder ob es andernorts war. Überhaupt kommt ihr keine irgendwie entscheidende Bedeutung zu, allenfalls wirft sie auf die hygienischen Verhältnisse an den Fürstenhöfen früher ein immerhin humorvolles Licht. Man war damals noch weit davon entfernt, dem Wasser die ihm in der Moderne zukommende Rolle in der häuslichen Durchspülung einzuräumen. Zwar wurde es häufig durch umfangreiche Röhrensysteme geleitet, aber lediglich, um kunstvolle Fontänen in gepflegten Parkanlagen springen zu lassen. In den Schlössern aber trat es nicht entscheidend in Aktion. So waren selbst Fürsten genötigt, sich zur Regelung natürlicher Vorgänge sehr versteckt liegender Kabinette zu bedienen, wenn sie nicht gar zu transportablen Geräten in ihren Gemächern Zuflucht nahmen.

Um eine solche „Zimmergelegenheit“ handelte es sich also und das Nachtteilige an ihr war, daß ein in ihr vorhandener sinnreicher Klappmechanismus nicht zur Zufriedenheit arbeitete. Ein wackerer Dorfschmied wurde herbeizitiert, um Abhilfe zu schaffen. Aus unbekanntem Gründen unterließ man es jedoch, denselben hinreichend in den Verwendungszweck der zu reparierenden Maschine einzuweißen und so geschah es, daß dieser nach eingehender Untersuchung ausrief: „Minsch, dor hems ja rinsch . . . n!“ – Wie aus den Worten unschwer zu entnehmen, hatte der Brave fälschlicherweise den Tatbestand der regulären Verwendung bereits für die Ursache der technischen Störung gehalten.

In einem anderen, aber auch kleineren Schlosse war es, möglicherweise durch Erfahrungen der eben geschilderten Art bewogen, üblich geworden, für alle vorkommenden Fälle sich der Dienste eines Tischlers aus dem nächsten Städtchen zu versichern, mit dem Unterschiede allerdings, daß dieser nicht erst im Falle eines Notstandes herangezogen wurde, sondern regelmäßige Überholungsarbeiten am fürstlichen Hausstande ausführte. Seine Entlohnung schien dementsprechend reichlich gewesen zu sein, so daß er aus freien Stücken Obliegenheiten übernahm, die nicht eigentlich zu seinem Ressort gehörten. Die hohen Herrschaften pflegten hier in kleinem Kreise zu residieren und hielten sich deshalb auch nur von der notwendigsten Dienerschaft umgeben. Da Küche und Wirtschaftsräume im sogenannten Souterrain lagen, der Speisesaal sich dagegen im Obergeschoß befand, waren die erlauchten Mahlzeiten mit einer ziemlichen Treppenlauferei für die Lakaien verbunden und die Hilfe des Meisters wurde daher gerne, aber ohne Wissen der Fürstlichkeit in Anspruch genommen. Das ging dann folgendermaßen vor sich. Ein Bediensteter kam jeweils mit einem vollen Tablett treppauf bis zur Tür des Speisesaales. In dieser befand sich eine Durchreichöffnung, durch welche dann von der Innenseite her sein Kollege die Speisen in Empfang nahm. Hier war auch der unbemerkte Einsatzplatz unseres Freundes. Bis zu jenem verhängnisvollen Tag, an dem es einen englischen Plumpudding zum Nachtisch gab: Der die Treppe heraufgekommene Lakai gab wie gewohnt dem Tischler die große Platte mit dem Backwerk zu halten und griff dann zu einem Streichholz, um dem Brauche gemäß den darübergegangenen Rum zu entzünden. Er hatte aber nicht mit der ahnungslosen Schreckhaftigkeit seines Partners gerechnet, der im Augenblick des Aufflammens prompt das Tablett fallen ließ. Das Getöse davon ließ natürlich die Tafelnden unwillig aufhorchen und die Sache mit dem unsichtbaren und unlivrierten Helfer kam heraus.

Wovon aber die Fürstlichkeit nie etwas, und auch die Dienerschaft nur spärlich erfuhr, war seine Gewohnheit, wenn es über seinen Arbeiten im Schloß zu

spät zur Rückkehr geworden war, in einem von höchstero Betten zu über-
nachten. Bei deren Abwesenheit natürlich. N. N. wurde dieser Schwank seiner-
zeit von den Kutschersleuten des Schlosses kolportiert und die Meinung dieser
ging dahin, daß es wohl zu hart sei, in der geschilderten Aufführung eine allzu
grobe Verletzung der fürstlichen Herrschaften zu schuldenden Achtungspflicht zu
sehen. Schließlich senke auch der Tod alle Menschen einmal in das gleiche Bett.

Was die vorhin erwähnten Denkmäler betrifft, bildete das eine, den Groß-
herzog Eduard darstellend, den Mittelpunkt des geräumigen Marktplatzes Neu-
drusedom und erschien dem aus nördlicher Richtung der Stadt nahenden Frem-
den im Scheine der Spätnachmittagssonne schon von weitem über der Straße als
eindrucksvolle Silhouette. Die Haltung, welche der Künstler den hohen Herrn
auf seinem steinernen Podest hatte einnehmen lassen, entbehrte nicht einer
gewissen Symbolik. Während sich die linke Hand auf eine hüfthohe Säule stützte,
wies die Rechte geöffnet nach unten. Denn Eduard war als freigebiger Herrscher
im Volke beliebt. Anders dagegen das Standbild seines Nachfolgers Hugo,
welches am Rande eines Platzes in der Nähe des Schlosses aufgestellt war. Dieser
Monarch hatte die obligate Säule an der rechten Seite, dazu stand auf ihr die
Nachbildung einer Kassetten, welche er mit der Hand festhielt. Es ist anzuneh-
men gewesen, daß das Original dieses Attributes stets voller Goldstücke war,
denn der sehr sparsame, um nicht zu sagen geizige Hugo hatte es im Laufe seiner
Regierungszeit zu großem Reichtum gebracht. Als gewissenhafter Chronist muß
N. N. hier einflechten, daß beide Statuen, Eduards sowohl wie Hugos, die Dar-
gestellten nicht in dem üblichen fürstlichen Berufskleid, der Uniform, sondern
im schlichten, aber ungleich distinguierter wirkenden Gehrock zeigten.

Von den Nachfolgern Großherzog Hugos ließe sich kaum etwas vermelden,
womit sie entscheidend in das Rad der Geschichte gegriffen hätten, denn für
diesen Geschehensbereich waren die kleineren Reichsfürsten nicht mehr zustän-
dig. Der letzte Souverän des von Neudrusedom als Hauptstadt repräsentierten
Großherzogtums hatte es schließlich vorgezogen, sich noch während seiner Regie-
rungszeit eigenhändig zu seinen Vätern zu versammeln, bevor man ihm, gleich
seinen Kollegen im übrigen Deutschland, den Thron entwand.

Zurück blieb einsam aber nicht allein seine Mutter, die Großherzogin Ger-
trude. Sie war in ein kleines Schloßchen am Stadtrand übergesiedelt, welches
noch ihr Sohn in einem gepflegten modern-klassizistischem Stil hatte aufführen
lassen und das „Landhaus“ benannte. Dort lebte sie als fürstliche Privatiers,
aller Repräsentationspflichten enthoben, ihr ruhiges Dasein. Während entthron-
ten Herrschern im allgemeinen etwas Tragisches anzuhaften pflegt, war das
eigentlich bei Gertruden nicht der Fall. Sie erschien ihren ehemaligen Untertanen
als begüterte, zurückgezogene lebende alte Dame und ihre Tragik war die aller
Witwen, denen das Schicksal auch noch die Söhne entrissen hatte. Stets war von
ihr nur als der „Großherzogin“ die Rede — viele mögen nicht einmal ihren
Namen gewußt haben, und Zeit ihres Lebens blieb sie eine Respektperson, der
niemand etwas Nachteiliges nachsagen konnte geschweige denn wollte.

Über das Leben der meist unsichtbaren Fürstin wurde nur Weniges bekannt,
welches von den Angehörigen ihres kleinen Hofstaates und einigen anderen
Leuten, die bei ihr Zutritt hatten, in die Stadt drang. Eine nicht unwesentliche
Rolle schien ein halbblindes Hündchen zu spielen, gleichfalls ein Aristokrat aus
der heute selten anzutreffenden Familie der Brüsseler Griffons, einer gelblockigen
Pinscherrasse. Sein Name war „Teddy“ — „Herr Teddy“, wie er von seinem
Betreuer, dem Kammerdiener S. genannt wurde — und als Hundeadliger hatte
er ein feines Gefühl dafür, wie sich dem jeweils gültigen Zeremoniell anzupassen.

War seine Herrin auf Reisen, verschmähte er es nicht, bei der Rückkehr von seinen Spaziergängen (bekleidet mit einer hellblauen Schabracke, die in einem Täschchen ein kleines Spitzentuch aufwies, während der begleitende Herr S. offiziell ganz in Schwarz mit steifem Hut ging) den Hinteraufgang bei Kammerdienern zu benutzen und auch an ihrem Familienleben teilzunehmen. Wenn die Großherzogin jedoch daheim war, pflegte er das Landhaus nur über die herrschaftliche Vordertreppe zu betreten, seine Freunde dabei wieder auf die ihnen zukommende soziale Rangstufe verweisend.

Doch schien er nicht bedingungslos das Wohlwollen seines „Frauchens“ zu besitzen. Eines Tages nämlich litt Herr Teddy an einer Magenverstimmung, die ihn veranlaßte, sich unfreiwillig der eingenommenen Nahrung zu entledigen. Da der Ort dieses unschönen Vorfalles ausgerechnet das großherzogmütterliche Schlafgemach war, wurde die alte Fürstin begreiflicherweise etwas ärgerlich und gab mit ihrer tief-tönenden Stimme, ohne Bedauern über das Ubelbefinden ihres kleinen Trabanten, der Kammerfrau die bündige Anweisung, „das Schwein hinauszwerfen“. Der authentische Verlauf dieser Episode ist übrigens durch einen Mann verbürgt, der kraft seines Berufes (und seiner Hände) bei den meisten Prominenten Neudrusedom ein- und ausging: den Masseur J.

Von bildlichen Darstellungen der Großherzogin Gertrude ist außer einigen Bildern des ehemaligen Hoffotografen nur eine Plastik ihres Kopfes bekannt geworden, die ein junger Künstler schuf, welcher wiederum ein Aristokrat, genauer: ein Graf war. Eben dieser Umstand verdient, daß auf ihn hingewiesen wird, denn üblicherweise ließen sich die Fürsten überwiegend von bürgerlichen Künstlern der Nachwelt überliefern, was diesen allerdings zuweilen die Erhebung in den Adelsstand einbrachte. Aber der Porträtist der Großherzogin befand sich von Geburt bereits in demselben und sie hatte leider nicht einmal mehr die Befugnis, ihn dazu wenigstens zum Professor zu ernennen.

In demselben Jahr, in dem ihre ehemalige Residenz das schon erwähnte Jubiläum ihres zweihundertjährigen Bestehens beging, segnete die Großherzogin ihrerseits das Zeitliche und ihr Leichenbegängnis sollte noch zu einer denkwürdigen Demonstration landeskindlicher Gefühle werden.

Wenn die Großherzogin auch zu Lebzeiten außerhalb der Schauverpflichtungen des Nachfolgestaatswesens gestanden hatte, so änderte sich das mit ihrem Ableben. Da die ebenfalls im Jahre ihres Todes vollzogene politische Umwälzung überdies mit einer erheblichen Beteiligung fürstentruer Kreise vor sich gegangen war, schien nichts natürlicher, als die Verblichene mit einer „großen Leiche“ zu ehren, wenn auch aus einer nicht ganz uneigennütigen Pietät heraus. Von der Staatspartei, die sich wegen des in ihrer Doktrin verankerten Führungsdogmas natürlich auf keinen Fall von ihren Verbündeten überspielen zu lassen gewillt war, wurde das makabre Fest dann schließlich ausgerichtet. Zu diesem Behuf trommelte man sämtliche Uniformträger zusammen, dunkelblaue, graue, senffarbene und braune, wovon selbstredend die Vertreter der beiden letztgenannten Farbstellungen das Gros bildeten. Wer jedoch in diesem Mengenverhältnis nur eine pure Machtdemonstration zu sehen geneigt ist, ginge dennoch an der inneren Wahrheit vorbei. Seit alters war es üblich, bei Fürstenbegräbnissen an hervorragender Stelle die bewaffnete Streitmacht agieren zu lassen, teils des Gepräges, teils des Salutschießens wegen. Aber weil diese in jenen Zeitläuften nicht in ausreichender Zahl disponibel war, ergab sich fast von selbst, daß auf die sogenannten „politischen“ Soldaten zurückgegriffen wurde. Diese waren auch zumindest nicht mit lärmzeugenden Waffen ausgerüstet, was sich durch den Fortfall der akustisch strapaziösen Ehrensalven als ganz vorteilhaft

erwies. Desto mehr wurde mit einem großen Aufwand grellfarbenen Fah-
nentuches sozusagen optisch gedonnert. Aber trotzdem schien allen bei der Heim-
führung der entseelten Landesmutter kaum politisch sondern eher mit Würde
traurig zumute zu sein. Über die Gefühle hingegen, welche die erkleckliche An-
zahl der ebenfalls im Kondukt mitgehenden Fürstlichkeiten beherrscht haben
mögen, ist leider nichts Verlässliches überkommen.

Die Ehre allerdings, die sterbliche Hülle der seligen Großherzogin in ihren
Mauern bewahren zu dürfen, widerfuhr Neudrusedom nicht. Das geschilderte
prächtige Begräbnis, dessen Zeuge N. N. gleich vielen Hunderten damals war,
fand auch nicht dort statt, sondern in einem mehrere Wegstunden südwestlich
entfernten kleineren Ort. Von diesem leitete nämlich das nunmehr völlig ver-
waiste Dynastengeschlecht seinen Ursprung her, welche Tatsache außer dem
üblichen Schloß vor allem durch die der dortigen Kirche beigebauten Grabkapelle
hinreichend belegt war. Hier ruhten die vorangegangenen Fürsten in ihren mit
purpurnem Samt bezogenen Särgen, aufgereiht nach einer für jene noch im Jen-
seits verbindlichen Rangordnung. Sie schienen offensichtlich bereit, auch Gertrude
in ihrem erlauchten stummen Kreis aufzunehmen. Der Boden des Raumes war
mit hellgrauen Fliesen belegt und die gleichfalls hellen Wände wiesen eine
dezenzte Lampenausstattung auf. Es war also kein unfreundliches Refugium.

Der Sohn der hohen Entschlafenen war übrigens nicht hier. Er, der schon
als Lebender nichts davon hielt, seine Behausung mit den Geistern der Vor-
fahren zu teilen, hatte sich auf einem Inselchen in dem unweit des erwähnten
Schlosses befindlichen See zur ewigen Rast begeben, welches durch eine Brücke
für Besucher zugänglich war. Auch sein Grabmonument entbehrte nicht der
Symbolik, ähnlich den Denkmälern Eduards und Hugos in Neudrusedom, wenn
auch mit negativer Bedeutung. Hatten jene der Nachwelt ihr bronzenes Ebenbild
überliefert, so ließ es ihr letzter Nachfolger auf dem Thron bei einer abgebroche-
nen steinernen Säule bewenden, um welche sich eine Schlange wand.

Es ergab sich von selbst, daß mit dem Ursprung Neudrusedoms von den
Fürsten als seinen Gründern an erster Stelle die Rede war — die Autorin des
Eingangszitates ausgenommen. Doch es wurde damit zugleich angedeutet, wel-
chem besonderen typenträchtigen Boden die in späteren Folgen noch auftreten-
den Gestalten nur entwachsen sein konnten: einer kleinen Residenzstadt.

Druckfehler in Heft 36 in: „Chronik der Stadt Burg Stargard . . .“

S. 6, 18. Zeile von oben: statt Juni = Juli

S. 6, 24. Zeile von oben: statt Swenzjany = Swjenzjany

S. 6, 27. Zeile von oben: statt auxillaire = auxiliaire

S. 10, Anmerkung 17, statt Großherzog = Herzog

S. 16, 2. Zeile von unten: statt vorgegangen = vorbeigegangen

S. 20, 4. Zeile von oben: statt große = ganze

S. 22, Anmerkung 43, statt 177 = 117

S. 25, Anmerkung 52, statt 1813 = 1812

S. 25, Anmerkung 52, 4. Zeile nach ²⁾ ist zu setzen: = Die nächste Zeile ist unmittel-
bar anzuschließen

In Heft 37, S. 81, ist bei Steinmann vor 48 zu setzen: Windmühlenstraße

Bücher und Buchbesprechungen



„Schleierkopf“

Otto Flath

Ein neues Buch über Wilhelm Dilthey

Hellmut Diwald: Wilhelm Dilthey, Erkenntnistheorie und Philosophie der Geschichte. Göttingen: Mustersmidt-Verlag, 1963. (= Veröff. d. Ges. f. Geistesgeschichte, Bd. 2), 262 S., Ln. 26,80 DM.

Das Buch, das hier besprochen werden soll, darf starker Beachtung sicher sein. Denn so anregend und hilfreich die hermeneutischen Arbeiten von G. Misch, H. Nohl, O. F. Bollnow, E. Rothacker und anderen Interpreten für das Verständnis der Philosophie Wilhelm Diltheys wie für die Rezeption seines Nachlaßwerkes auch gewesen sind, so muß man doch heute feststellen, daß die systematische Analyse und kritische Diskussion der von ihm aufgegriffenen Probleme inzwischen nicht sehr viel weiter fortgeführt worden ist und die Aufgabe weiterhin gestellt bleibt, den unerschöpflichen Gedankenreichtum dieses genialen Torsos für die geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung fruchtbar zu machen. Um so verdienstvoller erscheint deshalb der auf Grund souveräner Textkenntnis geleistete Versuch H. Diwalds, aus der in Diltheys Denken gegebenen Verflochtenheit von Philosophie, Geistesgeschichte, Psychologie und Pädagogik heraus, dessen Auffassung von Leben und Erlebnis, Geschichte und historischer Erkenntnis zusammenhängend darzustellen und bei aller kritischen Einstellung doch behutsam zu interpretieren.

In sechs Kapiteln wird die entscheidende These, die dem Ganzen zugrunde liegt, in immer feiner sich differenzierenden Gedankengängen entwickelt und begründet, denen diese Besprechung auch nicht annähernd gerecht werden kann. Sie lautet, mög-

lichst knapp formuliert: Leben und Geschichte fallen nicht zusammen, weil die Kategorien des Lebens — wie Bedeutung, Zusammenhang, Struktur, Zweck, Entwicklung — nicht als identisch mit den Kategorien des geschichtlichen Verstehens angesehen werden können. Die begriffliche Gleichsetzung des alle Wirklichkeit umgreifenden Lebens mit der Historie zieht nach der Auffassung Diwalds eine Vereinfachung der Prinzipien nach sich, „welche die historischen Seinsverhältnisse bestimmen“ (S. 248). „Es werden durch sie ein Großteil der Besonderheiten und Gesetzmäßigkeiten der Geschichte — bei aller Berücksichtigung ihres Status als eines ‚Lebensausdrucks‘ — zurückgedrängt.“ (S. 247).

Eine Einleitung, in der Ziel und Grenzen der Untersuchung begründet werden, geht voran. Sie „will bewußt ein wissenschaftstheoretisches Gespräch mit Dilthey sein“ und verzichtet folglich darauf, seine Erkenntnisse vom Wesen der Geschichte und Geschichtlichkeit „mit den Ergebnissen zu vergleichen, zu denen er als praktischer Historiker kam“ (S. 9). Dem Impuls, der Diltheys Lebensarbeit leitet, in die geistig-geschichtliche Welt immer tiefer einzudringen, „um gleichsam ihre Seele zu vernehmen“, ist als die andere Seite seines Verlangens der philosophische Zug beigegeben, „den Eingang in diese Realität zu finden“, ihre Allgemeingültigkeit und objektive Erkenntnis zu begründen und so erst den anschaulich-begrifflichen Zusammenhang der historischen Wirklichkeit zu rechtfertigen. (Vgl. Ges. Schr. V, S. 3—6). Die Lösung dieser Aufgabe — Dilthey bezeichnet sie als „Kritik der historischen Vernunft, d. h. des Vermögens des Menschen, sich selber und die von ihm geschaffene Gesellschaft und Geschichte zu erkennen“ (Ges. Schr. I, S. 116) — wurde jedoch, so urteilt Diwald, „nicht erreicht. Die besondere Fassung der geschichtlichen Erkenntnisbeziehung bei Dilthey mußte es verhindern“ (S. 8).

Im ersten Kapitel („Wirklichkeitsbewußtsein und Geschichtsverhältnis“) untersucht der Autor deshalb auch zunächst die Seinsbedingungen des Gegenstandes „Geschichte“ und als korrelativen Begriff dazu das individuelle Erlebnis, in dem das geisteswissenschaftliche Denken seine objektive Geltung gewinnen soll. Das Bewußtsein von einem Erleben und seine Beschaffenheit sind nach Dilthey eins: die erlebte geschichtliche Wirklichkeit steht nicht als Objekt dem auffassenden Subjekt gegenüber, sondern sie tritt unmittelbar in ihm als solche auf und wird durch die historische Selbstbesinnung des Geistes in den Formen und Kategorien des Denkens gegenständlich. Nur so, im Ausgang von der inneren Erfahrung, gibt es für Dilthey ein Erfassen der realen geistigen Welt. „Das Leben ist das Prius des Erkennens“ (Ges. Schr. VIII, S. 264). Die kritische Frage aber, ob sich auf die subjektive Erlebniswirklichkeit der besondere, selbständige Strukturzusammenhang historischer Tatsachen und Erscheinungen gründen lasse, hat Dilthey später damit beantwortet, daß er Leben und Geschichte nach dem Aspekt unterscheidet, unter dem sie aufgefaßt werden: Leben unter dem Gesichtspunkt der in ihm noch ungeformt enthaltenen Kräfte; Geschichte unter dem der in ihr ausgebildeten wirklichen Gestalt, d. h. der Objektivationen des Kulturganzen. „Der Mensch überhaupt ist uns nur unter Bedingung verwirklichter Möglichkeiten da“ (Ges. Schr. VII, S. 279).

In den folgenden Abschnitten seines Buches diskutiert Diwald, um wenigstens umrißhaft den thematischen Aufbau zu kennzeichnen, die Vielzahl weiterer Grundprobleme der Geschichtsbeschreibung und Geschichtsphilosophie. So enthält das zweite Kapitel („Geschichtlichkeit, Individualität und Relativität“) eine fundierte Auseinandersetzung mit allem falsch verstandenen Historismus, wie er aus Diltheys Geschichtstheorie häufig abgeleitet worden ist. Er analysiert sodann, anschließend an eine Darstellung der „beschreibenden und zergliedernden Psychologie“, die von der Struktur des entwickelten Seelenlebens ausgeht, das Verhältnis von Erlebnis, Lebensausdruck und Verstehen; ferner Diltheys Theorie der Hermeneutik als der wissenschaftlich-methodischen Form der Auslegung und damit des Verstehens geistiger Gebilde; schließlich die Lehre von den Lebensbezügen und Diltheys berühmte Konzeption der Weltanschauungstypen, die als Interpretation der Mehrseitigkeit des Lebens Sinn und Bedeutung der Welt anzusprechen versuchen.

Was das neue Buch über Dilthey besonders auszeichnet, das ist neben der Gründlichkeit, mit der es gearbeitet ist, die bestechende sprachlich-begriffliche Klarheit der Gedankenführung. Der Verf. interpretiert Dilthey nicht von einer vorgefaßten Kon-

zeption her, der die gegenständlichen Sinnzusammenhänge dann mehr oder weniger gewaltsam angeglich werden, sondern er geht in seiner Auslegung stets unmittelbar von den Schriften selbst aus und bewahrt sich so den unverstellten Blick für die aufsteigende Problemfülle. Auf diese Weise ist die Darstellung auch als solche außerordentlich vielbezogen und reich an fruchtbaren Gesichtspunkten, zumal die vorliegende (im umfassenden Sinne verstandene) Diltheyliteratur sorgsam herangezogen und kritisch verarbeitet worden ist. Ein genaues Namensverzeichnis sowie ein ausführliches, hier wirklich unerlässliches Sachverzeichnis schließen das Werk ab. Dankenswert ist es letztlich auch, daß der Autor die zahlreichen Anmerkungen und Quellennachweise als Fußnoten dem Text laufend hinzufügt; diese in der wissenschaftlichen Literatur leider selten gewordene Art des Zitierens erspart dem Leser das ständige, lästige Nachschlagen im Anhang und erleichtert ihm so die Lektüre des bedeutsamen Buches, dem der Rezensent eine breitere Auswirkung wünschen möchte.

G ü n t h e r P. O h l h o f

Von Dr. R. Kleiminger, früher Oberstudiendirektor der Großen Stadtschule in Wismar, ist im November 1962 Band IV der hansischen Geschichtsforschung „Das Heiligengeisthospital in Wismar in 7 Jahrhunderten“ bei Böhlau in Weimar, (302 S.) erschienen.

Ernst Meyer, Schliemann's Letters to Max Müller in Oxford, Journal of Hellenic Studies Vol. LXXXII, 1962, p. 75 — 105. Erstveröffentlichung aus einem Auswahlband von 70 englisch geschriebenen Briefen Schliemanns an den deutschgeborenen großen Sprachforscher, mit forschungsgeschichtlicher Einleitung.

Franz Engel, Archivdir. in Bückeburg, gibt seit einig. Jahren einen historischen Atlas von Pommern und ebenso von Mecklenburg heraus. Als Sonderreihen erscheinen originalgetreue Abdrucke in 4 Farben der Wiebekingschen Karte von Mecklenburg um 1786 in 42 Blättern. 1961 ff. Je Blatt 6,— DM. U. a. sind schon erschienen: Rostock, Schwerin, Waren, Güstrow, Ratzeburg, Wismar. — Soeben ist nun auch von ihm die Schmettausche Karte von Mecklenburg-Strelitz, um 1780 veröffentlicht, ein Nachdruck des Kupferstiches von 1780 in 8 Blättern herausgekommen. 8 Blätter, 1963, je Blatt 4,— DM; alle 8 Blätter in Mappe 28,— DM. Das ganze Werk erscheint im Böhlau Verlag Köln/Graz. Auf die verdienstvolle Herausgabe der Schmettauschen Karten von Mecklenburg-Strelitz werden wir in Heft 39 des „Carolinum“ ausführlicher zurückkommen.

Uns liegen 2 Sonderdrucke vor, die wissensch. Untersuchungen von Dr. Ulrich Berner behandeln, der längere Zeit im mecklenburg. Staatsdienst gestanden hat. Der Titel des in der Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, Jahrgang 11, Heft 1, Frankfurt/Main 1963 erschienenen Aufsatzes lautet: Zur Typologie und Nomenklatur der Pflüge. In den Vordergrund stellt Berner die Frage, ob, bzw. wie weit sich durch Analyse der Formen und Konstruktionen einfacher Pflüge etwas über die Entstehung des Pfluges überhaupt erkennen läßt. Wir hören vom Mecklenburger Haken, vom Schwarzwälder Stichpflug, oder auch vom siamesischen Pflug, von den ältesten nachweisbaren Pflügen (in Mesopotanien) und altägyptischen Pflügen ebenso wie von der in Nordrußland heimischen Zoche oder Soscha. Viele Abbildungen sind zur Erläuterung beigelegt. Bei der Besprechung des syrischen Pfluges hören wir folgendes: „Wenn der syrische Bauer Sommerfrucht anbauen will, muß er in dem regenreichen Winter den Boden so mit Wasser anreichern, daß dieser für den trockenen Sommer ausreicht. Dazu muß er nach jedem Regenfall immer wieder die Verkrustung zerstören. . . Im zweiten Aufsatz behandelt Berner die Übergangstheorie in ethnologischer Sicht. Uns war in diesem Artikel besonders interessant, daß der Göttinger Ordinarius für Früh- und Vorgeschichte, Prof. Dr. Herbert Jankuhn in der oben genannten Zeitschrift Jg. 9, H. 1, in Übereinstimmung mit englischen und skandinavischen Forschern dargetan hat, daß schon in ziemlich früher prähistorischer Zeit im nördlichen Europa feste dauerbearbeitete Ackerfluren bestanden haben und daß damit den merkwürdigerweise von ganz entgegengesetzten Anschauungen her liebevoll gepflegten Märchen von dem vagabun-

dierenden, halb nomadisierenden, ja halb kommunistischen Ackerbau der Germanen zu Cäsars Zeiten ein Ende bereitet wurde. P.

Ratzeburg — 900 Jahre, 1062 — 1962. Ein Festbuch, zusammengestellt von Kurt Langenheim und Wilhelm Prillwitz, Ratzeburg 1962, mit 18 Kunstdrucktafeln. — Gleich die Tafel I bringt einen Abdruck der Schenkungsurkunde der Burg Ratzeburg, in der König Heinrich IV. im Jahre 1062 dem Sachsenherzog Otto-Ordulf die Burg übergibt. Karl Jordan (Univ.-Prof. in Kiel) schreibt hierzu den wichtigen aufklärenden Artikel mit genauen Quellenangaben. — Es ist schwer, aus den 25 Aufsätzen, die das Festbuch umfaßt, einzelne herauszuheben, aber vielleicht dürfen wir auf Heinz Semmers Beiträge zur Musikgeschichte einer kleinen Stadt hinweisen und auf die Beiträge der beiden Herausgeber Dr. Kurt Langenheim, Vor- und frühgeschichtliche Funde auf der Stadtinsel Ratzeburg, und Wilhelm Prillwitz, Zur Geschichte des Ratzeburger Postwesens. — Soll ich sagen, welcher Artikel auf mich persönlich am stärksten gewirkt hat, so ist es „Barlach in Ratzeburg“ von Dr. Joachim Kruse. Wieviele Entwicklungs- und Erziehungsromane haben wir alle seit unserer Knabenzeit gelesen, den Grünen Heinrich, Peter Camenzind, Wilhelm Meister und zuletzt vielleicht die „Frühen Erfahrungen“ von Max Rychner. Und immer wieder werden wir von neuem in ganz eigenartiger Weise gefesselt von dem Hineintauchen in die Seele des andern, in die Kinder- und Knabenseele, die jedesmal ein unbekanntes Reich ist und doch in uns selbst etwas Verwandtes zum Klingen bringt. Hier ist es die Zeit vom siebenten bis zum vierzehnten Lebensjahr in Barlachs Leben, in die uns Joachim Kruse durch seine eingehende Untersuchung führt, und in der er Barlach immer wieder selbst aus seinen Werken und Briefen, insbesondere dem „Güstrower Tagebuch“ und „Ein selbsterzähltes Leben“ sprechen läßt. — Das Ganze ist ein ernstes und verdienstvolles Werk. Es hält sich vollkommen fern von Lobeshymnen und Reden, die im Überschwang festreicher Tage gehalten werden. P.

Wilhelm Gernert: Studien zur Baugeschichte des Güstrower Schlosses, Beiträge zur Heimatgeschichte — Heft 1. Kreisheimatmuseum Güstrow 1963. Mit diesen Studien, so schreibt der Leiter des Heimatmuseums Güstrow, soll eine geschichtliche bzw. heimatkundliche Schriftenreihe des Kreises begonnen werden, die sich auf das vorliegende Quellenmaterial stützt. — Wir kennen den Historiker und Kunsthistoriker Gernert schon aus Beiträgen im „Carolinum“ und wissen daher, wie hoch wir ihn und seine Arbeit zu schätzen haben. Im vorliegenden Heft untersucht er, wie der Gesamtplan des Baumeisters Franz Parr aussah, den dieser für den Neubau des Schlosses entworfen hat, und warum er nicht verwirklicht wurde. Gernert verfolgt dann aber die Baugeschichte des Schlosses bis zu seinem Verfall im 18. Jh. und über die Restaurierungsarbeiten im 19. Jh. bis zu der jetzt beginnenden Umgestaltung zum kulturellen Mittelpunkt der Stadt. Zum ersten Male werden, neben den Stichen von Merian, sieben lavierte Federzeichnungen (31 × 42) aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, Heidelberg, Quelle und Meyer, 1960, 163 S. 8° (Studien zur Geschichte Schwerin befinden. P.

Kurt Forstreuter: Beiträge zur preußischen Geschichte im 15. und 16. Jahrhundert Heidelberg, Quelle und Meyer, 1960, 163 S. 8° (Studien zur Geschichte Preußens 7).

„Die theologische Bedeutung der Funde am Toten Meer“ erörtert nach dem heutigen Stand der Forschung der Göttinger Neutestamentler Joachim Jeremias (Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, Göttingen, 28 S.). Im Unterschied zu den gleich nach den Textfunden 1947 geäußerten Behauptungen, daß Qumran und der sogenannte „Lehrer der Gerechtigkeit“ Ur- und Vorbild Christi und des Christentums seien, legt Jeremias die bereits zum Gemeingut gewordene Ansicht dar, daß Jesus von Qumran eine tiefe Kluft trennt. =sching
(Die Welt, 20. 7. 1963)

Ein Sonderdruck der Zeitschrift für Heilpädagogik, Organ des Verbandes Deutscher Sonderschulen, 1962, Heft 10, liegt uns vor mit einem Aufsatz

von Erhard Lungfiel „Cerebral gelähmte und andere körperbehinderte Kinder in unseren Schulen“. Wir verweisen auf Heft 36 des „Carolinum“ S. 117 ff. Am Schluß des Aufsatzes werden wichtige Literaturangaben gebracht.

E. Meyer, Neuausgabe von Schliemanns erstem archäologischen Buch „Ithaka, der Peloponnes und Troja“ 1869. Mit sieben Seiten Vorwort und fünf Seiten Register mit Kommentar, insgesamt XXVIII, 218 Seiten. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1963.

Als Geburtstagsgabe für den 75jährigen Romano Guardini hat der Kösel-Verlag, München, aus der Feder des Philosophie-Professors Helmut Kuhn eine Kurzbio-graphie des bedeutenden Theologen und Philosophen herausgebracht („Romano Guardini“, 110 S., 4,80 DM). Sie enthält die wichtigsten Daten zur Person und eine Deutung des Werkes, die den „Denker christlicher Existenz“ als Nachfolger des heiligen Augustinus ausweist („Die Welt“, 3. Februar 1962). T.

Paul Schurek hat sich bereits durch seine „Begegnungen mit Barlach“ als herzlicher und zuverlässiger Berichterstatter und getreuer Freund des niederdeutschen Bildhauer-Dichters ausgewiesen. Seine in der Reihe „Kindlers klassische Bildbiographien“ (München, 144 S., viele Abb., 15,80 DM) erschienene Biographie „Barlach“ besitzt die gleichen Qualitäten und wird in ihrer Anschaulichkeit durch eine Fülle von Photographien aus Leben und Werk eindrucksvoll unterstützt („Die Welt“, 20. Januar 1962).

A. T.

Staatsarchivdirektor Dr. Kurt Forstreuter, Preußen und Rußland, von den Anfängen des Deutschen Ordens bis zu Peter dem Großen. 257 S. 8°, Leinen 19,80 DM

Die Beziehungen zwischen Preußen und Rußland schwanken im Urteil der Geschichte. Von der einen Seite wird Preußen als Schrittmacher Rußlands nach Europa gesehen, von der anderen Seite als Gegenspieler Rußlands gewertet. Solche Ansichten gehen vom Blickpunkt der Gegenwart aus und berücksichtigen nur die letzten 250 Jahre. Die vorliegende Arbeit geht weiter zurück: gleichsam in die Vorgeschichte des preußisch-russischen Verhältnisses vor dem Jahre 1700.

Veröffentlichungen des Mecklenburgischen Landeshauptarchivs. Herausgegeben von Hugo Cordshagen, Band II/1. Quellen zur ländlichen Siedlungs-, Wirtschafts-, Rechts- und Sozialgeschichte Mecklenburgs im 15. und 16. Jahrhundert. Amt Crivitz, Vogtei Crivitz (mit Land Silesen) und Vogtei Parchim. Bearbeitet von Paul Steinmann, Petermännken-Verlag Schwerin, 375 S., samt einer Karte: — Amt Crivitz um 1550. — Terra (Land) Silesen, Terra (Vogtei), Crivitz und Parchim im Mittelalter. 24,— DM. — Mit diesem Werk legt der Herausgeber Hugo Cordshagen eine Arbeit unseres Caroliners Staatsarchivrat i. R. Dr. Paul Steinmann vor. Lassen wir den Herausgeber in seinem Vorwort selbst sprechen:

„Diese beiden Jahrhunderte sind für die Entwicklung der agrarisch-ökonomischen Verhältnisse Mecklenburgs von ganz besonderer Bedeutung. In das 15. Jh. vor allem führen die Wurzeln für viele Erscheinungen, die die Forschung bis heute noch nicht genügend zu klären vermocht hat. Es sei nur auf die Wüstungsvorgänge, auf das Abwandern großer Teile der bäuerlichen Bevölkerung in die Städte, auf die Rezeption des römischen Rechts und ihre Bedeutung für die Verschlechterung der rechtlichen Stellung der Bauern in Mecklenburg hingewiesen. Frühkapitalistische Züge machen sich in dieser Zeit im Handel mit landwirtschaftlichen Produkten — nicht nur mit Getreide — bemerkbar. Für diesen wichtigen historischen Zeitraum fehlt es bisher an einer ausreichenden quellenmäßigen Erschließung. Die Forschung ist auf mühsame und zeitraubende Arbeit in den Archiven hingewiesen.“

Diese Arbeit hat Paul Steinmann in jahrelanger Mühe, ja man kann sagen Aufopferung, unternommen. Wer ihn aus der Studienzeit oder durch die Lektüre seines grundlegenden Werkes „Bauer und Ritter in Mecklenburg“ kennt, der weiß, mit welcher Zähigkeit, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit er eine solche Arbeit anpackt. Wir haben ja das beste Beispiel dafür in unseren eigenen Heften in der Chronik der „Stadt

Burg Stargard“. Der vorliegende Band bringt Quellen, d. h. Aufstellungen über Hebrungen, Pächte, Boden, Amts- und Dienstregister, Amtsbeschreibungen, Kirchenvisitationsprotokolle, doch auch Beschreibungen der Güter. Er ist also in erster Linie für Siedlungs- und Heimatforscher gedacht. Aber in seiner über 20 Seiten langen Einleitung gibt Steinmann einen Einblick in die Entstehung eines Amtes wie Crivitz, das aus ehemals slawischen Verwaltungsbezirken zusammengewachsen ist, die in den lateinischen Quellen vor allem als *terrae* bezeichnet werden. Mittelpunkt einer solchen *terra* war eine Burg (*civitas, urbs, castrum*), von der aus ein Beamter (*castellanus*) des Stammesfürsten die *terra* verwaltete. In der westlichen Hälfte des Landes saßen die Obotriten, im Osten die Warnaber (Warnower). Die slawischen Länder, aus denen das Amt Crivitz erwuchs, waren die Länder Crivitz und Parchim und die *terra Silesen*. Das Land Silesen und das Land Crivitz gehörten ursprünglich zur Grafschaft Schwerin, seit 1350 bis 1358 zum Herzogtum Mecklenburg. Als Stadt (*oppidum*) wird Crivitz zuerst im Jahre 1302 erwähnt. — Wir hören dann von der ersten Hauptlandesteilung Mecklenburgs im Jahre 1229, in zwei Hälften, die dann noch einmal halbiert wurden, so daß vier selbständige Herrschaften entstanden. Seit 1418 nannten sich die Herren von Werle, in deren Besitz Stadt und Land Parchim sich befanden, Fürsten von Wenden. Nach dem Erlöschen des Mannesstammes dieses Herrschergeschlechts kamen ihre Länder in den gemeinschaftlichen Besitz der Herzöge von Mecklenburg-Schwerin und von Mecklenburg-Stargard, nach dem Aussterben der Stargarder Herzöge an die mecklenburgische Hauptlinie. — An der Spitze der Verwaltung der Länder standen in der deutschen Zeit Vögte als Beamte der Landesherrn, weshalb die Länder später auch Vogteien genannt wurden. Aus den Vogteien Crivitz (einschl. des Landessilesen) und Parchim erwuchs das Amt Crivitz. Nach 1500 werden die mecklenburgischen Vogteien von zwei Beamten verwaltet, dem Vogt (Amtmann), dem als leitender Beamter vor allem das Polizei- und Gerichtswesen, und dem Küchenmeister, dem die Verwaltung der Finanzen und Naturalhebungen unterstanden.

Ein folgenschwerer Eingriff war es, als im Jahre 1621 nicht mehr die landesherrlichen Beamten, sondern die einzelnen Rittergutsbesitzer von den Bauern und Kossaten die Kontributionen (Landesteuern) erhoben. — Steinmann weist dann noch kurz auf die weitere Entwicklung hin, die Novemberrevolution 1918, das Gesetz vom 3. Dezember 1920, welches die Zahl der Ämter auf 17 reduzierte; das Gesetz vom 11. November 1925, welches die Zahl der Ämter auf 10 minderte; auf den Umschwung im Juni 1933, durch den die Amtshauptleute „Landräte“ und danach Staatsbeamte wurden, und bald danach die Ämter die Bezeichnung „Kreise“ erhielten. Durch das Gesetz vom 23. Juli 1952 wurde das Land Mecklenburg, im weiteren Sinne, in 35 Landkreise, die drei Bezirken unterstellt waren, aufgeteilt, von denen 18 auf das Gebiet des ehemaligen Landes Mecklenburg-Schwerin entfallen.

Archivdirektor H. Cordshagen sagt in seinem Vorwort, daß eine solche geschichtliche Einleitung, wie sie Steinmann gibt, sozusagen ein Modellbeispiel für weitere Erarbeitungen der Geschichte eines Amtes sein soll. Nun, wir können ihm zu diesem Beispiel und dem ganzen Band ebenso gratulieren wie dem Petermänken-Verlag, der uns durch seine Jahrbücher für Bodendenkmalspflege, die wir im „Carolinum“ besprochen haben, und durch Steinmanns Werk „Bauer und Ritter in Mecklenburg“ rühmlich bekannt ist.

P.

Uns ist zugegangen: E k h a r t B e r c k e n h a g e n, Deutsche Gärten vor 1800, Bernhart Patzer-Verlag, Hannover — Berlin — Sarstedt, 1962, 72 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Kunstdruckpapier, Leinen, DM 18,—. — Wir werden in Heft 39 auf das Buch zurückkommen.

Zu unseren Texten und Bildern

Staatsarchivrat Dr. Steinmann führt uns jetzt die Zeit vor 150 Jahren vor Augen. Niemand spricht davon, denn unsere Zeit ist von einer Dynamik erfüllt, die alle Sinne in Anspruch nimmt. Und doch muß es auch Menschen, Deutsche geben, die sich dieses gewaltigen Aufbruchs zur Freiheit und Abschüttelung der Fremdherrschaft in der Stille erinnern. Gerade nach all dem, was durch den zweiten Weltkrieg über uns gekommen ist und wodurch mancher an Heimat und Vaterland irre geworden ist,

müssen wir uns auf die guten Kräfte besinnen, die im deutschen Volke verborgen sind. Ohne den Glauben daran kann eine Nation nicht leben. — Der Bildhauer Otto Flath mit seinen Schöpfungen wird für die meisten von uns eine Offenbarung bedeuten. Seine Werke stehen nicht nur in Deutschland, wir finden sie in Atlanta, Kalifornien, Chicago, Indianapolis, New York, Dänemark, Schweden, Holland und der Schweiz. Und wer kannte ihn von uns? — Korvettenkapitän a. D. Hermann Bruns-wig hat uns noch einmal eine große Freude mit seinem Aufsatz über die Wandlung des Humanismus bereitet. Er deutete an, daß dieser Beitrag seinen Schwanengesang für das Carolinum darstellen solle. Die jungen Autoren müßten jetzt an die Front! — Wir würden sein Ausscheiden aus der Reihe der Mitarbeiter außerordentlich bedauern. Seine stets in Höhenflug und Stil bedeutsamen, wenn auch manchmal eigenwilligen Gedanken werden viele, vor allem aber der Herausgeber, vermissen. — Mit dem Mecklenburger Universitätsprofessor Dr. jur. Hall, Marburg, tritt eine neue Autorenpersönlichkeit vor uns. Wir danken ihm und hoffen, daß sein Aufsatz nicht der einzige Beitrag bleibt. — Auch in Dr. Ulrich Fischer, Hannover, können wir eine weitere zu uns stoßende Kraft begrüßen. — Der Caroliner Rudolph Jacoby ist uns zwar als Schriftsteller bekannt, aber mit dem Artikel über Otto Flath tritt auch er zum ersten Male unter die Mitarbeiter der Caroliner. — Das Bild aus dem Schloßgarten von Walter Gotsmann wird viele Erinnerungen wachrufen. — Die Aufnahmen aus dem Müritz-Gebiet verdanken wir Dr. Ernst Urbahn und seiner Gattin. — Das Lyzeumbild stiftete Frau Margarete Quint geb. Arp, Osnabrück. — Die Fotos von Herzog Carl (Sohn) und der freiwillige Meckl. Strel. Husar und Jäger entstammen dem Werk unseres im ersten Weltkrieg gefallenen Caroliners Hauptmann Werner Behm. „Die Mecklenburger 1813 — 1815 in den Befreiungskriegen. 1913.“ — Unser Caroliner Prof. Dr. Hans Runge, der bis zu seiner kürzlich erfolgten Emeritierung den Lehrstuhl für Gynäkologie der Universität Heidelberg innehatte, hat uns seinen Bericht über einen großen Teil seiner Lebensarbeit auf dem Gebiete der Krebsbehandlung und -forschung zur Verfügung stellt. Seine Erfahrungen und Hinweise werden für jeden von uns von Bedeutung sein. — Von den dem Beitrag von Prof. Dr. Eckhard Unger, Neubrandenburg, beigefügten Bildern werden die Vorfahren des früheren Oberschulrats im Meckl.-Strel. Staatsministerium Dr. Bahlcke, Vater unseres Caroliners Ehrenfried Bahlcke, und das Bild des Kammerdirektors Theodor von Scheve besonderes Interesse erwecken. Theodor von Scheve war der 2. Sohn des Cammer-Präsidenten von Scheve, auf Canzow, und besuchte zusammen mit seinen beiden Brüdern Ernst und Friedrich vom Gründungsjahr 1795 ab das Carolinum (vgl. Das Carolinum, Nr. 2, 1935, S. 4). — Die Bilder von Christoph Martin Wieland und der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm sind mit gütiger Erlaubnis des Verlegers entnommen aus „Gedenktage des mitteldeutschen Raums“, Ein gesamtdeutsches Kalendarium für 1963, erschienen im Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt am Main, Preis 6,—DM. Wir werden das Buch in Heft 39 unseres „Carolinum“ eingehender besprechen. Zu dem Bild der Brüder Grimm verweisen wir auf unsere Worte über das Brüder-Grimm-Jahr 1963 in Heft 37 des Carolinum, S. 60.

Der „Welt“ vom 30. März 1963 entnehmen wir folgende Skizze über den Neubrandenburger Abiturienten Dr. Kurt Pentzlin. Die Schr.

Kurt Pentzlin

Die Verbindung von praktischem Unternehmertum und akademischer Wirtschaftswissenschaft ist in der deutschen Wirtschaft ziemlich selten; wo sie aber auftritt, da wirkt sie ungemein fruchtbar und anregend. Zu den ausgeprägten Vertretern dieser seltenen Art gehört Dr. Kurt Pentzlin, der heute sechzig Jahre alt wird.

Dr. Kurt Pentzlin ist Mitglied der Geschäftsleitung der H. Bahlsen Keksfabrik KG in Hannover. Seine eigentliche Bedeutung, sein Wirken und sein Wesen ist damit aber noch nicht ausgeschöpft; breit wie ein Fächer gestreut, erstreckt sich seine Tätigkeit über mannigfache wichtige Bereiche der deutschen Wirtschafts- und Verbandspolitik, vor allem in der Nachkriegszeit. Er gilt als einer unserer besten Fachleute auf dem Gebiete der Rationalisierung, er hat dem deutschen Unternehmertum nach dem Kriege ein neues Profil gegeben und mitgeholfen, die damals gelähmten Kräfte wieder zu aktivieren. So hat er bei der Neugründung der Bundesvereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände entscheidend mitgewirkt, so hat er zuerst die Industrie- und Handelskammer Hannover wieder mitbegründet und später den Deutschen Industrie- und Handelstag. So war er an der Errichtung des Deutschen Industrie-Instituts sowie des Rationalisierungskuratoriums der Deutschen Wirtschaft (RKW) maßgebend beteiligt, und so war er auch bei seinen Fachverbänden (Süßwaren- und Nahrungsmittelindustrie) und dem Markenverband immer führend dabei.

Zu all diesem Wirken befähigt ihn sein angeborenes Talent und seine erfahrungsreiche Laufbahn. Er stammt aus Westpreußen, besuchte die Universitäten Kiel, Wien, Tübingen und Paris und landete zunächst als Assistent von Professor Harms in Kiel, bis ihm ein Fellowship an der Harvard Universität in den Vereinigten Staaten winkte. Die wissenschaftliche Laufbahn schien vorgezeichnet — da ging er in die praktische Wirtschaft, begann drüben als Arbeiter am Fließband in der Automobilindustrie, wurde dann als Rationalisierungsfachmann entdeckt und für die Unternehmensleitung ausgebildet. Dann kam er 1931 zu Bahlsen und erhielt dort später auch die Freiheit seines allgemeinen Wirkens zum Wohle der Wirtschaft.

F. F.

Wir entnehmen der „Freien Presse“, Buenos Aires, Argentinien, vom Sonntag, 28. Juli 1963, den folgenden Artikel von Prof. Dr. J. Weck. Von dem Mecklenburger Hans N. F. Tesdorff werden wir in Heft 39 einen Aufsatz über die patagonischen Buchenurwälder in der Südkordillere Argentiniens bringen. Die Schr.

Hans N. F. Tesdorff — ein deutscher Forstpionier in Übersee

In einer Zeit weltweiter Aktivierung forstlicher Tätigkeit scheint es angemessen, eines Mannes zu gedenken, der seit mehr als 45 Jahren ohne Unterbrechung erfolgreich forstliche Pionierarbeit in Übersee leistete und heute noch immer in erstaunlicher Frische leistet.

Hans Tesdorff war zunächst bis 1913 in Mecklenburg im Forstdienst tätig. Im selben Jahr siedelte er nach Deutsch-Südwest-Afrika über, wo er bis 1919 in deutschen und englischen Diensten tätig war und seine grundlegenden Erfahrungen über Anlage von Baumbeständen in Trockengebieten sammelte. 1930 wanderte Hans Tesdorff nach Brasilien aus und war bis 1931 in Porto Alegre Kolonisationsleiter bei der deutschen Gesandtschaft. 1932 — 1942 war er als Pflanze in Uruguay mit großen Aufforstungen in der Provinz Maldonado befaßt. 1942 erfolgte dann der Übergang nach Argentinien, wo er bis heute als Verwalter großer forstlicher Familienbesitze seine reichen und vielfältigen Erfahrungen in der Süd-Kordillere bei der Umsetzung von Waldbeständen in Wirtschaftswald, bei der Aufforstung verödeteter Flächen mit einheimischen und exotischen Nadelhölzern und bei der Anlage von Eukalyptus-Plantagen voll zur Geltung bringen konnte.

Hans Tesdorff hat diese Pionierarbeit in Regionen und zu einer Zeit geleistet, wo noch nicht einmal die ersten bescheidenen Ansätze einer Forstwirtschaft vorhanden

waren. Schon frühzeitig hat er planmäßig, heute überaus wertvoll gewordene waldbauliche und ertragskundige Versuche vor allem mit Exoten angelegt, und bereits seit 1936 stand er als geschätzter auswärtiger Mitarbeiter mit einschlägigen Forschungsinstituten, so auch mit Tharandt/Reinbeck, im regelmäßigen Erfahrungsaustausch. Nach 1948 hielt er Gastvorlesungen, Exkursionen und Vermessungskurse an der Universität Tucumán. In Verbindung mit den Instituten in Placerville (USA), Ekebo (Schweden), Mérida (Venezuela), Reinbeck und Castelar (genetisches Institut Argentinien) und solchen in Japan und Uruguay wirkte er erfolgreich an einer Züchtung von Forstpflanzen mit und führte die ersten planmäßigen Auslesen und Kreuzungen von Araukarien in Südamerika durch. In seinen über 40 fachlichen Veröffentlichungen in deutscher und spanischer Sprache fanden die wesentlichsten Erfahrungen ihren Niederschlag.

Wenn auch Hans Tesdorff von manchem gewichtigem Fachmann lobende Anerkennung empfing, so war er doch im wesentlichen während der 45 Jahre seines Wirkens als forstlicher Pionier in Übersee darauf angewiesen, sich durch die Freude am Ergebnis seiner rastlosen Arbeit belohnt zu sehen. Er hat so gut wie immer allein auf sich gestellt der selbstgewählten Aufgabe gedient. Mit erstaunlicher Klarheit und Konsequenz hat er Ziele verfolgt, lange bevor sie in seiner näheren und weiteren Umgebung auch erst nur in den Umrissen als erstrebenswerte Ziele erkannt wurden. Gewiß wird Hans Tesdorff in Argentinien sich entwickelndem Forstwesen eines Tages als einer derjenigen, die an der Grundeinstellung wesentlich beteiligt waren, Nachruhm ernten. Es ist aber eine Pflicht seiner deutschen Heimat, seiner bereits mit Dank und Anerkennung zu gedenken und ihm zu wünschen, daß er in ungebrochener Gesundheit auch noch den wahrlich verdienten Dank seiner Wahlheimat ernten kann, für deren forstliche Entwicklung er alle Kraft eingesetzt hat.

gez. Prof. Dr. J. WECK,

Präsident der Bundesforschungsanstalt für Forst-
und Holzwirtschaft Reinbeck bei Hamburg

Aus Karl August Varnhagen von Ense
Tagebuch 1850, Berlin

Was aus diesem Chaos werden kann, weiß der Himmel! Eine friedliche Gestaltung wird mit jedem Tag weniger möglich; eine volle Herstellung des Alten ist ganz undenkbar. Spring' ich über die nächsten Gebilde in weitere Ferne, so seh' ich freilich so was dämmern wie vereinigte Staaten von Europa, einen großen Bund von Republiken, der dem nordamerikanischen die Hand bietet; aber wieviel Zwischenereignisse müssen dazu noch eintreten, die sich in keiner Weise voraussehen lassen! Wieviel Schulen werden die Völker noch durchmachen, welche Wechsel von Glück und Unglück die Fürsten noch erfahren, ehe sie schließlich in letzterem untergehen!

Sie arbeiten aber tüchtig daran, das ist wahr!

(K. A. Varnhagen von Ense, geb. 21. Febr. 1785 in Düsseldorf, war als Diplomat in verschiedenen Stellungen tätig. Er lebte seit 1819 als Geheimer Legationsrat ohne Amt in Berlin und wurde Schriftsteller. Von seinen Werken erregten die aus seinem Nachlaß erschienenen *Tagebücher* [1861–70, 14 Bde.] großes Aufsehen.)

Uns' plattdütsch Eck

Bullerjahn un Röhlkentee

En lütt Vertellers äwer plattdütsche Plantennams

Von Walter Gotsmann †

Wecker drinkt hüt noch „Röhlkentee“¹⁾? Wecker söcht noch „Bullerjahn“²⁾? Wecker wet äwerhaupt, wat dormit ment is?

Wenn wi in de School de Kinner fragen, wians de enzelnen Blumen up *platt-dütsch* heten, denn finnen sick höchstens en orrer twe, de 'n poor Nams angäwen können. Un de Groten frag mal ener! Bi de is't genau so. Wi marken dat ganz besonnens bi de Gäng', de dat Volksbildungswerk up Stunn's in Niegenstrelitz inricht't hett, dormit de Lüd sick wedder 'n bäten mihr in de Natur utkennen sälen. Wenn dat denn het: „Hier steht nu „Schinnwatt“³⁾ un dor „Roden Hinnerk“⁴⁾, dit is „Nägenknee“⁵⁾ un dat is „Unverträäd“⁶⁾, denn denkt so männigen, dat wir 'ne frömde Sprach.

Ja, so is dat hüt dormit bestellt! De schönen ollen Nams, de uns' Vörfohrn de Planten bileggt hemm', an de man glieks markt, wat mit ehr los is; all disse kernigen Nams sünd vergäten, un wi möten uns schämen, dat wi kortfarig all dat äwer Burd schmäten hemm', wat uns' Vöröllern jahrhundertlang däglich brukten un in Ihren hollen hemm'. Denn mit all de Blumen un Planten, de hüt kuhr noch ankäken warden, hemm' uns Ollen tosamen läwt, as de Buren nu noch tosamen läwen mit ehren Acker un mit ehr Veh.

Disse Planten hemm' ehr, as't noch nich soväl Doktors un Aftekers gew, hulpen gegen allen Schaden binnen un buten; se hemm' sick dormit utputzt, wenn Hochtid wir un wenn in'n Aust dat Kurn anschnäden wär. Se har'n ock 'n Hümpel dorvon in'n Goren; Weck, de se tom Kaken un Braden nehmen, dormit dat bäter schmecken süll, denn „Gewürze“ von't Utland gew't duntomalen noch nich; un weck har'n se in'n Vörgorn, dormit dat Oog uk wat hemm' süll, wenn se Sünndags ens up de Bänk vor'n Hus sitten ded'n. Un wat för Arbeid har'n se mit dat väle Unkrut, wat ehr dat Läwen suhr maken deht, un mit all dat, wat Gös' un Enten, Schwien un Köh giern freten un wat se plückten, wenn se Göselfoder söchten un nah'n Kruden gängen! Se nehmen ja all disse Planten einzeln in de Hand, se schmetens's weg orrer brukten s' vor sich un dat Veh. Un so kem dat, dat se ock ball vor dit Krut un dit Unkrut un vor all de lütten Blumen Nams rutfinnen, de to ehr paßten as de Deckel to'n Pott! un wenn't ock mitünner Ökelnams wir'n, se paßten, un man künn sick wat dorbi denken.

Wat hüt bi de Hochdütschen de geliehrtten „Botanikers sünd, dat wir'n früher bi de Plattdütschen de Schepers un de ollen Frugens, de enen wat „bruken“ können, wenn't nötig deht. De hemm' ja woll dat ganze Gröntügs kennt, wat't gew un wat't nich gew. In disse Familien sünd ock de Nams noch am längsten bekannt west; un väles von dat, wat hier vertellt warden sall, besonnens „de grote Hod“ an'n Schluß, stammt von dorher.

Äwer nu will'n wi uns nich länger mit de Vörräd uphollen. Nu sälen de ollen Nams mal upmarschieren, un jeder, de dit läst, sall mal seggen, ob se em gefallen. Lat't uns glieks mal ens äwer'n Tun kieken. Dor stahn „Brudkutsch“⁷⁾ un „Goll'n Knöp“⁸⁾, „Gäl Göllings“⁹⁾ un „Jungfer ünner Busch“¹⁰⁾. Hüt heten se „Eisenhut“ un „Gefüllter Hahnenfuß un „Ringelblume un „Kresse.“ Is dat nich as Dag un Nacht? Is dat nicht, as wenn dor weck ankamen, de bloß noch „Huchschnarzen“

känen un wunner dohn, as wat se sünd? Äwer se kamen nich an gegen uns' ollen echten Mäckelbörgers, de dat Hart noch up denn' rechten Platz hemm'.

Wi können ja ock mal nah'n Acker un nah de Wisch un nahsten nah'n Busch hengahn. Dor steht dat vull von „Knüttelstickenblomen“¹¹⁾ un „Schostenfägelblomen“¹²⁾, „Kattenkees“¹³⁾ un „Kattenstart“¹⁴⁾, „Schineknkrut“¹⁵⁾ un „Kuk-kuckssalat“¹⁶⁾, „Blag Öschen“¹⁷⁾ un „Längerlewer“¹⁸⁾, „Hirschkrut“¹⁹⁾ un „Düwelsranken“²⁰⁾. Wat sünd't för Nams! Man brukt se bloß to hören, denn süht man ehr ganze Statur all richtig för sick! Un nu noch: „Borenklaw“²¹⁾, „Buhlblagen“²²⁾ un „Bullerjahn“! De Nams möt man irst mal 'n pormal lud un utdrücklich vör sick henseggen! De hemm' Murr in de Knaken, un unsen ollen Professor W o s s i d l o wür'n de Oogen blänkern, wenn he ditt noch hören künn. „Wullwerleh“²³⁾, „Witt Wäselken“²⁴⁾! Is dat nich, as wenn dor ener sachten äwerhennstrakt? Un nu noch 'n bäten tom Hägen: „Schosterjungs“²⁵⁾, „Presterlüs“²⁶⁾, „Kläterjakob“²⁷⁾, „Drekantig Weiten“²⁸⁾! Spaß möt sin, säd de Bur, dunn gew he sinen Jung ditt Radels up: „Wians kann man'n vierkantig Stück Land drekantig beseign?“ (mit „Bokweiten“ = „Drekantig Weiten“).

Früher hemm' de Lüd äwerall egenbackt Brod äten. So is dat ok mit de Nams west. Jede Gegend har noch ehr egen Nams ruterfunnen. Bi Mirow rüm schreden de Jungs sick in'n Harwt „Pameldutschen“²⁹⁾, und „Bullenpäs“³⁰⁾, ut't Ruhr rut; bi Föstenbarg rüm gew dat bloß „Quabbeldutschen“³¹⁾. So wir dat ock mit'n „Adborsschnabel“³²⁾, denn' se an de preußsche Grenz bi Bokholt un Dannenwall „Knappnegerseißer“³³⁾ nömten. Un bi Fräländ rüm säd'n s'to de „Brummelbeeren“³⁴⁾ gor „Borendreck“³⁵⁾. Kennt ener „Schwarten Bäsings“³⁶⁾, „Roden Bäsings“³⁷⁾ un „Höhnerbäsings“³⁸⁾? De gew't bloß an de Schwerinsch' un preußsche Grenz. Bi uns säden de Lüd, „Bicksbeern“, „Preißelbeern“ un „Himbeern“ dorto.

Jä! „Bäsings“ — dor hemm' wi nu en Wurt fat't, bi dat man sick toirst rein gornicks denken kann. Äwer so as dat uns' plattdütsche Sprak hüt geht, so is ehr dat all'n poor hunnert Johr lang gahn. Dat Hochdütsch het sick hemlich dor mang rinspält, un so männig oll karniges Wurt is nah un nah vergäten worden orrer man wet nich mihr, wat de poor kümmerlichen Brökels bedüden sälen, de äwrig bläben sünd. Vör dusend Johr säden uns' Vörfohrn to all de runnen Beeren „basi“; un in Holland siggt man hüt noch to de Jehannsbeern „aalbees.“ Wenn also hüt noch ener „Bäsings“ plückt, denn räd't he'n Plattdütsch, dat noch 'n bäten öller is, as den'n sien, wecker „Beern“ söcht.

Uns' Soldaten können sick äwerhaupt mal'n bäten in Dennemark, Schweden, Norwegen un Holland nah de Nams von allerhand Planten un Blomen ümkieken, denn disse Spraken sünd ja mit uns' Plattdütsch verwandtt, un männig olle Nam ward uns klor, wenn wi ens äwer de Grenz kieken. De Hollänner seggt to uns' Brummelbeern „Braambes“; wi kennen bloß „Bramranken“. „Braam“ bedüde früher soväl as „Durn.“ „Bramranken“ sünd also „Durnranken“, „braambes“ sünd „Durnbeern“; un wiel man dat toletzt nich mihr wüßt, is nah un nah „Brummelbeer“ dorut worden: dor kün'n sick doch wat bi denken!

Bi Stargard rüm halten de Lüd noch to Vadders Tieden 'ne „Grän“³⁹⁾ ut'n Busch, wenn't Wiehnachten wür. Hüt seggen wi „Fideldann“⁴⁰⁾ dorto. In Dennemark un Schweden bedüht „gran“ = Nadel; wi hem'n dat olle Wurt noch hochdütsch in „Granne.“ 'ne „Grän“ is also ganz enfach 'n Nadelbom. „Mähsch“⁴¹⁾ het up schwed'sch „moska“, „myskja“ un hängt mit „Moschus“ tosam, wiel he so schön rückt. Äwer wecker wet, wians de „Hirrernettel“⁴²⁾ orrer „Hiddernettel“⁴²⁾ to sienen Namen kamen is? De lütten „Höken“, de man ock „Hirrers“ nömmt, fräten

em ganz gewiß nich. In Schweden seggen de Lüd to diss' Oort Nettel „etternäsäla“; „ettar“ bedüht „Eiter“, „Hiddernettel“ is also Nettel, an den'n sick so verbrennen kann, dat dat utsüht, as har man luter Eiterpückels.

Un wat is dat mit dat „Lägenblatt“⁴³? De Gören rieten den'n Stengel utenanner, tellen de Fäden, de denn ruterkieken un seggen, soväl mal hemm' se lagen orrer soväl Kinner warden se späder kriegen. — Fragen wi mal ens in Denemark an. Dor het „at laege“ soväl as „heilen.“ Ein „Laege-Blatt“ is en Blatt, dat man früher up Löcker un Schrammen leggt het, dormit se helen sälen. Mit „Lägen“ hett dat also gornicks to dohn. Äwer wians mag ditt Blatt in olle Tieden up Plattdütsch richtig heten hemm'? — Ähnlich so verhölt sick dat mit „Schinnwatt“⁴⁴). Weck Lüd seggen ock „Wrattenkrut“⁴⁵) dorto, wiel se glöwen, dat de gäle Saft von ditt Krut de Wratten von de Hand verdriewen deh't. Ut de Beteknung „Schinnwatt“ känen wi äwer entnäh'men, dat man früher all's, wat man sick afschrammt („afschunnen“) har, mit dissen Saft behandelt hett.

Wecker makt sien Harkenstäls hüt noch mit „Schawrusch“⁴⁷) glatt? Seit man dat mit Sandpapier väl leichter maken kann, is disse Nam vergäten, un kener wet so recht, wians he eigentlich entstahn is. Wenn man äwer ganz langsam „schawrusch“ läst, denn markt man, dat dormit „schawt“ orrer as wi hüt seggen, „glatt“ makt worden is. Un „rusch“, dat hängt mit „Rusch un Busch“ tosamen, wiel dise Oort „Kattenstart“ giern mank sön'n oll dicht Geräusch stahn deht.

As Letzt' will ick vertell'n, wians de „Bifot“⁴⁷) to sinen Nam kamen is. Früher glöwten de Lüd, wenn se in'n Fröhjahr de ierste Schwölk flegen seggen, denn müßte man fix up'n Bifotbusch peren un ropen:

„Schwölken, Schwölken, giw mi'n Köhlken
ünner mienen linken Fot, de is mi för't Feuer god.“

Wenn man denn denn' Bifot utret, süll dor'n lütt Stück schwarte Kahl unnerliggen, de man innehm, wenn man Feuer haar. Bifot is ock god för alle möglichen Krankheiten west. Wenn to Jehanni früher dat grote Füer afbrennt würd, denn makten de Lüd sick Gürtel von Bifotkrut, sprüngen dormit dörch't Füer un schmetten den'n Gürtel nahsten in de Glot, wiel se de Menung wiern, dat up diss' Ort all ehr Krankheiten un Süchten mitverbrennten. De olle latinsche Schriftsteller Plinius vertellt, dat to siene Tied de Landlüd, wenn se'n wieden Weg to maken har'n, sick Bifotblätter ünner de Föt bünnen, dormit se nich so bald möd würden. Un ut denn' latinschen Nam „Artemisia vulgaris“ könen wi entnähmen, dat disse Plant in olle Tieden de Göttin Artemis heilig west un för allerhand Frugenskrankheiten brukt worden is.

So — bet nuher hem'n wi bi uns' Vertellers dat so hollen, as wenn bi de Soldaten ener von de Hogen to Besichtigung kümmt. Denn ward ock hier un dor ener rutergräpen, un he möt denn Kund gäwen, wohen un woher. Äwer up all de annern, de mit in de Reg' stahn, kümmt dat ock an, wenn de hog' Besuch 'n goden Indruck mitnähmen sall. Deshalb will'n wi bi uns' Pflanzen nich de grote Hod vergäten. Se sälen tom wenigsten seggen, wians se heten! Also los: „Radel“⁴⁸), „Träms“⁴⁹), „Küdik“⁵⁰), „Drunt“⁵¹), „Plogstiert“⁵²), „Huder“⁵³), „Dowe Rattel“⁵⁴), „Brutkrut“⁵⁵), „Dunnernettel“⁵⁶), „Roden Sührk“⁵⁷), „Duwick“⁵⁸), „Marsretsch“⁵⁹), „Wörmt“⁶⁰), „Hasenpoten“⁶¹), „Bullenmelk“⁶²), „Hunnenlook“⁶³), „Schnakenkrut“⁶⁴), „Alfranken“⁶⁵), „Ottermönning“⁶⁶), „Mählsöt“⁶⁷), „Presterkragen“⁶⁸), „Tütabeern“⁶⁹)! Un ganz hin'an: „Stoppeldüning“⁷⁰), „Stah up un gah weg“⁷¹). — Hett jeder god tohürt? Kiekt mal de ganze Reg' noch ens genau nah! Dat sünd noch weck von de olle Oort. 't is 'n däkten mäckelbörger Schlag! Un hüt is disse Schlag bi't Utstarwen. Is't nich 'n groten Jammer?

Dor let sick noch väl vertellen. Äwer för hüt is't nog. Wenn all de, de ditt to Gesicht kriegen, 'n bäten Freud an de ollen Nams hat hemm', denn bün ick tofräden. Noch bäter wir dat, wenn wi alltosamen disse Nams ock wedder brukten, wenn uns ein von de Pflanzen begegn' süll. Un wenn ener orrer de anner von sien Großmudder her noch allerhand wet, wat mit mien Vertellers in desülwige Karw schleht, denn kann he dat mal 'n bäten upschriwen un mi toschicken. Wi darwen Wossidlo'n sien Wark nich inschlafen laten un möten all's sammeln, wat noch ut olle Tieden von de echte Mäckelbörrer Oort to finnen is. Kickt Juch, wenn Ji dit läst hemm', sönne lütte Blom nu nich mit ganz annern Ogen an? Is se nu nich ock ut Mäckelbörr?

Hochdeutsche Bezeichnung für die angeführten plattdeutschen Pflanzennamen

1) Röhlkente = Schafgarbentee; 2) Bullerjahn = Baldrian; 3) Schinnwatt = Schöllkraut; 4) Roden Hinnerk = Kl. Sauerampfer; 5) Nägenknee = Knöterich; 6) Unverträd = Vogelknöterich; 7) Brudkutsch = Eisenhut; 8) Gollen Knöp = Gefüllter Hahnenfuß; 9) Gäl Gölling = Ringelblume; 10) Jungfer ünnern Busch = Gartenkresse; 11) Knüttelstickenblom = Sandnelke; 12) Schostenfägerblom = Frühlings-Hainsimse; 13) Kattenkes = Kl. Malvenart; 14) Kattenstart = Schachtelhalm; 15) Schinkenkrut = Hirtentäschel; 16) Kuckuckssalat = Sauerklee; 17) Blag Öschen = Leberblume; 18) Längerlewer = Waldgeißblatt (Jelängerjelieber); 19) Hirschkrut, 20) Düwelsranken = Bärlapparien; 21) Borenklaw = Bärenklau; 22) Buhlblagen = Rauschbeere, verwandt mit Blaubeere; 23) Wullwerle = Wohlverleih = Arnika; 24) Witt Wäselken = Hungerblümchen; 25) Schosterjungs = Saubohnen; 26) Presterlüs' = Früchte des Zweizahns; 27) Kläterjakob = Klappertopf; 28) Drekantig Weiten = Buchweizen; 29) Pameldutschen, 30) Bullenpäs, 31) Quabbeldutschen = Fruchtstand vom Rohrkolben; 32) Adbosschnabel, 33) Knappnegerseisen = Storchschnabel; 34) Brummelbeern, 35) Borendreck = Brombeeren; 36) Schwarten Bäsings = Blaubeeren; 37) roden Bäsings = Preiselbeeren; 38) Höhner Bäsings = Himbeeren; 39) Grän, 40) Fideldann = Fichte; 41) Mähsch = Waldmeister; 42) HIRRernettel = Kl. Brennesselart; 43) Lügenblatt = Breitblättriger Wegerich; 44) Schinnwatt, 45) Wrattenkrut = Schöllkraut; 46) Schawrusch = Waldschachtelhalm; 47) Bifot = Beifuß; 48) Radel = Kornrade; 49) Träms = Blaue Kornblume; 50) Küdick = Ackersenf; 51) Drunt = Feld-Wachtelweizen; 52) Plogstiert = Dornige Hauhechel; 53) Huder = Gundelrebe; 54) Dowe Rattel = Klappertopf; 55) Brutkrut = Ackergauchheil; 56) Dunnernettel = Kl. Brennessel; 57) Roden Sührk = Kl. Sauerampfer; 58) Duwick = Ackerschachtelhalm; 59) Marretsch = Meerrettich; 60) Wörmt = Wermut; 61) Hasenpoten = Mauseklee; 62) Bullenmelk = Wolfsmilch; 63) Hun'nlook = Lauch; 64) Schnakenkrut = Wurmfarne; 65) Alfranken = Jelängerjelieber; 66) Ottermönning = Odermennig; 67) Mählsöt = Mädesüß; 68) Presterkragen = Weiße Wucherblume; 69) Tütabeern = Preiselbeeren; 70) Stoppeldüning = Kl. Mäuseschwanz; 71) Stah up un gah weg = Enzian.

Oltspraken Wüür

31. Abendräd un Morgenräd stimmt biwilen nich tohoop.
32. Een mööt de Pier nich achter an 'n Wagen spannen.
33. De Fru slöppt achtern (ist nicht die Hauptperson!).
34. Vörher Bescheed gifft achterna keen Kreet.
35. Dremal ümteen is so goot as einmal afbrennen.
36. De to 'n Afsupen bestimmt is, hangt sik nich up.
37. As Adam pläug un Eva plüek Neddel,
wuur wier de Eddelmann, wuur wier de Beddel?
38. Dat mööt nich gahn: Töller un Fatt — Töller un Fatt;
Dat mööt gahn: Hacken un Tehn — Hacken un Tehn!
39. Schuld hett ümmer de anner.
40. Goot is goot; man alltogoot döcht nich.
41. 'n bäten scheef hett Goot leef, alltograd is ok man schad'.
42. Is de Appel riep, föllt he von alleen.
43. Väl Hannen maakt lichte Arbeit.
44. Baben bunt, nerrn Strunt. — Baben fix un ünner nix.
45. Kuhlen inne Backen, Schelm in 'n Nacken.
46. Nich uttrecken, vördäm 'n to Bedd geiht.
47. Wat de Kopp vergitt, möten de Been nahalen.
48. Na de gälsten Beern ward an 'n höchsten stägen.
49. De beröhmt warrn will, mööt dootbliven,
de besnackt waarn will, mööt frigen.
50. Dat mööt ierst leger warrn, ihre dat bäter ward.
51. Wenn de Boom is grot, ist de Planter doot.
52. Up 'n iersten Slag föllt keen Boom.
53. Wat 'n nich bören kann, mööt 'n liggen laten.
54. Ungünnt Brot nährt ok.
Ungünnt Brot ward ok von 'n Herrgott sägent.
55. Dor ward ok annerwägs Brot backt.
56. De Fru mööt bi'n iersten Brotknust toliehrt warrn.
57. De de Ogen nich updeit, mööt den Büdel updoon.
58. Dat gifft mihr bunte Hunnen as einen.
59. Dat geiht narms bunter her as inne Welt.
60. De ein will to Holt, de anner to Busch.
61. Wonäm 'n good Buurfru wirtschaft't, dor waßt dat Speck an'n Balken.
62. De nich dor is, den ward de Kopp nich wuschen.
63. Up 'n scheven Pott paßt ok 'n Deckel.
64. Lütt Pött kaakt licht oever.
65. So as 't ein deit, so as 't em geiht.
66. Kaamt se ierst ünner ein Däk, liehrt se woll de sülve Sproek
67. Swigen un denken deit kenen kränken.
68. Dicht vörbi is ok vörbi. — Binah drapen is ok vörbi.
69. De ein höllt 't mit de Mudder, de anner mit de Dochder.
70. Flidige Moders gifft fule Döchder.

Hans Meese

Ein plattdeutscher Brief von Heinrich Schliemann

Angeregt durch das Wiedererwachen der plattdeutschen Literatur in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, entstanden damals die Vereine, die sich zur Aufgabe machten, die niederdeutsche Sprache und das niederdeutsche Volkstum zu pflegen. Schliemann hatte sich nicht darum gekümmert, konnte es auch wohl nicht. Aber er kam doch mit diesem Streben in Verbindung, und daraus entstand sein wahrscheinlich einziger plattdeutscher Brief. Der plattdeutsche Verein „Schurr-Murr“ in Berlin sandte ihm am 21. 8. 1880 folgende Verse:

Veel Schätze, de verborgen legen
In'n Schurr=Murr von de Weltgeschicht,
De hest Du all, Du forscher Forscher
Utbuddelt un vöbrocht an't Licht
An Ihr un Ruhm un Lorbeern hest Du
Dorvör inaust so riek un veel,
Triumph würr Di in rieken Maaßen
Bi uns ok in Berlin todeel. —
Un as in Ilium is verborgen
Bi uns för Di een ollen Schatz,
Gor schön un harrlich einst vör Tiden,
Upsduns is de „Schurr=Murr“ sin Platz!
Sülvst Din verihrtten Forscherogen,
De för sowat doch scharp und klor,
De würr, solang Du hier deiht wilen,
Dis olle Schatz nich openbor.
Drum hewwt wi nu, de Di verihren
Un Di 'ne Freude maken möcht,
Den Schatz, dat hei Din Hart erquicke,
Ut den Schurr=Murr heruter söcht.
Din plattdütsch Moddersprak, de is dat,
De bringt Di Meckelbörger Kind
Een schönen Gruß von sine Heimat
Un von Din Landslud un Din Fründ

von plattdütschen Vereen „Schurr=Murr“.

Schliemann antwortete am 5. Sept. 1880 aus Leipzig, wo er weilte, um die Ausgabe seines Werkes „Ilios“ in drei Sprachen zu besorgen: „Hochverihrtter Herr Schriftföhrer Friedländer! Nämnen Se mi nich för ungod, dat ik ierst hüt dorto kaam, Eeren Breef vom 21. Aug. to beantwurten un för de Ihr to danken, de Se mi erwesen hewwen. Dat freut mi gor sier to sehen, dat mine Arbeten in min lew Vaderland so hoog to anerkannt warden, un ik versiker Se, dat ik in mine Arbeten unmöglich een stärkeren Spurn krigen künn as den Bifall von mine leewen Landslud. Nämnen Se mi nich äbel, wenn ik nich mihr schriew, denn ik publicier ein grot Werk in drei Utgaven to gliker Tid un bün sir beschäftigt.

Ik wedderhal Se minen herzlichen Dank un verbliew Se Eer treue Landsmann und Fründ
Heinrich Schliemann
in dat lewe, lewe Mecklenburg gebürtig.

K. A. P.

Ein kleines Geburtstagsgedicht von unserem verstorbenen Caroliner Dr. Paul Weiglin

Ton 28. Juni 1952*

So is dat: kümmt dat Öller ran,
kickt een de Tid von achter an.
Un klöhnt een mit 'nen ollen Frünn,
So heet dat: kannst Di noch besinn . . . ?
Ick wünsch' mi in Din niget Johr,
Du makst Di nich wie süs so ror
Un höllst mit Dine leewe Fru
Recht oft bi uns Din Gorenruh.
Wi wünschen, Friedel un ook ick
To't Weegenfest Di recht veel Glück.
Hollt froh in Soden Juge Kur
Un kamt as frisch verstaht retour!

Friedel un Paulus

Noch'n beten Tühkram:

„Wi kün'n as'n poor Bräuder tosam'm leben“, säd de Jung — „äwer Vadder will jo nich!“

„Fett sett't werrer Fett“, säd de Bür. — unn gew sien Swin Speck in'n Trog.

„Wi hefft uns dat ollig indeilt“ — säd de Mann — „wenn wi beid' to Hus' sind, hett mien Fru recht — wenn ick allein da bün, hew ick äwer alles to befehlen.“

„Eten makt Spaß“, säd Schulten-Vadder — da seet he achter'n Schöttel Swartsuur. „Je“, säd sien Fru — eet man langsam; du weit'st nich, wat du laten kannst“.

A. S.

* Geburtstag von Dr. med. Max Rütz, Berlin



Dr. Wilda †, W. Reimann †, Dr. Kalkschmidt, Dr. Reichelt †, Oberst Schulze †,
Marburg 1956

Aufnahme: Ehrenfried Bahlscke

(Tochter des Bibliotheksrats Dr. jur. Carl Meltz, Karlsruhe) mit cand. ing. Andreas Richter, Lübeck.

Verheiratet

Hildegard Heitmann, Schleswig, und Hartmut Welzel, Lübeck-Travemünde. — Dipl.-Ing. Richard Meintker, Bundesbahnrat, Frankfurt/M., mit Rosemarie Schäfer, Kassel-Wilh.

Examina, Beförderungen pp.

Im April 1963 konnte unser Caroliner und Mitarbeiter Rudolph Jacoby mit seiner Gattin in Bad Segeberg das Fest der goldenen Hochzeit begehen. — Am 5. Juli 1963 wurde unserem alten Caroliner, dem Entomologen Dr. Ernst Urbahn, Zehdenick, eine hohe Auszeichnung zuteil. Ihm wurde in Berlin in einem großen Festakt für seine wissenschaftlichen Forschungen von Präsident Professor Dr. Dr. h. c. Hartke die Leibniz-Medaille verliehen. — Am 6. September 1963 kann Dr. Hans Fründt mit seiner Gattin den Tag der goldenen Hochzeit feiern. — Legationsrat Dr. Karl Heinz Narjes ist zum Chef des Kabinetts des Präsidenten der EWG-Kommission, Hallstein, in Brüssel ernannt worden (Frankfurter A. Z.)

Geburtstage

Am 22. Sept. 1963 vollendet unser alter Caroliner Korvettenkapitän a. D. Hermann Brunswig, Argentinien, sein 80. Lebensjahr. Wir gratulieren ihm von ganzem Herzen und danken ihm, der seit Jahren nicht nur einer unserer eifrigsten Mitarbeiter war, sondern auch an dem Wiederaufbau unserer Zeitschrift mit steter Sorge und heißem Bemühen Anteil genommen hat. Möge er, der Jüngling im weißen Haar, zusammen mit seiner Gattin noch manches Jahr auf „Gottes schöner Erde“ wandeln zu unserer Freude und zur Freude seiner Kinder und Enkelkinder. — Staatsarchivrat a. D. Dr. Paul Steinmann, allen unseren Lesern ebenfalls durch seine historischen Beiträge im „Carolinum“ bekannt, kann am 9. Dezember 1963 seinen 75. Geburtstag begehen. — Am 18. Mai 1963 feierte Reichsbahn=Abt.=Präsident a. D. Richard Schäfer, Kassel, in voller Rüstigkeit seinen 80. Geburtstag. Wir möchten ihm hierzu unsere herzlichen Glückwünsche aussprechen. Richard Schäfer, dessen beide Söhne auf dem Carolinum das Abitur bestanden, hat nicht nur als Schüler=vater Anteil an dem Geschehen auf dem Carolinum genommen, sondern auch als

Vermischte Beiträge

Geboren

Diplom=Handelslehrer Klaus=Dieter Bischof und Frau Marlies, Köln=Merheim, eine zweite Tochter (Iris). — Dr. med. Dieter Kasulke, Schweningen a. N., ein Sohn Oliver (2. Kind). — Renate Laubach geb. Stichel und Dr. Fritz Laubach eine Tochter Mechthild Elisabeth (4. Kind), Ewersbach/Dillkreis. — Studienassessor Hartmut Stolze, Ahlen/Westf., eine Tochter (2. Kind). — Assessor Neithard Stolze, Münster/Westf., ein Sohn.

Verlobt

Leutnant der Luftwaffe Jochen Piep, Bruder des Freundes des Carolinum Diplom=Kaufmann Heinrich Piep, mit Elke Kentz, Göttingen. — Rosemarie Schäfer, Minden, mit Dipl.-Ing. Richard Meintker, Bundesbahnrat, Frankfurt/Main. — Referendarin Anne=Luise Stech (ältere Tochter unseres Caroliners Dr. jur. Hermann Stech, Hannover) mit Referendar Dr. jur. Ulrich Stobbe in Hannover. — Sigrid Meltz



Lyceum Neustrelitz, Klasse 3, Jg. 1908

- Von links nach rechts: 1. Reihe von unten: Helene Tank, Helene Böttcher, Mike Fröhlich, Gertrud Schmidt, Erika Gröder, Ada Bethge*
- 2. Reihe von links nach rechts: Anna Hellwig, Gertrud Frentz, Wanda Schröder, Ina Grambow, Dora Bublitz, Ina Seuberlich, Liesbeth Dinse*
- 3. Reihe von links nach rechts: Liesbeth Löskow, Grete Eichmann, Lotte Meyn, Grete Kurtzisch, Eva Müller, Anna Steffen, Grete Arp, Martha Wandel, Charlotte Melz, Marie Putzierer, Marie Möler, Dora Paulsen*

Direktor der früheren Friedrich-Wilhelm-Eisenbahn ein großes Verständnis für die zur täglichen Bahnfahrt gezwungenen Schüler bewiesen und vor allem den in Frage kommenden Fahrplan in entgegenkommender Weise und persönlichem Einvernehmen mit der Leitung des Carolinum geregelt. Hierfür sei ihm an dieser Stelle noch einmal unser Dank übermittelt. — Dr. Ernst Meyer, der weithin bekannte Schliemannforscher, konnte am 21. Februar 1963 seinen 75. Geburtstag begehen. Wie aus der Notiz unter „Bücher und Buchbesprechungen“ hervorgeht, ist er immer noch wissenschaftlich tätig. — Oberstudiendirektor i. R. Dr. Buhle, Schwerin, konnte vor einigen Monaten seinen 80. Geburtstag feiern. Er war zuletzt Direktor des Malchiner Realgymnasiums, das Jahrzehnte hindurch von Schülern des Neustrelitzer Realprogymnasiums besucht wurde, weil dieses nur bis zur Prima-Reife führte. — Am 12. 7. 63 be-

ging der Historiker Wilhelm Schüssler, ein Schüler des großen Friedrich Meinecke, seinen 75. Geburtstag. Er studierte in Freiburg und Heidelberg und habilitierte sich in Frankfurt 1919. Als Professor wirkte er in Rostock, Riga, Würzburg und Berlin. Nach einem Bericht in der „Welt“ vom 12. 7. 1963 ist Schüsslers Zeit in Rostock vielleicht die glücklichste seines Lebens gewesen, weil sich's hier nicht nur arbeiten, sondern auch leben ließ. Seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen sind reich an Zahl. — Rektor i. R. Dehn, Neustrelitz, beging am 22. 2. 1963 seinen 86. Geburtstag. Wir alle kennen ihn und wünschen ihm weiter einen geruhsamen und ungetrübten Lebensabend in seinem Heim. — Der Senior unserer Carolinerschaft, Stabszahlmeister a. D. Albert Stecher kann am 21. September 1963 seinen 94. Geburtstag begehen. Er nimmt immer noch regen Anteil an allem, was die Heimat und die alten Caroliner betrifft. — Studienrat i. R. Friedrich Wesemann, Büdelsdorf, konnte am 24. Mai 1963 seinen 70. Geburtstag feiern. Vor zwei Jahren besuchte er für mehrere Monate seine in Atlanta (USA) verheiratete Tochter Christa de Fancsaly und kam frisch und voller, durch das Erlebnis gewonnener, Anregungen zurück. — Frau Else Haberland, Witwe unseres Caroliners Pastor Richard Haberland und Mutter unseres Abiturienten Ernst Haberland, beging am 5. August 1963 ihren 75. Geburtstag. —

Gestorben

Frau Margarethe Niekrentz geb. Drews, Mutter unseres Caroliners Fritz Niekrentz, ist in Neustrelitz am 21. 3. 1963 infolge eines Herzinfarktes sanft entschlafen. Sie hat die uns allen bekannte, seit Generationen in der Familie Niekrentz befindliche Gärtnerei bis zu ihrem Lebensende geführt. — Am 12. April verschied nach langer, schwerer Krankheit der praktische Arzt Dr. med. Paul Kroke in Nordseebad St.-Peter-Ording im 69. Lebensjahr. Er hing mit großer Liebe an seiner Heimat, der Fritz-Reuter-Stadt Stavenhagen, und sprach gern von ihr und seiner Schüler-Musenstadt Malchin, wo er das Realgymnasium bis zum Abitur besuchte. Er war ein treuer Freund des Carolinum. Als Arzt folgte er dem Wahlspruch, der über seiner Todesanzeige steht: In serviendo liber atque solutus. — Im 73. Lebensjahr entschlief nach schwerem Leiden der Neubrandenburger Abiturient Erich Lembke. Er hätte gern weiter für die „plattdeutsche Ecke“ des Carolinum mitgearbeitet, aber seine Krankheit ließ es nicht zu. — Am 2. März 1963 ist unser alter Abiturient, der Oberstudienrat i. R. Ernst Ahlgrim, Hamburg, einem Schlaganfall im 77. Lebensjahr erlegen. Er wurde am 1. 9. 1886 in Pripert-Ziegelei, dem väterlichen Besitz, geboren, studierte Theologie und Philologie in Erlangen, Berlin und Rostock und ging nach bestandnem Staatsexamen in den Staatsdienst. 1914 meldete er sich sofort als Kriegsfreiwilliger zur Feldartillerie, kämpfte an der Westfront und schied als Leutnant d. R. bei Kriegsende aus. Nach seiner Heirat geht er 1923 an das Realgymnasium des Johanneums in Hamburg. Am 2. Weltkrieg nimmt er als Hauptmann d. R. teil, wird danach Oberstudienrat am Johanneum. Nach seiner Pensionierung wird er wissenschaftlicher Leiter der Unterrichtsanstalt Jessel in Hamburg bis zu seinem Tode. Er hinterläßt seine Frau und drei Kinder. — Unser alter Caroliner Andreas Peters beklagt den Tod seiner Gattin. — Nach langem schweren, mit großer Geduld getragenen Leiden wurde Käthe Ruhe geb. Haberland, Erlangen, am 1. Mai 1963 erlöst. Viele werden sich ihrer, der Schwester unseres Caroliners Ernst Haberland, als eines besonders frischen und fröhlichen Menschen erinnern und es wird schwer zu glauben, daß sie an ihrem 52. Geburtstag diese irdische Welt verlassen hat. — Marineoberbau- rat a. D. Walther Proschmitzky trauert um seine im 80. Lebensjahr in Berlin verstorbene Schwester. — Pastor Johannes Wesemann, seit 1911 Nachfolger seines Vaters Pastor Johann Friedrich Karl Wesemann in Wokuhl, ist im hohen Alter gestorben. Ostern 1900 bestand er am Carolinum das Abitur. Vor etwa einem Jahr erhielten wir noch eine kurze Nachricht von ihm, in der er sich für unsere Hefte bedankte und einen längeren Brief ankündigte, der aber nicht mehr eingegangen ist. Von seinen Klassenkameraden lebt noch Pastor Paul Buchin. — Am 19. 10. 1962 verstarb nach schwerer Krankheit im 43. Lebensjahr Dr. med. Heinz-Dietrich Kozminski in Rottweil/Württemberg. Er war der Sohn unseres Oberschulrats Dr. Kozminski, Neustrelitz. — Käte Lange, Tochter des verstorbenen Reichsbahnoberinspektors Lange in Neustrelitz, Fürsorgeinspektorin der Stadt Pirmasens in der Pfalz, starb nach langem schweren Leiden am 18. Mai 1963. — Der vielen von uns noch bekannte

Konrektor i. R. Karl Schroeder ist mit 90 Jahren am 13. 4. 1963 in Neustrelitz gestorben. Er war lange Jahre Betreuer des Borwinheims. Ein stets gütiger und freundlicher und vor allem pflichtgetreuer Mecklenburger ist mit ihm aus dem Leben gegangen. Das Kuratorium des Borwinheims und die Kirchengemeinderäte haben seiner in großer Dankbarkeit gedacht, der neben der Verwaltung des Borwinheims viele Jahre hindurch noch als Katechet der Kirche gedient hat. — Tiefe Trauer ist in das Haus der Familie des verstorbenen Oberstaatsanwalts Jürgens, Lübeck, eingekehrt. Der hoffnungsvolle, 24 Jahre alte Sohn, cand. med. Hans-Otto Jürgens ist bei einem Lawinenunglück am 21. 2. 1963 in Tirol ums Leben gekommen. — Der Landwirt Paul Jö r n d t, Ritzerow b. Malchin, ist Endes des Jahres 1962 gestorben. Nur wenige werden sich dieses alten Caroliners noch erinnern, der etwas älter als wir Mitschüler war, da er vom Lande kam. Schon in Quinta (1901) fiel er uns durch seine Korrektheit im Wesen und Lernen auf. Die Verbindung zu ihm war Jahrzehnte hindurch abgerissen, aber es ist uns noch gelungen, ihm kurz vor seinem Tode Grüße zu übermitteln, die ihm zeigten, daß wir ihn nicht vergessen hatten und die ihm eine große Freude waren.

Aus Briefen

Gertrud Schwabe: Im August 1961 nahm mein Sohn Carl-Heinz mich kurzerhand auf drei Monate mit nach Canada. Es war mein erster Flug und ich war begeistert, wie ich es auch vom Leben und Land drüben war. Die Weite, die Liebenswürdigkeit der Menschen, auch der Canadier, das ganze Leben ohne Hetze nahm mich für die neue Heimat meines Sohnes ein, der selbst mit seiner Familie in einem hübschen kleinen Haus etwas fern der Stadt Toronto wohnt. Ich lernte die Niagara-Fälle kennen und den Norden, der im Oktober bei der unwahrscheinlich roten Herbstfärbung einen ungekannten Zauber ausstrahlt. Das Klima ist gut; anfänglich war es etwas heiß (28 — 35°), vom 25. August bis 23. November hatte ich keinen Regentag. — Martin Breest: Ich gehöre zu den begeisterten Lesern des „Carolinum“ und möchte es bewußt „Unser Carolinum“ nennen, obwohl ich Neubrandenburger Gymnasiast bin. — Erich Thomas (New York): Der einzige Schulfreund, mit dem ich heute noch in Verbindung stehe, ist Richard Hinrichs, Sohn unseres Professors Dr. Hinrichs. Alle anderen Freunde sind verschollen. Ich selbst bin 1925 nach Nordamerika ausgewandert. — W. P.: Mich fesselte besonders der Aufsatz von Erhard Lungfiel: Aus meiner Arbeit mit körperbehinderten Kindern. Jetzt beabsichtigt man auch hier, eine Sonderschule für körperbehinderte Schüler einzurichten. Man sieht, wie zeitgemäß das angeschnittene Thema ist. — Dr. Heinrich Constantin Blanck: Ich gehöre zur Familie Blanck, die in vier Generationen die Domäne Warlin bewirtschaftete. Mein Vater und mein Urgroßvater besuchten das Gymnasium in Neubrandenburg, Vaters einzig noch lebendes Geschwister ist Frau Helli Cordua. Ich bin bei der Marineluftwaffe in Jagel tätig und habe genealogische und kunsthistorische Interessen. — Fritz Schröder: Bei meinem Kollegen und Landsmann Kurt Bernhard, Dortmund, lernte ich die Zeitschrift „Das Carolinum“ kennen und schätzen. Ich bin alter Mecklenburger, war bis 1945 in Burg Stargard ansässig, auch meine Frau und meine beiden ältesten Kinder sind in Stargard geboren. — H. Wegner: Besonders interessant war für mich der Beitrag über den Musiker Johannes Schondorf. — Sigrid Schmidt: Leider melden sich so wenig jüngere Caroliner zu Wort. — Hermann Warncke: Allen alten heimattrauen Carolinern danke ich herzlich für das freundliche Gedenken zu meinem 90. Geburtstag. — H. Tesdorff (Argentinien): Da ich schon vor 50 Jahren aus Mecklenburg ausgewandert bin, habe ich dorthin keine Familienbeziehungen mehr. Seit 1542 war meine Familie in Rostock ansässig. Ich bin Dipl.-Forstwirt und wissenschaftlicher Mitarbeiter der Bundesforschungsanstalt für Forst- und Holzwirtschaft in Reinbek bei Hamburg. — L. Mollé: Ich bin seit 10 Jahren Großmutter, habe eine Tochter, einen Schwiegersohn, drei Enkelkinder und einen Sohn, der vor kurzem das Abitur bestanden hat. — Theodor W. Knacke (Californien): Für uns in der Ferne ist das „Carolinum“ ein besonderer Bindeglück und bringt uns humanistische und kulturelle Werte, die man in der heutigen Zeit vermißt. Ich bin der ältere Bruder von Reinhold Knacke, der 1942 als Eichenlaubträger fiel. 1928 verließ ich nach der Obersekunda das Carolinum, machte 1934 mein Ingenieurexamen in Strelitz, bestand 1936 im Dillmann-

Realgymnasium in Stuttgart das Begabtenabitur mit „Sehr gut“ und legte 1939 meine Diplom-Ingenieur-Prüfung an der Technischen Hochschule Stuttgart ab. Seit 1946 bin ich in den USA. In meiner jetzigen Stellung stehe ich als „Chief Technical Staff“ mit beiden Füßen in der Raumschiffahrt und bin speziell beim Zurückbringen der Astronauten und der Raumschiffe tätig. Von meinen Stuttgarter Bundesbrüdern habe ich gewöhnlich einen oder zwei jedes Jahr zu Besuch, aber von meinen Klassenkameraden hat sich noch keiner hier gemeldet. — Charlotte Voss geb. Strehlow: Ich bin in Alabama (Guatemala) geboren; das Lyzeum in Neustrelitz besuchte ich bis zur mittleren Reife (1930). Meine beiden Brüder sind Fritz Strehlow, jetzt wohnhaft in Kanada, und Hans Strehlow, der am 25. 1. 1942 gefallen ist. — Hedwig Friedrich geb. Scheel: Meine 87jährige Mutter, Frau Johanna Scheel, ist zu meiner großen Freude im Wege der Familienzusammenführung zu mir gezogen. Sie ist geistig noch sehr rege und ein zufriedener und dankbarer Mensch. — Charlotte Bauer: Ich bin zu meiner Schwester Gertrud nach Berlin gezogen. Wir sind froh und dankbar, daß wir nun zusammensein können. Tätig können wir aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr sein. Beide haben wir unter der Leitung von Rat Praefcke das Lyzeum in Neustrelitz besucht. — Dr. Herbert Kref t: Ich habe die Anmerkungen zur Baugeschichte des Schweriner Schlosses in H. 36 mit dem Interesse des Liebhabers der Weser-Renaissance gelesen und mich über das Niveau und die typographische Qualität dieser Blätter gefreut. — Werner Praefcke: Ich fand vor einiger Zeit in den ersten drei Büchern von David Franck „Altes und Neues Mecklenburg“ (1753) einige sehr phantasievolle Abbildungen alter Göttergestalten sowie die einiger Bischöfe. Von diesen Zeichnungen bzw. Stichen war einer mit „Unger sculptis Bero lini“, andere waren mit „Unger sc.“ oder auch nur mit „U sc.“ gezeichnet. Sollte da ein Zusammenhang mit Wilhelm Ungers Vorfahren bestehen? — F. Wesemann: Bin auf jede neue Nummer unserer lieben Blätter für Kultur und Heimat gespannt und voll froher Erwartung. — L. J.: Durch Zufall erhielt ich einige Hefte des Carolinum in die Hand. Eine ganz ausgezeichnete Zeitschrift, wozu man den Mecklenburgern nur gratulieren kann. — Dr. E. Marung: Im „Carolinum“ wird öfter ein Maler Tischbein erwähnt. Vielleicht ist es in diesem Zusammenhang von Interesse, daß sich in den Mitteilungen für das Fürstentum Ratzeburg, 13. Jahrgang, Aug. 1931, Nr. 3, Seite 32, eine Notiz von J. Warnke befindet mit der Überschrift: Tischbein, der Maler der Bickerschen Familienbilder. (Die Familie Bicker lebte in Schönberg/Meckl.). — Dr. Arthur Hordorff: Gegen eine Minderung unserer Hefte in Text und Bildern bin ich mit Entschiedenheit.

Spendenliste: Stand 19. 3. 1963

v. Arenstorff, Helmstedt, 39 DM; K. Anders, Bochum, 8 DM; F. Anders, Rheydt, 3 DM; Joh. Benzin, Hamburg, 48 DM; H. Bütow, Hamburg, 8 DM; H. Beerbohm, Lüchow, 15 DM; E. v. Bonin, Hamburg, 3 DM; E. Bahldke, Hermannsburg, 3 DM; G. Beckstroem, Bad Neustadt, 3 DM; Blank, Hohenlimburg, 13 DM; H. Becker, Hamburg, 19 DM; I. Boltz, Schweinfurt, 6 DM; Buhrow, Hamburg, 8 DM; Dr. U. Berner, Wilhelmsfeld, 12 DM; W. Büchner, Mühlheim, 3 DM; Chr. Bourjeau, Neumünster, 1 DM; M. Bruhns, Neusäß, 8 DM; Braungartt, Alsfeld, 12 DM; Dr. U. Braun, Eutin, 8 DM; H. Brunswig, 7,50 DM; H. Biermann, Wiesbaden, 10 DM; L. Dannemann, Hundsmühlen, 8 DM; W. Dammer, Quito, 8 DM; Dr. F. v. Dewitz, Kaltenmoor, 12 DM; Dr. W. Dopheide, Hagen, 5 DM; H. Dieckmann, Frankfurt, 26 DM; C. W. Eger, Schweinfurt, 50 DM; O. Engelhardt-Kyffhäuser, Göttingen, 10 DM; M. Fischer, Düsseldorf, 17 DM; M. Fandre, Dortmund, 16 DM; H. Ferworn, Düsseldorf, 8 DM; K. Frese, Wiesbaden, 25 DM; H. Frenz, Reinfeld, 12 DM; W. Fölsch, Grünenplan, 6 DM; Dr. H. Friedrichs, Hösel, 38 DM; C. Geißler, Köln, 3 DM; Granzow, Hamburg, 3 DM; W. Gentz, Berlin, 10 DM; K. H. Gieseler, Frankfurt, 6 DM; Dr. F. Gößler, Kiel, 114 DM; O. Göldenitz, Restorf, 8 DM; O. Gärtner, Ratzeburg, 12 DM; E. Gappe, Mühlheim, 8 DM; Dr. U. Graffstädt, Berlin, 8 DM; K. Graffstädt, Berlin, 8 DM; K. L. Günther, Bleckede, 20 DM; H. Gerlach, Brunsbüttel, 8 DM; H. Gehring, Bremen, 3 DM; J. Granzow, Los Angeles, 6,97 DM; E. G. Heukeshoven, Bochum, 19 DM; L. Hänisch, Berlin, 3 DM; Fr. Honig, Ahaus, 3 DM; O. E. Heipertz, Kapstadt, 8 DM; W. Holldorf, Hohegeiß, 3 DM; F. Hintz, Goslar, 8 DM; Dr. Hordorff, Münster, 8 DM; H. Hahn, Bad Segeberg, 12 DM; Dr. Herrmann, St. Peter, 5 DM; H. Hage, Hildes-

heim, 8 DM; Cl. Haas, Bochum, 3 DM; R. Hartwig, Frankfurt, 3 DM; E. v. Harling, Bad Godesberg, 12 DM; E. Koch-Sturm, Berlin, 3 DM; Dr. W. Korn, Vettweis, 8 DM; H. Klempin, Eutin, 3 DM; R. Knacke, Berlin, 18 DM; H. Kurtztisch, Rinteln, 6 DM; Dr. O. Krämer, Bad Oldesloe, 6 DM; H. Kühn, Trittau, 3 DM; Dr. Klatt, Wiesbaden, 2 DM; A. Körner, Berlin, 8 DM; K. Kletschke, Düren, 21 DM; E. Köhler, Berlin, 12 DM; H. J. Köhler, Troisdorf, 23 DM; Chr. Kirchner, Berlin, 1 DM; E. Krüger, Bayreuth, 13 DM; Krey, Todendorf, 12 DM; Knacke, Los Angeles, 2,87 DM; J. H. Klempin, Hungriger Wolf, 20 DM; H. Kriening, Berlin, 10 DM; O. Krüger, Düsseldorf, 8 DM; W. Leusch, Zweibrücken, 3 DM; E. Lungfiel, Hamburg, 8 DM; Dr. Cl. J. Lüders, Berlin, 8 DM; Fr. Lube, Braunschweig, 21 DM; Lessing, Düsseldorf, 11 DM; Lütjens, Soltau, 12 DM; H. Lebowski, Hamburg, 8 DM; H. Langmann, Visbek, 8 DM; I. W. Loesch, Tsumeb, 20 DM; R. Lüders, Hamburg, 3 DM; Dr. H. G. Müller, St. Ingbert, 3 DM; Dr. Meltz, Hohenlimburg, 3 DM; G. Mendelsohn, Buenos Aires, 8 DM; Dr. A. Massmann, Krefeld, 10 DM; Dr. M. Mülling, Berlin, 12 DM; H. Müller-Wollermann, Wuppertal, 15 DM; Ag. Müller, Norden, 3 DM; Dr. K. H. Narjes, Belgien, 8 DM; R. Peters, Ziethen, 18 DM; G. Piehler, Göttingen, 11 DM; Fr. Prien, Siegen, 8 DM; Praefcke, Norden, 8 DM; O. Preuß, Gelsenkirchen, 10 DM; Dr. W. Prütz, Berlin, 6 DM; B. Pogoda, Mollhagen, 5 DM; Dr. G. Pohl, Bochum, 20 DM; Dr. H. Pinnow, Ludwigshafen, 20 DM; W. Paschen, Bielefeld, 1 DM; G. Preetzmann, Rom (wo da?), 3 DM; E. Plagemann, Hamburg, 12 DM; G. Quint, Osnabrück, 12 DM; W. Rieck, Bergisch-Gladbach, 20 DM; H. Rehbein, Stuttgart, 8 DM; F. Ramin, Siegen, 18 DM; H. Rüggeberg, Marienheide, 38 DM; C. Risch, Bonn, 8 DM; Dr. M. Rütz, Berlin, 20 DM; Dr. G. Runge, Heidelberg, 30 DM; G. Ruhnke, Hamburg, 3 DM; W. Rust, Hamburg, 16 DM; P. Rhein, Lohe, 20 DM; W. Reimann, Frankfurt, 8 DM; Ch. Rochna, Hamburg, 8 DM; O. Rassow, Altenhof, 18 DM; Dr. S. Runge, Heidelberg, 20 DM; Frau Schondorff, Baden-Baden, 10 DM; Frhr. v. Schleinitz, Kiel, 8 DM; P. Strauß, Rovereto, 262,70 DM; Dr. H. Schäfer, Köln, 12 DM; Dr. H. Schultz, Schweinfurt, 3 DM; E. Stammer, Lübeck, 3 DM; R. Schäfen, Kassel, 9 DM; H. Steffen, Stuttgart, 11 DM; F. S., 8 DM; R. Seidel, Berlin, 3 DM; K. Sonntag, Berlin, 16 DM; Frhr. v. Seckendorff, Buchenau, 3 DM; Dr. Stahl, Hannover, 8 DM; E. Schüder, Ettlingen, 12 DM; H. Stech, Königsfeld, 6 DM; Dr. Stech, Hannover, 25 DM; Dr. E. Stier, Frankfurt, 13 DM; E. Stahlkopf, Krefeld, 3 DM; Dr. H. E. Stier, Münster, 3 DM; Br. Schulze, Hamburg, 3 DM; Dr. G. Staffeld, Ebstorf, 20 DM; Th. Steuding, Weinheim, 12 DM; H. Simmerling, Schweden, 8 DM; F. Schuchardt, Osterode, 10 DM; Gh. A. Tarbiat, Köln, 6 DM; G. Tramm, Köln, 13 DM; Dr. G. Tesch, Berlin, 3 DM; G. Vogel, Münster, 3 DM; Dr. O. Witte, Saarbrücken, 6 DM; H. Wiencke, Düsseldorf, 8 DM; M. Wolter, Waldmohr, 2 DM; Dr. Fr. Wiencke, Düsseldorf, 8 DM; K. O. Wolter, Hannover, 3 DM; L. Weißer, Tailfingen, 28 DM; M. v. Wussow, Berlin, 48 DM; H. Wegener, Denzlingen, 22 DM; O. A. Wustrow, Berlin, 18 DM; D. Wiencke, Lübeck, 3 DM; Dr. K. Warncke, Braunschweig, 3 DM; Fr. Wesemann, Büdelsdorf, 8 DM; R. Wegner, Paderborn, 8 DM; K. Zander, Offenbach, 3 DM; X, Göttingen, 200 DM; X, Lübeck, 10 DM; X, Afrika, 13 DM; X, Nordenham, 20 DM; X, Ratzeburg, 250 DM.

Spendenliste — Stand 23. 8. 1963

H. Beerbohm, Lüchow, 9,—; J. Benzin, Hamburg, 27,—; H. Becker, Hamburg, 20,—; E. v. Bonin, Hamburg, 12,—; Ch. Bredner, Hamburg, 9,—; W. Buchner, Mühlheim, 3,—; W. Buhrow, Hamburg, 35,—; H. Brunswig, Argentinien, 49,50; W. Bremer, Hamburg, 15,—; Fr. Dopheide, Hagen, 7,—; Dr. Dehn, Tötensen, 5,—; H. Frese, Wiesbaden, 5,—; H. Frenz, Reinfeld, 12,—; H. Ferworn, Düsseldorf, 5,—; E. Gappe, Mühlheim, 5,—; Prof. Dr. E. Gerchow, Frankfurt, 15,—; W. Gensch, Zweibrücken, 15,—; W. Gentz, Berlin, 12,—; Dr. U. Grafstädt, Berlin, 5,—; H. Hage, Hildesheim, 5,—; I. D. Happach, Hamburg, 12,—; Fr. Harcke, Hannover, 10,—; H. Heyse, Peine, 10,—; Dr. A. Hordorff, Münster, 5,—; Dr. H. Jerchel, Husum, 20,—; R. Jacoby, Bad Segeberg, 9,—; Dr. C. Kalkschmidt, Ibbenbüren, 8,—; Dr. E. Kassau, Bonn, 5,—; E. Kastner, Malmö, 5,—; R. K., Südafrika, 15,—; A. Körner, Berlin, 17,—; O. Krüger, Düsseldorf, 5,—; L. Linsel, Recklinghausen, 12,—; M. Ludwig, Lübeck, 4,—; Dr. Marung, Lübeck, 10,—; Dr. Maßmann, Krefeld, 5,—; G. Mendelsohn, Berlin, 5,—; Dr. Müller-Meinhard, Nordenham, 12,50; Dr. M. Mülling, Berlin, 15,—; H. Niemann, Bilstein, 9,—; Dr. H. Pinnow, Ludwigshafen, 27,—; Dr. G. Pohl, Bochum, 110,—; K. O. Praefcke, Norden, 38,—; Quint, Osnabrück,

7,—; Ch. Rochna, Hamburg, 8,—; Dr. M. Rütz, Berlin, 15,—; Dr. S. Runge, Heidelberg, 5,—; M. Rüggeberg, Marienheide, 20,—; Kl. Runge, Stuttgart, 12,—; Prof. Dr. H. Runge, Heidelberg, 5,—; C. Sonntag, Berlin, 2,—; Dr. G. Staffeld, Ebstorf, 5,—; Dr. Stahl, Hannover, 25,—; Dr. H. Stech, Hannover, 20,—; D. Stock, Hausberge, 15,—; L. Stoppel, Lübeck, 5,—; H. Wegener, Denzlingen, 9,—; O. Werk, Hannover, 7,—; F. Wesemann, Büdelsdorf, 5,—; Dr. H. Wichmann, Berlin, 5,—; Dr. H. Wiencke, Hilden, 17,—; Dr. F. Wiencke, Düsseldorf, 17,—; M. v. Wussow, Berlin, 17,—.

Allen Spendern gebührt unser herzlichster Dank. Ohne sie hätte das Heft nicht wieder so reich und schön ausgestattet werden können.

Verschiedenes

Marine-Ingenieur a. D. Kurt Busch, 3105 Faßberg, Poitzener Straße 41, sucht leihweise ein Foto aus dem Jahre 1909/1910, auf dem die an einer Aufführung des Stückes „Ut de Preußentied“ beteiligten Damen und Herren aus Neustrelitz abgebildet sind. Die Dorfkapelle stellte der Musikzirkel des Gymnasium Carolinum: Otto Kelling, Viktor Prütz und die beiden Brüder Busch. In der Mitte auf der Bühne stand eine Wiege, dahinter das junge Bauernpaar (ein Leutnant und die Frau von Studienrat Nahmmacher). — Ebenso wird von ihm das Bild des damaligen Spielmannszuges am Carolinum gesucht. — Oberstudiendirektor a. D. Dr. Paul Alms lädt zur Feier des 50. Geburtstages des einstigen Lyzeums mit Studienanstalt zu Rostock für den 28./29. September 1963 nach Koblenz am Rhein ein. — Dr. med. Max Rütz, Berlin, stiftete für das Archiv des Carolinum die Festschrift zum 200jährigen Bestehen der Wokuhler Kirche 1736 bis 1936. — Die Universitätsbibliothek Greifswald übersandte dem Archiv des Carolinum Heft 2 der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Jg. XII, 1963. Tauschgabe. — Am 12. Juli trafen sich zum 56. Neubrandenburger Abend die Neubrandenburger Freunde in Berlin im Preußenhof, Savignyplatz 5. Der Abend findet alle Vierteljahr statt. — Nachdem das Land Schleswig-Holstein am 6. April 1963 die Patenschaft für Mecklenburg übernommen hat, weht die mecklenburgische Flagge auf dem Regierungsgebäude in Kiel. — Unser Caroliner Paul Zahl hat nach schwerer Beinoperation (Kriegsverletzung) über 17 Monate im Krankenhaus gelegen. Als er glaubte, aufstehen zu können, wurde er durch schwere Herzinfarkte und Kreislaufstörungen niedergehalten. — Luise Lange geb. von Maltzan, geboren auf der Burg Stargard, wo sie Kindheit und erste Jugend verbrachte, hat, wie ihre sechs Geschwister, alle Bilder und Andenken aus dieser Zeit durch den Krieg verloren. Wer kann ihr Bilder von der Burg Stargard nachweisen oder beschaffen? Ihre Adresse ist Luise Lange, Berlin 13, Heilmannring 20. — Die Städte Waren/Müritz und Penzlin haben das 700jährige Bestehen gefeiert.

Aus dem Inhalt des nächsten Heftes:

Über die Gelehrtenschule in Neubrandenburg IV (Irmgard Unger-Brückner)

Über Atomprobleme (Prof. Dr. Hans Plende)

Ein mecklenburgischer Pfarrer wurde Wissenschaftler (Martin Breest)

Der Unteroffizier im Regiment Colberg, 1813, Sophie Dorothea Friederike

Krüger (Annalise Wagner)

Schliemanns Schwester Dütz (K. a. P.)

Der Maler Wilhelm Unger, Anhang IV, Werke / Prof. Dr. Eckhard Unger

Neudrusedom II (Niklas Nothnagel ✕)

Ludwig Giesebrecht als Geschichtsschreiber des Mirower Fürstenhofes (Prof. Dr. Friedrich Scheven)

Heft 31 und auch Heft 33 sind vergriffen. Wer kann uns davon noch ein Heft zur Verfügung stellen?

Wir bitten nochmals dringend, in Briefen die vollständige Anschrift im Briefkopf anzugeben.

Unbekannt verzogen: Rudolf Krüger, Düsseldorf, Dr. E. G. Meyer, Ruth Vogeler, Wolfgang Ohm, Dr. Erich Mewis, Wolfgang Sponholz, Franziska Schröder.

Redaktionsschluß für Heft 40 (!) am 10. Januar 1964. Eine Zahlkarte für säumige Zahler liegt bei. Postscheckkonto: Walter Blank, Kiel 1, Hamburg 2180 06 für Carolinum.